Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Der Frauenkrieg.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

August Zoller.

Siebentes und achtes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

I.

Während Canolles am andern Tage seine Morgenrunde machte, näherte sich ihm Vibrac und übergab ihm ein Billet nebst einem Schlüssel; Beides hatte in der Nacht ein Unbekannter gebracht und dem Lieutenant von der Wache mit der Bemerkung, es bedürfe keiner Antwort, eingehändigt.

Canolles bebte, als er die Handschrift von Frau von Cambes erkannte, und vermochte nur zitternd das Billet zu öffnen.

Es enthielt folgende Worte:

„In meinem letzten Schreiben benachrichtigte ich Euch, daß das Fort Saint-George in der Nacht angegriffen werden würde; in diesem sage ich Euch, daß das Fort Saint-George morgen genommen sein wird; als Mann, als Soldat des Königs seid Ihr keiner andern Gefahr preisgegeben, als der, Gefangener zu werden; Fräulein von Lartigues aber befindet sich in einer ganz andern Lage; der Haß, den man gegen sie hegt, ist so groß, daß ich nicht für ihr Leben stehen würde, wenn sie in die Hände der Bordelesen fiele. Bestimmt sie, zu fliehen, ich gebe Euch die Mittel dazu.

„Oben an Eurem Bette, hinter einer Tapete mit dem

Wappen der Herren von Cambes, denen einst die Insel Saint-George als ein Theil ihres Grundbesitzes gehörte, womit mein verstorbener Gemahl den König beschenkt hat, findet Ihr eine Thüre, zu der ich Euch hiemit den Schlüssel schicke. Diese Thüre ist eine von den Oeffnungen eines unterirdischen Ganges, welcher sich unter dem Flusse durchzieht und in dem Herrenhause von Cambes ausmündet. Laßt Fräulein Nanon von Lartigues durch diesen Gang fliehen, und wenn Ihr sie liebt . . . . flieht mit ihr.

„Ich stehe mit meiner Ehre für ihr Leben.

„Gott befohlen. Wir sind quitt.

„Vicomtesse von Cambes."

Canolles las dieses Billet wieder und wieder, schauerte vor Schrecken bei jeder Zeile, erbleichte bei jedesmaligem Lesen; er fühlte, ohne dieses Geheimniß ergründen zu können, daß eine fremde Macht ihn umhüllte und über ihn verfügte. Der unterirdische Gang, welcher von seinem Bette aus mit dem Schlosse Cambes zusammenhing, hätte er nicht dazu dienen können, wenn das Vorhandensein desselben bekannt gewesen wäre, Saint-George in die Hände des Feindes zu liefern?

Vibrac folgte auf dem Gesichte des Gouverneur den letzten Bewegungen, welche sich darauf abspiegelten, und fragte:

„Schlimme Nachrichten, Commandant?"

„Ja, es scheint, man wird uns in der nächsten Nacht angreifen."

„Die Starrköpfe!" rief Vibrac; „ich hätte geglaubt, sie könnten sich für gehörig gestriegelt halten, und wir würden vor mindestens acht Tagen nicht mehr von ihnen sprechen hören."

„Ich brauche Euch nicht die strengste Wachsamkeit zu empfehlen," sagte Canolles.

„Seid unbesorgt, Commandant. Ohne Zweifel werden sie uns zu überrumpeln suchen, wie das letzte Mal."

„Ich weiß es nicht, aber wir wollen uns für jeden Fall bereit halten und dieselben Vorsichtsmaßregeln nehmen, wie jüngst. Vollendet die Runde an meiner Stelle; ich kehre in meine Wohnung zurück, wo ich einige Befehle auszufertigen habe.“

Vibrac machte ein Zeichen der Beistimmung und entfernte sich mit der ganzen militärischen Sorglosigkeit, die den Männern eigenthümlich ist, welche bei jedem Schritte der Gefahr zu begegnen ausgesetzt sind.

Canolles kehrte in seine Wohnung zurück und ging mit aller möglichen Behutsamkeit zu Werk, um von Nanon nicht gesehen zu werden; nachdem er sich versichert hatte, daß er allein war, schloß er sich ein.

Oben an seinem Bette erblickte er das Wappen der Herren von Cambes auf einem von einem goldenen Band umgebenen Stück Tapete.

Canolles hob das Band auf, das, sich von der Tapete losmachend, den Rand einer Thüre zeigte.

Diese Thüre öffnete sich mit dem Schlüssel, den die Vicomtesse dem jungen Mann zugleich mit dem Billet hatte zustellen lassen, und die Mündung eines unterirdischen Ganges bot sich, gähnend und sichtbar in der Richtung des Schlosses Cambes sich vertiefend, den Augen von Canolles.

Canolles blieb einen Augenblick stumm und der Schweiß lief von seiner Stirne. Dieser geheimnißvolle Gang, der nicht der einzige sein konnte, erschreckte ihn unwillkürlich.

Er zündete eine Kerze an, um denselben zu untersuchen.

Zuerst stieg er zwanzig steile Treppen hinab, dann fuhr er auf einem sanfteren Abhange fort, in die Tiefe der Erde einzudringen.

Bald hörte er ein dumpfes Geräusch, das ihm Anfangs bange machte, da er nicht wußte, welcher Ursache er dasselbe zuschreiben sollte; aber weiter vorrückend er-

kannte er über seinem Haupte das ungeheure Tosen des sein Gewässer nach dem Meere wälzenden Flusses.

Mehre Spalten hatten sich in dem Gewölbe gebildet, durch welche in verschiedenen Perioden Wasser eingedrungen sein mußte, aber ohne Zweifel zu rechter Zeit wahrgenommen, hatte man diese Spalten mit einem Cement verstopft, das später härter geworden war, als der Stein, den es befestigte.

Beinahe zehn Minuten lang hörte Canolles das Rollen des Wassers über seinem Kopfe; dann verminderte sich das Geräusch allmälig und bald war es nur noch ein Gemurmel. Endlich erlosch das Gemurmel ebenfalls, Stillschweigen trat ein, und nachdem er fünfzig Schritte unter diesem Stillschweigen gemacht hatte, gelangte Canolles zu einer Treppe, der ähnlich, auf welcher er herabgestiegen war; diese Treppe schloß auf ihrer letzten Stufe eine massive, durch eine eiserne Platte feuerfeste, Thüre, welche zehn Mann mit vereinigten Kräften nicht zu erschüttern im Stande gewesen wären.

„Nun begreife ich," sagte Canolles; „man wird Nanon an dieser Thüre erwarten und sie retten."

Canolles kehrte um, ging unter dem Wasser durch, fand seine Treppe wieder, stieg in sein Zimmer hinauf, befestigte das Band und begab sich äußerst nachdenkend zu Nanon.

Nanon war, wie gewöhnlich, umgeben von Karten, Briefen und Büchern. Die arme Frau führte auf ihre Weise den Bürgerkrieg für den König. Sobald sie Canolles gewahrte, reichte sie ihm entzückt die Hand und sprach:

„Der König kommt, und in acht Tagen sind wir außer Gefahr."

„Er kommt immer," erwiederte Canolles, „doch leider trifft er nie ein."

„Oh! dießmal bin ich gut unterrichtet, lieber Baron, und er wird vor acht Tagen hier sein."

„So sehr er sich auch beeilen mag, Nanon, so wird er doch für uns zu spät kommen.“

„Was sagt Ihr?“

„Ich sage, daß Ihr, statt Euch auf diesen Karten und Papieren zu erhitzen, wohl daran thun würdet, an Mittel zur Flucht zu denken.“

„Fliehen! und warum?“

„Weil ich schlimme Kunde habe, Nanon. Eine neue Expedition bereitet sich vor: dießmal kann ich unterliegen.“

„Wohl, mein Freund, ist es nicht abgemacht, daß Euer Geschick das meinige, daß Euer Glück das meine ist?“

„Nein, das kann nicht sein; ich wäre zu schwach, wenn ich für Euch zu befürchten hätte. Wollten sie Euch nicht in Agen im Feuer sterben lassen? Wollten sie Euch nicht in den Fluß stürzen? Hört, Nanon, aus Mitleid für mich besteht nicht darauf, hier zu bleiben, Euere Gegenwart würde mich irgend eine Feigheit begehen lassen.“

„Mein Gott, Canolles, Ihr erschreckt mich.“

„Nanon, ich flehe Euch an, schwört mir, wenn man mich angreift, das zu thun, was ich befehlen werde.“

„Oh! mein Gott, wozu soll dieser Eid nützen?“

„Um mir die Kraft zum Leben zu geben. Nanon, wenn Ihr mir nicht blindlings zu gehorchen gelobt, so schwöre ich Euch, daß ich mich bei der nächsten Gelegenheit tödten lasse.“

„Ah! ich schwöre Euch bei unserer Liebe, ich werde Alles thun, was Ihr wollt.“

„Gott sei Dank! theuere Nanon, nun bin ich ruhig. Packt Eure kostbarsten Juwelen zusammen. Wo ist Euer Gold?“

„In einem in Eisen gebundenen Faß.“

„Haltet Alles bereit, damit man es mit Euch fortnehmen kann.“

„Oh! Canolles, Ihr wißt wohl, daß der wahre

Schatz meines Herzens weder in meinem Gold, noch in meinen Juwelen besteht. Canolles, soll alles Dieß nicht dazu dienen, mich von Euch zu entfernen?"

„Nanon, nicht wahr, Ihr haltet mich für einen Mann von Ehre? Wohl, bei meiner Ehre, was ich thue, wird mir einzig und allein von der Furcht vor der Gefahr, der Ihr preisgegeben seid, eingegeben."

„Und Ihr glaubt im Ernste an diese Gefahr?"

„Ich glaube, daß die Insel Saint-George morgen genommen sein wird."

„Aber wie?"

„Ich weiß nicht, aber ich glaube es."

„Und wenn ich zur Flucht einwillige?

„So werde ich Alles thun, um zu leben, Nanon, das schwöre ich Euch."

„Ihr befehlt, Freund, und ich gehorche," sagte Nanon, ihm die Hand reichend, und sie vergaß in ihrem Eifer, ihn anzuschauen, die zwei schweren Thränen, welche an ihren Wangen herabliefen.

Canolles drückte Nanon die Hand und ging hinaus. Wäre er noch einen Augenblick geblieben, so würde er diese zwei Perlen mit seinen Lippen aufgefaßt haben, aber er legte die Hand auf den Brief der Vicomtesse, und dieser Brief verlieh ihm, einem Talisman ähnlich, die Kraft, sich zu entfernen.

Der Tag war grausam. Die so bestimmte Drohung: „Morgen wird die Insel Saint-George genommen sein," toste unabläßig in den Ohren von Canolles. Wie? durch welches Mittel? welche Gewißheit hatte die Vicomtesse, um so zu ihm zu sprechen? Würde er zu Wasser, würde er zu Lande angegriffen werden? Von welchem Punkte aus sollte dieses unsichtbare, aber dennoch gewisse Unglück über ihn einbrechen? Es war, um verrückt zu werden.

So lange der Tag währte, verbrannte Canolles, überall seine Feinde suchend, die Augen in der Sonne. Am Abend gebrauchte Canolles seine Augen, um die

Tiefen des Waldes, die Horizonte der Ebene, die Krümmungen des Flusses zu sondiren. Alles vergebens, er sah nichts.

Und als es völlig Nacht geworden war, erleuchtete sich ein Flügel des Schlosses Cambes: es war das erste Mal, daß Canolles daselbst Licht erblickte, seitdem er sich auf der Insel Saint-George befand.

„Ah!" sagte er, „die Retter von Nanon sind an ihrem Posten."

Und ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust.

Welch ein seltsames, geheimnißvolles Räthsel umschließt das menschliche Herz! Canolles liebte Nanon nicht mehr, Canolles betete Frau von Cambes an, und dennoch fühlte Canolles seine Seele in dem Augenblick brechen, wo er sich von derjenigen, welche er nicht mehr liebte, trennen sollte; nur fern von ihr und wenn er sie zu verlassen im Begriffe war, fühlte er die wahre Kraft der sonderbaren Zuneignng, die er für dieses reizende Geschöpf hegte.

Die ganze Garnison war auf den Wällen, um zu wachen. Des Schauens müde, befragte Canolles die nächtliche Stille. Nie war eine Finsterniß stummer gewesen, kein Geräusch störte diese Ruhe, welche die einer Wüste zu sein schien.

Plötzlich kam Canolles der Gedanke, der Feind würde vielleicht durch den von ihm durchforschten unterirdischen Gang in das Fort dringen. Es war dies nicht sehr wahrscheinlich, denn in diesem Falle würde man ihn nicht zum Voraus darauf aufmerksam gemacht haben; nichtsdestoweniger beschloß er, diesen Gang zu bewachen. Er ließ ein Pulverfaß mit einer Lunte bereit halten, wählte den Bravsten von seinen Sergenten, wälzte das Faß auf die letzte Stufe des unterirdischen Gewölbes, zündete eine Fackel an und gab sie dem Sergenten in die Hand. Zwei Soldaten standen in seiner Nähe.

„Wenn sich mehr als sechs Menschen in diesem Gange

zeigen," sagte er zu dem Sergenten, „so fordere sie zuerst auf, sich zurückzuziehen; weigern sie sich, so zünde die Lunte an und wälze das Faß fort; da der Gang abhängig ist, so wird es mitten unter ihnen zerspringen."

Der Sergent nahm die Fackel; die zwei Soldaten blieben beleuchtet von dem röthlichen Reflexe hinter ihm stehen, während zu ihren Füßen das Pulverfaß lag.

Canolles stieg, wenigstens von dieser Seite beruhigt, wieder hinauf; aber in sein Zimmer zurückkehrend, erblickte er Nanon, die ihm, da sie ihn hatte vom Walle herabsteigen und in seine Wohnung gehen sehen, gefolgt war, um Kunde zu erhalten. Erschrocken schaute sie die ihr unbekannte gähnende Oeffnung an.

„Ah! mein Gott," fragte sie, „was bedeutet diese Thüre?"

„Es ist die des Ganges, durch welchen Du fliehen sollst, theuere Nanon."

„Du hast mir versprochen, ich würde Dich nur im Falle eines Angriffs zu verlassen haben."

„Und ich verspreche es Dir abermals."

„Alles scheint ruhig um die Insel her, mein Freund."

„Auch innerhalb des Fort scheint Alles ruhig, nicht wahr? Dennoch sind zwanzig Schritte von uns ein Pulverfaß, ein Mann und eine Fackel. Näherte der Mann die Fackel dem Pulverfaß, so würde in einer Sekunde in diesem ganzen Schloß kein Stein mehr auf dem andern bleiben. So ist Alles ruhig, Nanon!"

Die junge Frau erbleichte.

„Ah! Ihr macht mich beben," rief sie.

„Nanon," sprach Canolles, „ruft Euere Frauen, sie mögen mit Eueren Schmuckkästchen hierher kommen, Euern Kammerdiener, er komme mit Eurem Gelde. Vielleicht habe ich mich getäuscht, vielleicht wird diese Nacht nichts vorfallen; aber gleichviel, wir wollen uns bereit halten."

„Wer da?" rief die Stimme des Sergenten in dem unterirdischen Gewölbe.

Eine andere Stimme antwortete, aber ohne einen feindlichen Ton.

„Hört," sagte Canolles, „man kommt, um Euch zu holen."

„Man greift noch nicht an, mein Freund, Alles ist ruhig; laßt mich bei Euch bleiben, sie werden nicht kommen."

Als Nanon diese Worte vollendete, erscholl der Ruf: „Wer da?" dreimal in dem innern Hof, und das dritte Mal folgte darauf der Knall einer Muskete.

Canolles eilte an das Fenster und öffnete es.

„Zu den Waffen!" rief die Schildwache, „zu den Waffen!"

Canolles sah in einer Ecke eine schwarze, bewegliche Masse; es war der Feind, welcher aus einer niedrigen, gewölbten Pforte hervorströmte, die sich nach einem Keller öffnete, welcher als Holzkammer benützt wurde; ohne Zweifel war in diesem Keller eine geheime Oeffnung, wie oben an dem Bette von Canolles.

„Hier sind sie!" rief Canolles; „beeilt Euch, hier sind sie."

„In demselben Augenblick erwiederte das Feuer von etwa zwanzig Musketen den Schuß der Schildwache. Ein paar Kugeln zerschmetterten die Scheiben des Fensters, welches Canolles rasch wieder schloß.

Er wandte sich um, Nanon lag auf den Knieen.

Durch die innere Thüre liefen die Frauen und ihr Lackei herbei:

„Es ist kein Augenblick zu verlieren, Nanon," rief Canolles; „kommt! kommt!"

Und er zog die junge Frau in seine Arme empor, wie er es mit einer Feder gethan hätte, drang in den unterirdischen Gang und rief den Leuten von Nanon zu, sie sollten ihm folgen.

Der Sergent war, die Fackel in der Hand, an seinem Posten: die zwei Soldaten hielten sich, die Lunte

angezündet bereit, Feuer auf eine Gruppe zu geben, in deren Mitte bleich und unter vielen Freundschaftsversicherungen unser alter Bekannter, Meister Pompée, erschien.

„Oh! Herr von Canolles,“ rief er, „sagt ihnen doch, wir seien die Leute, die Ihr erwartet; was Teufels! man macht keine solche Spässe mit Freunden.“

„Pompée,“ sprach Canolles, „ich empfehle Euch diese Dame; es hat mir Jemand, den Ihr kennt, bei seiner Ehre für sie gebürgt. Ihr haftet mir für sie mit Euerem Kopfe.“

„Ja, ja, ich hafte für Alles,“ erwiederte Pompée.

„Canolles, Canolles, ich verlasse Euch nicht,“ rief Nanon, sich an den Hals des jungen Mannes anklammernd; „Canolles, Ihr habt mir versprochen, mir zu folgen.“

„Ich habe gelobt, das Fort Saint-George zu vertheidigen, so lange ein Stein auf dem andern stünde, und ich werde mein Versprechen halten.“

Und trotz des Geschreis, des Flehens, der Bitten von Nanon übergab er sie den Händen von Pompée, der, unterstützt von zwei oder drei Lackeien von Frau von Cambes und der eigenen Dienerschaft der Flüchtigen, diese in die Tiefe des unterirdischen Ganges fortzog.

Canolles folgte mit den Augen einige Sekunden dem zarten, weißen Phantome, das sich, die Arme nach ihm ausgestreckt, entfernte. Plötzlich aber erinnerte er sich, daß er anderswo erwartet wurde, und eilte mit dem Sergenten und den zwei Soldaten nach der Treppe.

Vibrac war in seinem Zimmer, ohne Hut, bleich und den Degen in der Hand.

„Commandant,“ rief er, als er Canolles erblickte, „der Feind, ... der Feind!“

„Ich weiß es.“

„Was ist zu thun?“

„Bei Gott! eine schöne Frage; wir müssen uns tödten lassen.“

Canolles eilte nach dem Hofe. Unterwegs bemerkte er eine Schanzgräberart und ergriff dieselbe.

Der Hof war voll von Feinden; sechzig Soldaten der Garnison versuchten es, in einer Gruppe vereinigt die Thüre der Wohnung von Canolles zu vertheidigen. Geschrei und Flintenschüsse von der Seite des Walles verkündigten, daß man überall handgemein war.

„Der Commandant! der Commandant!" riefen die Soldaten, sobald sie Canolles gewahr wurden.

„Ja! ja!" antwortete dieser, „der Commandant kommt, um mit Euch zu sterben. Muth! Freunde! Muth! man hat Euch durch Verrath gefaßt, da man Euch nicht besiegen konnte."

„Alles ist gut im Kriege," sprach die spöttische Stimme von Ravailly, der, den Arm in der Binde, seine Leute anfeuerte, Canolles zu ergreifen. „Ergib Dich, Canolles, ergib Dich, und Du sollst eine gute Capitulation bekommen."

„Ah! Du bist es, Ravailly," rief Canolles. „Ich glaubte doch die Schuld der Freundschaft an Dich abgetragen zu haben? Du bist nicht zufrieden, warte..!"

Und Canolles sprang fünf bis sechs Schritte vor, und schleuderte die Art, welche er in der Hand hielt, mit solcher Gewalt nach Ravailly, daß sie neben dem Kapitän von Navailles den Helm und den Hausse-col eines Bürgerofficiers spaltete, welcher todt niederstürzte.

„Pest!" sprach Ravailly, „so erwiederst Du die Höflichkeiten, die man Dir erzeigt? Ich sollte übrigens an Deine Manieren gewöhnt sein. Freunde, er ist rasend, Feuer auf ihn! Feuer!"

Auf diesen Befehl brach ein kräftiges Gewehrfeuer aus den feindlichen Reihen hervor, und fünf bis sechs Mann fielen neben Canolles.

„Feuer!" rief dieser ebenfalls, „Feuer!"

Aber es antworteten kaum ein paar Musketenschüsse. In dem Augenblick überrumpelt, wo sie es am wenigsten

erwarteten, und durch die Nacht beängstigt, hatten die Soldaten von Canolles den Muth verloren.

Canolles sah, daß nichts mehr zu thun war.

„Geht herein," sagte er zu Vibrac, „geht herein, und laßt Euere Leute ebenfalls hereingehen; wir verrammeln uns und ergeben uns nur, wenn sie unsere Stellung im Sturme erobert haben."

„Feuer!" wiederholten zwei andere Stimmen, die von d'Espagnet und Larochefoucault. „Erinnert Euch, daß Euere todten Kameraden Rache fordern. Feuer!"

Und der Eisenorkan pfiff abermals um Canolles, ohne ihn zu treffen, aber er decimirte zum zweiten Male seine kleine Truppe.

„Zurück!" rief Vibrac, „zurück!"

„Frisch auf!" schrie Ravailly; „vorwärts! Freunde, vorwärts!"

Die Feinde rückten vor; Canolles hielt mit höchstens zehn Mann den Angriff aus; er hatte die Flinte eines todten Soldaten aufgehoben und bediente sich derselben als einer Keule.

Seine Gefährten zogen sich zurück und er selbst zog sich zuletzt mit Vibrac in das Innere.

Beide stemmten sich nun gegen die Thüre an; es gelang ihnen, dieselbe, trotz der Anstrengungen des Feindes, zuzudrücken und mittelst einer ungeheuren eisernen Stange zu befestigen.

Die Fenster waren vergittert.

„Aexte, Hebeeisen, Kanonen, wenn es sein muß!" rief die Stimme des Herzogs von Larochefoucault; „wir müssen sie Alle haben, todt oder lebendig."

Ein furchtbares Feuer folgte auf diese Worte; mehre Kugeln durchlöcherten die Thüre, eine derselben zerschmetterte Vibrac den Schenkel.

„Meiner Treue, Commandant," sagte dieser, „ich habe meine Rechnung, sucht nun die Euere in Ordnung zu bringen; das geht mich nichts mehr an."

Und er sank an der Mauer hin, da er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Canolles schaute umher; ein Dutzend Soldaten war noch im Vertheidigungsstande; der Sergent, den er in dem unterirdischen Gewölbe als Wache aufgestellt hatte, befand sich unter ihnen.

„Die Fackel,“ sagte er zu ihm, „was hast Du mit der Fackel gemacht?“

„Meiner Treue, Commandant, ich habe sie neben das Faß geworfen.“

„Brennt sie noch?“

„Wahrscheinlich.“

„Gut. Laß alle diese Leute durch die Thüren, durch die hinteren Fenster hinaus. Erlange für sie und für Dich die beste Capitulation, die Du zu erzielen vermagst; das Uebrige geht mich an.“

„Aber, mein Commandant...“

„Gehorche.“

Der Sergeint beugte das Haupt und machte seinen Soldaten ein Zeichen, ihm zu folgen. Sogleich verschwanden Alle durch die inneren Gemächer: sie hatten die Absicht von Canolles begriffen und verspürten keine große Lust in sich, mit ihm in die Luft gesprengt zu werden.

Canolles horchte einen Augenblick; man bearbeitete die Thüre mit Axtstreichen, ohne daß das Gewehrfeuer deßhalb aufhörte; man schoß auf den Zufall und nach den Fenstern, in der Vermuthung, die Belagerten könnten hinter denselben im Hinterhalte liegen.

Plötzlich verkündigte ein gewaltiges Geräusch, daß die Thüre nachgegeben hatte, und Canolles hörte, wie die Menge mit Freudengeschrei in das Schloß stürzte.

„Gut, gut,“ murmelte er, „in fünf Minuten wird dieses Freudengeschrei in ein Geheule der Verzweiflung verwandelt sein.“

Und er eilte in den unterirdischen Gang.

Aber auf dem Fasse saß ein junger Mann, die Fa-

ckel zu seinen Füßen, den Kopf auf seine beiden Hände gestützt.

Bei dem Geräusche erhob der junge Mann das Haupt, und Canolles erkannte Frau von Cambes.

„Ah!“ rief sie aufstehend, „da ist er endlich.“

„Claire,“ murmelte Canolles, „was wollt Ihr hier?“

„Mit Euch sterben, wenn Ihr sterben wollt.“

„Ich bin entehrt, verloren, ich muß wohl sterben.“

„Ihr seid gerettet und glorreich, gerettet durch mich!“

„Verloren durch Euch! Hört ihr sie? sie kommen, hier sind sie! Flieht, Claire, flieht durch diesen unterirdischen Gang; Ihr habt fünf Minuten, das ist mehr, als Ihr braucht.“

„Ich fliehe nicht, ich bleibe.“

„Aber wißt Ihr, warum ich hier herabgestiegen bin? wißt Ihr, was ich thun will?“

Frau von Cambes hob die Fackel auf, näherte sich dem Pulferfaß und erwiederte:

„Ich vermuthe es.“

„Claire,“ rief Canolles erschrocken, „Claire!“

„Wiederholt noch einmal, daß Ihr sterben wollt, und wir sterben mit einander.“

Das bleiche Antlitz der Vicomtesse deutete eine solche Entschlossenheit an, daß Canolles begriff, sie würde thun, was sie sagte: er hielt inne.

„Aber, was wollt Ihr denn?“ fragte er.

„Daß Ihr Euch ergebet.“

„Nie!“ rief Canolles.

„Die Zeit ist kostbar,“ sprach die Vicomtesse, „ergebt Euch. Ich biete Euch das Leben, ich biete Euch die Ehre an, indem ich Euch die Entschuldigung des Verrathes gebe.“

„So laßt mich fliehen, ich lege mein Schwert vor die Füße des Königs und verlange Gelegenheit, mir Genugthuung zu verschaffen.“

„Ihr werdet nicht fliehen."

„Warum?"

„Weil ich nicht so leben kann; weil ich nicht von Euch getrennt leben kann; weil ich Euch liebe."

„Ich ergebe mich, ich ergebe mich," rief Canolles, vor Frau von Cambes auf die Kniee stürzend und die Fackel, welche er in der Hand hielt, weit von sich schleudernd.

„Ah!" murmelte die Vicomtesse, „dießmal halte ich ihn, und man wird ihn mir nicht mehr nehmen."

Es lag hierin etwas Seltsames und doch Erklärliches: die Liebe wirkte auf eine entgegengesetzte Weise auf diese zwei Frauen.

Zurückhaltend, sanft, schüchtern, war Frau von Cambes entschieden, kühn und stark geworden.

Launenhaft, eigensinnig, glühend, war Nanon schüchtern, sanft und zurückhaltend geworden.

So kam es, weil Frau von Cambes sich immer mehr von Canolles geliebt fühlte.

So, weil Nanon fühlte, daß die Liebe von Canolles jeden Tag mehr abnahm.

II.

Diese zweite Rückkehr der Armee der Prinzen war sehr verschieden von der ersten. Diesmal gab es Lorbeeren für Jedermann, selbst für die Besiegten. Das Zartgefühl von Frau von Cambes hatte einen guten Theil davon für Canolles vorbehalten, der, sobald er an der Seite seines Freundes Ravailly durch die Barrière einzog, wie ein großer Kapitän umgeben und wie ein tapferer Soldat beglückwünscht wurde.

Wohl bewahrten die Besiegten vom zweiten Tage vorher, und besonders diejenigen, welche einen Puff im Kampfe bekommen hatten, einen gewissen Groll gegen ihren Besieger. Aber Canolles war so gut, so schön, so einfach, er ertrug zugleich so heiter und so würdig seine neue Lage, er war umgeben von einem Geleite so eifriger Freunde, die Officiere und Soldaten des Regimentes Navailles priesen ihn so sehr als ihren Kapitän und als Gouverneur der Insel Saint-George, daß die Bordelesen bald vergaßen. Sie hatten überdies ganz Anderes zu denken; Herr von Bouillon kam am nächsten Tage oder zwei Tage nachher an, und aus den genauesten Nachrichten ging hervor, der König würde spätestens in acht Tagen in Libourne sein.

Frau von Condé zitterte vor Begierde, Canolles zu sehen; sie betrachtete ihn im Vorüberziehen hinter dem Fenstervorhang verborgen und fand an ihm eine wahre Eroberermiene, welche vortrefflich dem Rufe entsprach, den ihm Freunde und Feinde bereitet hatten. Frau von Tourville behauptete, im Gegensatz gegen die Meinung der Frau Prinzessin, es fehle ihm an Distinction. Lenet versicherte, er halte ihn für einen muthigen Mann, und Herr von Larochefoucault beschränkte sich auf die Bemerkung:

„Ah! ah! hier ist also der Held!“

Man wies Canolles eine Wohnung in der großen Festung der Stadt, im Schlosse Trompette an. Am Tage hatte er vollkommene Freiheit, in der Stadt spazieren zu gehen, seine Geschäfte zu besorgen oder seinem Vergnügen nachzulaufen. Bei dem Zapfenstreiche kehrte er nach Hause, Alles auf sein Ehrenwort, nie eine Flucht zu versuchen und nicht mit Denen außen zu correspondiren.

Ehe Canolles diesen letzten Schwur leistete, hatte er um Erlaubniß gebeten, vier Zeilen schreiben zu dürfen; diese Erlaubniß wurde ihm ertheilt, und er schrieb an Nanon folgenden Brief:

„Gefangen, aber frei in Bordeaux, auf mein Ehrenwort, keine Correspondenz mit Außen zu unterhalten,

schreibe ich Euch diese paar Worte, theuere Nanon, um Euch meiner Freundschaft zu versichern, an der Ihr meines Stillschweigens wegen zweifeln könntet. Ich verlasse mich auf Euch, daß Ihr meine Ehre bei dem König und der Königin vertheidigen werdet.

„Baron von Canolles.“

In diesen, wie man sieht, sehr sanften Bedingungen, ließ sich der Einfluß von Frau von Cambes erkennen.

Canolles brauchte fünf bis sechs Tage, bis er mit allen Mahlen, mit allen Festen zu Ende war, die ihm seine Freunde gaben; man traf ihn beständig mit Navailly, welcher, den linken Arm in dem von Canolles und den rechten in der Binde, mit ihm spazieren ging; wenn die Trommel ertönte und die Bordelesen zu irgend einer Expedition aufbrachen oder zu irgend einem Aufstande eilten, war man sicher, auf ihrem Wege Canolles zu sehen, entweder Navailly am Arm oder allein, die Hände auf dem Rücken, neugierig, lächelnd, harmlos.

Seit seiner Ankunft hatte er indessen Frau von Cambes nur selten gesehen und kaum ein paar Worte mit ihr gesprochen; es schien der Vicomtesse zu genügen, daß er nicht mehr bei Nanon war, und sie fühlte sich glücklich, daß sie ihn, wie sie es gesagt hatte, bei sich behalten konnte. Canolles schrieb ihr und beklagte sich auf eine zarte Weise, und sie ließ ihn in einigen Häusern der Stadt durch die für das Auge unsichtbare, aber für das Herz fühlbare Protection der Frau empfangen, welche liebt, ohne errathen sein zu wollen.

Noch mehr: Canolles erhielt durch die Vermittelung von Lenet die Erlaubniß, Frau von Condé seine Huldigung darzubringen, und der schöne Gefangene zeigte sich hier zuweilen, coquettirend und die Frauen der Prinzessin umschwirrend.

Uebrigens schien kein Mensch weniger an den politischen Angelegenheiten Theil zu nehmen, als Canolles: Frau von Cambes sehen, ein paar Worte mit ihr wechseln,

wenn es ihm nicht gelang, mit ihr zu sprechen, eine zärtliche Geberde von ihr erhaschen, ihr die Hand drücken, wenn sie in den Wagen stieg, obgleich er ein Hugenott war, ihr das Weihwasser reichen, das war die große Beschäftigung der Tage des Gefangenen.

In der Nacht dachte er an die große Angelegenheit des Tages.

Nach einiger Zeit genügte übrigens diese Zerstreuung dem Gefangenen nicht mehr. Da er aber das Zartgefühl von Frau von Cambes begriff, welche noch mehr für die Ehre von Canolles, als für die ihrige befürchtete, so suchte er den Kreis seiner Zerstreuungen auszudehnen. Zuerst schlug er sich mit einem Officier der Garnison und mit zwei Bürgern, wobei immerhin einige Stunden verflossen. Da er aber den Einen von seinen Gegnern entwaffnete und die andern Zwei verwundete, so entging ihm bald dieser Zeitvertreib in Ermangelung von Menschen, welche ihn zu zerstreuen geneigt waren.

Dann hatte er einige Male Glück bei Frauen. Canolles war, abgesehen vom schönen Mann, seitdem er als Gefangener in Bordeaux verweilte, äußerst interessant geworden. Drei volle Tage und den ganzen Morgen des vierten sprach man von seiner Gefangenschaft; das war beinahe so viel, als bei der des Herrn Prinzen.

Eines Tages, als Canolles Frau von Cambes in der Kirche zu sehen hoffte, und Frau von Cambes, vielleicht aus Furcht, ihn daselbst zu treffen, nicht gekommen war, bot Canolles, seinem Posten bei der Säule getreu, einer reizenden Frau, die er noch nicht gesehen hatte, Weihwasser; das war nicht der Fehler von Canolles, sondern der von Frau von Cambes; wäre die Vicomtesse gekommen, so würde er nur sie gesehen, nur ihr Weihwasser angeboten haben.

An demselben Tage, während Canolles in sich selbst nachforschte, wer die reizende Brunette sein könnte, erhielt er ein Einladungsschreiben, um den Abend bei dem Ge-

neralanwalt Lavie zuzubringen, bei demselben, der sich dem Einzug der Frau Prinzessin hatte widersetzen wollen und als Stütze der königlichen Herrschaft beinahe eben so sehr verhaßt war, als Herr von Epernon. Canolles, der immer mehr das Bedürfniß fühlte, sich zu zerstreuen, nahm die Einladung dankbar an und begab sich um sechs Uhr zu dem Generalanwalt.

Die Stunde mag unsern modernen Löwen seltsam vorkommen, aber Canolles entsprach aus zwei Gründen so frühzeitig der Einladung des Herrn Generalanwalts: einmal speiste man zu jener Zeit um zwölf Uhr zu Mittag und die Abendunterhaltungen begannen unendlich weniger spät; zweitens kehrte Canolles regelmäßig spätestens um halb zehn Uhr in das Schloß Trompette zurück, und er mußte daher, wenn er mehr als blos erscheinen wollte, unter den Ersten sich einfinden.

Als Canolles in den Salon trat, stieß er einen Freudenschrei aus; Madame Lavie war niemand Anderes, als die reizende Brunette, der er am Morgen so artig Weihwasser gereicht hatte.

Canolles wurde in dem Salon des Generalanwalts als ein Royalist empfangen, der seine Probe abgelegt hat. Kaum fand die Vorstellung statt, als er sich von Huldigungen umgeben sah, welche einen von den sieben Weisen Griechenlands zu betäuben im Stande gewesen wären. Man verglich seine Vertheidigung bei dem ersten Angriff mit der von Horatius Cocles, und seine Niederlage mit der Einnahme des durch die List von Ulysses überwältigten Troja.

„Mein lieber Herr von Canolles," sagte der Generalanwalt zu ihm, „ich weiß von guter Hand, daß bei Hofe stark von Euch und der schönen Vertheidigung, die Euch mit Ruhm bedeckt hat, die Rede gewesen ist; die Königin hat auch geschworen, Euch, sobald sie könnte, auszuwechseln und Euch am Tage Eurer Rückkehr in ihren Dienst

zum Grade eines Regimentschef oder eines Brigadier zu erheben; wollt Ihr nun ausgetauscht sein?"

„Meiner Treue," antwortete Canolles, Madame Lavie einen mörderischen Blick zuwerfend, „ich schwöre Euch, es ist mein größter Wunsch, daß die Königin nicht zu sehr eile; sie müßte mich gegen Geld oder gegen einen guten Militär austauschen. Ich bin diese Ausgabe nicht werth und verdiene diese Ehre nicht. Ich werde warten, bis Ihre Majestät Bordeaux genommen hat, wo ich mich vortrefflich befinde; dann kann sie mich umsonst haben."

Madame Lavie lächelte anmuthreich.

„Teufel," sagte ihr Gatte, „Ihr sprecht lau von Eurer Freiheit, Baron."

„Ei, warum soll ich mich dafür erwärmen?" entgegnete Canolles; „glaubt Ihr, es sei mir sehr angenehm, wieder activen Dienst zu nehmen, um mich täglich der Gefahr ausgesetzt zu sehen, einen von meinen Freunden zu tödten?"

„Aber welches Leben führt Ihr hier?" versetzte der Generalanwalt; „ein Leben unwürdig eines Mannes von Eurer Bedeutung. Ihr bleibt fremd jedem Rathe, jedem Unternehmen, und seid genöthigt, Andere der Sache dienen zu sehen, der sie angehören, während Ihr die Arme kreuzt. Ihr seid hier unnütz, machtlos, und diese Lage muß Euch drücken."

Canolles schaute Madame Lavie an, und diese schaute ihn ebenfalls an.

„Nein," erwiederte Canolles, „Ihr täuscht Euch, ich langweile mich nicht im Geringsten. Ihr beschäftigt Euch mit Politik, was sehr langweilig ist, ich beschäftige mich mit Liebe, was sehr unterhaltend ist. Ihr seid die Einen Diener der Königin, die Andern Diener der Prinzessin. Ich hänge mich nicht ausschließlich an eine Gebieterin, ich bin der Sklave aller Frauen."

Diese Antwort fand Anklang, und die Herrin des Hauses drückte ihre Meinung durch ein Lächeln aus.

Bald bildeten sich die Partien, Canolles setzte sich zum Spiele. Madame Lavie betheiligte sich zur Hälfte mit ihm gegen ihren Gatten, welcher fünfhundert Pistolen verlor.

Am andern Tage fiel es dem Volke, ich weiß nicht, aus welcher Veranlassung, ein, einen Aufstand zu machen. Ein Parteigänger der Prinzen schlug, mehr Fanatiker als die Uebrigen, vor, mit Steinwürfen die Scheiben von Herrn von Lavie zu zerschmettern. Als die Scheiben zerschmettert waren, schlug ein Anderer vor, Feuer an sein Haus zu legen. Man lief bereits nach den Bränden, als Canolles mit einer Abtheilung des Regiments Navailles anlangte, Madame Lavie in Sicherheit brachte und ihren Gatten einem Dutzend Wüthender entriß, welche, da sie ihn nicht verbrennen konnten, den Generalanwalt wenigstens hängen wollten.

„Nun, mein lieber Mann der Thätigkeit," sagte Canolles zu Herrn Lavie, den der Schrecken ganz entfärbt hatte, „was haltet Ihr nun von meiner Trägheit? Ist es nicht gescheiter von mir, daß ich nichts thue?"

Wonach er nach dem Schlosse Trompette zurückkehrte, in Betracht, daß eben der Zapfenstreich ertönte. Bei seiner Rückkehr fand er auf seinem Tische einen Brief, dessen Form sein Herz schlagen, dessen Handschrift den ganzen Mann erbeben machte.

Es war die Handschrift von Frau von Cambes.

Er öffnete den Brief und las:

„Seid morgen gegen sechs Uhr Nachmittags allein in der Carmeliterkirche und setzt Euch in den ersten Beichtstuhl rechts beim Eingange. Ihr werdet die Thüre offen finden."

„Halt! rief Canolles, „das ist ein origineller Gedanke."

Es war noch eine Nachschrift dabei:

„Macht kein Rühmens," sagte diese, „daß Ihr dahin geht, wo Ihr gestern und heute gewesen seid; bedenkt

wohl, Bordeaux ist keine royalistische Stadt; das Schicksal, das der Herr Generalanwalt ohne Euch erlitten haben dürfte, möge Euch zur Ueberlegung bringen!"

„Gut," dachte Canolles, „sie ist eifersüchtig. Ich habe also, was sie auch sagen mag, Recht gehabt, heute und gestern zu Herrn Lavie zu gehen."

III.

Es ist nicht zu leugnen, Canolles hatte seit seiner Ankunft in Bordeaux alle Qualen der unglücklichen Liebe durchgemacht. Er hatte die Vicomtesse umschmeichelt, von Anbetern umgeben gesehen, ohne sich ihr huldigend nähern zu dürfen, und zum Troste war ihm nicht mehr, als im Vorübergehen ein von Claire den Forschungen der Lästersüchtigen entzogener geheimer Blick zu Theil geworden. Nach der Scene in dem unterirdischen Gewölbe, nach den glühenden Worten, die zwischen ihm und der Vicomtesse in diesem äußersten Augenblick ausgetauscht worden waren, schien ihm der Stand der Dinge nicht mehr Lauheit, sondern Eis. Da aber Canolles im Grunde dieser Kälte fühlte, daß er wahrhaft und tief geliebt wurde, so hatte er den Entschluß gefaßt, der Unglücklichste der glücklichen Liebhaber zu sein. Die Sache war im Ganzen leicht. In Folge des Wortes, das er hatte geben müssen, keine Correspondenz mit Außen zu unterhalten, war Nanon von ihm in den kleinen Winkel des Gewissens, bestimmt für Liebesvorwürfe, verbannt worden; da er nun keine Kunde von der jungen Frau hatte und sich folglich den Aerger ersparte, den der Buchstabe, das heißt, die fühlbare Erinnerung an die Frau, der man untreu

ist, immer verursacht, so waren diese Vorwürfe durchaus nicht unerträglich für ihn.

Zuweilen jedoch, in dem Augenblick, wo das freudigste Lächeln das Antlitz des jungen Mannes erleuchtete, in dem Augenblick, wo sich seine Stimme in den witzigsten, lustigsten Worten hörbar machte, zog eine Wolke über seine Stirne und ein Seufzer drang, wenn nicht aus seinem Herzen, doch aus seinen Lippen hervor. Dieser Seufzer galt Nanon; diese Wolke war die Erinnerung an vergangene Zeiten, welche ihren Schatten auf die Gegenwart warf.

Frau von Cambes bemerkte diese Sekunden der Traurigkeit. Ihr Auge durchforschte alle Tiefen des Herzens von Canolles, und sie bedachte, daß sie Canolles nicht ganz allein sich selbst überlassen konnte. Zwischen einer alten Liebe, welche noch nicht ganz erloschen war, und einer neuen Leidenschaft, deren Entstehen völlig in den Gränzen der Möglichkeit lag, konnte sich der Ueberschuß des glühenden Saftes, der sonst durch militärische Beschäftigungen und durch die Vertretung eines hohen Postens verbraucht wurde, in ein der reinen Liebe, die sie ihm einzuflößen suchte, entgegengesetztes Element verwandeln. Sie wollte übrigens nur Zeit gewinnen, damit die Erinnerung an so viele romanhafte Abenteuer, welche die Neugierde aller Höflinge wach erhalten hatten, verschwinden möge. Vielleicht täuschte sich Frau von Cambes, vielleicht hätte sie es ganz laut ihre Liebe gestehend dahin gebracht, daß man sich weniger oder minder lang damit beschäftigt haben würde.

Derjenige aber, welcher mit schärferer Aufmerksamkeit und mit mehr Erfolg als die Anderen die Fortschritte dieser geheimnißvollen Liebe verfolgte, war Lenet. Sein forschendes Auge hatte seit einiger Zeit das Dasein dieser Liebe wahrgenommen, ohne den Gegenstand derselben zu kennen; er hatte die Lage und die Stellung dieser Liebe allerdings nicht genau errathen, er wußte nicht, ob sie ein=

seitig oder getheilt war: zuweilen zitternd und unentschieden, zuweilen stark und entschlossen, beinahe immer gleichgültig gegen die Lustbarkeiten, welche man um sie her genoß, war ihm Frau von Cambes nun wahrhaft im Herzen getroffen erschienen; plötzlich war der Eifer, den sie für den Krieg gezeigt hatte, erloschen; sie war weder mehr zitternd, noch stark, noch unentschieden, noch entschlossen; sie war nachdenkend, sie lächelte ohne Grund, sie weinte ohne Ursache, als antworteten ihre Lippen und ihre Augen den Variationen ihres Gedankens, den entgegengesetzten Sprüngen ihres Geistes; diese Veränderung hatte sich seit sechs oder sieben Tagen gestaltet; seit sechs oder sieben Tagen war Canolles gefangen. Canolles war also unzweifelbar der Gegenstand dieser Liebe.

Lenet fühlte sich übrigens ganz geneigt, diese Liebe zu begünstigen, welche eines Tags der Frau Prinzessin einen so tapfern Vertheidiger geben konnte.

Herr von Larochefoucault war vielleicht in der Erforschung des Herzens von Frau von Cambes noch weiter vorgerückt, als Lenet. Aber seine Geberden, seine Augen, sein Mund sagten so genau, was er ihnen allein zu sagen gestattete, daß Niemand zu behaupten im Stande gewesen wäre, ob er Liebe oder Haß für Frau von Cambes hegte. Von Canolles sprach er nicht, er schaute ihn nicht an, und er beachtete ihn überhaupt so wenig, als ob er gar nicht vorhanden gewesen wäre; im Uebrigen zeigte er sich mehr als je kriegerisch, suchte eine Heldenstellung zu behaupten, worin ihn ein über jede Prüfung erhabener Muth und wahre militärische Geschicklichkeit unterstützten, und verlieh seinem Verhältniß als Generalissimus jeden Tag mehr Gewicht. Herr von Bouillon dagegen, kalt, geheimnißvoll, berechnend, vortrefflich in seiner Politik durch Gichtanfälle bedient, welche zuweilen so zur rechten Zeit kamen, daß man die Wirklichkeit derselben zu leugnen versucht war, unterhandelte beständig, verstellte sich so viel als möglich, indem er sich nicht daran gewöhnen konnte, die Kluft zu

ermessen, welche Richelieu und Mazarin trennte, und stets für seinen Kopf befürchtete, den er beinahe auf demselben Schaffot wie Cinq-Mars verloren hätte, und nur dadurch erkauft hatte, daß er seine Stadt Sedan hergab und wenn nicht rechtlich doch factisch auf seine Eigenschaft als souverainer Fürst Verzicht leistete.

Was die Stadt selbst betrifft, so wurde diese von der Gewalt der galanten Sitten fortgerissen, welche von allen Seiten auf sie überströmten. Zwischen zwei Feuern, zwischen zwei Ruinen waren die Bordelesen so wenig sicher des kommenden Tages, daß man dieses precäre Dasein, welches die Zukunft nur nach Sekunden zählen konnte, etwas versüßen mußte.

Man erinnerte sich der mächtigen Stadt La Rochelle, die von Ludwig XIII. verheert worden war, und der tiefen Bewunderung, welche Anna von Oesterreich dieser Waffenthat zollte; warum sollte Bordeaux nicht dem Hasse und Ehrgeize dieser Fürstin eine zweite Ausgabe von La Rochelle bieten?"

Man vergaß immer, daß derjenige, welcher seine Bleiwage über die zu hohen Köpfe und Mauern hatte hingehen lassen, todt war, und daß der Cardinal Mazarin kaum als ein Schatten des Cardinal Richelieu betrachtet werden konnte.

Es ließ sich also Jeder gehen, und dieser Schwindel ergriff Canolles wie die Andern; wohl suchte er zuweilen Alles in Zweifel zu ziehen, und in seinen skeptischen Anfällen zweifelte er an der Liebe von Frau von Cambes wie an den anderen Dingen der Welt. In solchen Augenblicken wuchs Nanon in seinem Herzen und sie gestaltete sich gerade in Folge ihrer Abwesenheit zärtlicher und ergebener. Wäre Nanon in solchen Augenblicken vor ihm erschienen, der Unbeständige würde Nanon zu Füßen gefallen sein.

Mitten unter allen diesen unzusammenhängenden Gedanken, welche nur diejenigen Herzen begreifen können, welche zwischen zwei Liebesleidenschaften gestanden sind, empfing

Canolles den Brief der Vicomtesse. Natürlich verschwand sogleich jede andere Idee. Nachdem er den Brief gelesen, begriff er nicht, daß er je eine Andere, als Frau von Cambes hatte lieben können; nachdem er ihn zum zweiten Male gelesen hatte, glaubte er immer nur sie geliebt zu haben.

Canolles brachte eine von den fieberhaften Nächten hin, welche zugleich brennen und beruhigen, indem die Glückseligkeit das Gegengewicht der Schlaflosigkeit bildet. Obgleich er die ganze Nacht kaum ein Auge geschlossen hatte, stand er doch schon am frühen Morgen auf.

Man weiß, wie die Verliebten die Stunden zubringen, die einem Rendezvous vorhergehen; sie schauen ihre Uhr an, laufen dahin und dorthin und stoßen mit dem Kopfe an ihre theuersten Freunde, die sie nicht mehr erkennen. Canolles machte alle Thorheiten, die sein Zustand heischte.

Genau zur bestimmten Stunde (er trat zum zwanzigsten Male in die Kirche) ging er auf den Beichtstuhl zu, den er offen fand. Durch die düstern Glasscheiben drangen die Strahlen der untergehenden Sonne; das ganze Innere des religiösen Gebäudes war durch jenes geheimnißvolle Licht erleuchtet, das so sanft ist für die Betenden und für die Liebenden. Canolles hätte ein Jahr von seinem Leben gegeben, um nicht in diesem Augenblick eine Hoffnung zu verlieren.

Er schaute umher, um sich zu versichern, daß die Kirche verlassen war, durchforschte mit den Augen jede Kapelle; als er sich überzeugt hatte, daß ihn Niemand sehen konnte, trat er in den Beichtstuhl, den er wieder hinter sich schloß.

Einen Augenblick nachher erschien Claire selbst in einen dicken Mantel gehüllt an der Thüre, vor der sie Pompée als Wache zurückließ; nachdem sie sich ebenfalls versichert hatte, daß sie nicht Gefahr lief, man könnte sie sehen, kniete sie auf einen der Fußschämel des Beichtstuhls nieder.

„Endlich," sagte Canolles, „endlich seid Ihr hier, Madame! endlich habt Ihr Gnade mit mir gehabt."

„Ich mußte wohl, da Ihr Euch in das Verderben stürztet," erwiederte Claire, äußerst unruhig darüber, daß sie im Tribunal der Wahrheit eine, allerdings sehr unschuldige, Lüge sagte, die darum aber doch eine Lüge war.

„Madame, also nur einem Gefühle des Erbarmens habe ich die Wohlthat Euerer Gegenwart zu verdanken? Oh! Ihr müßt zugeben, ich hatte das Recht, etwas Besseres als dies von Euch zu erwarten."

„Sprechen wir ernsthaft und wie es sich an einem heiligen Orte geziemt," sagte Claire, vergebens bemüht, ihre bewegte Stimme zu befestigen; „ich wiederhole, Ihr stürztet Euch in das Verderben, indem Ihr zu Herrn Lavie dem geschworenen Feinde der Prinzessin, ginget. Gestern erfuhr es Frau von Condé von Herrn von Larochefoucault, der Alles weiß, und sie sprach folgende Worte, welche mich mit Schrecken erfüllten:

„„Wenn wir auch die Komplotte unserer Gefangenen zu befürchten haben, so müssen wir da Strenge anwenden, wo wir nachsichtig gewesen sind; bei precären Lagen bedarf es kräftiger Entschließungen; wir sind nicht nur bereit, solche zu fassen, sondern auch entschieden, sie auszuführen.""

Die Vicomtesse sprach diese Worte mit festerer Stimme; es schien ihr, Gott würde zu Gunsten des Vorwandes die Handlung entschuldigen. Sie legte eine Art von Dämpfer auf ihr Gewissen.

„Ich bin nicht der Ritter Ihrer Hoheit, Madame," erwiederte Canolles, „ich bin der Eurige: Euch habe ich mich ergeben, Euch ganz allein; Ihr wißt unter welchen Umständen und unter welcher Bedingung."

„Ich glaubte nicht, es wären Bedingungen gemacht worden.

„Nicht mit dem Munde vielleicht, aber mit dem Herzen. Ah! Madame, nach dem, was Ihr mir gesagt

hattet, nach dem Glücke, das Ihr mich hattet erschauen lassen, nach den Hoffnungen, die Ihr mir gegeben! . . . . Ah! Madame, gesteht offen, daß Ihr sehr grausam gewesen seid."

„Freund," entgegnete Claire, „ist es an Euch, mir einen Vorwurf darüber zu machen, daß ich auf Eure Ehre wie auf die meinige bedacht war? Begreift Ihr nicht, ahnet Ihr nicht, daß ich eben so viel gelitten habe, als Ihr, mehr als Ihr, weil ich nicht die Kraft besaß, dieses Leiden zu ertragen? Hört mich, und mögen die Worte, die aus der tiefsten Tiefe meines Herzens hervorkommen, in die Tiefe des Eurigen dringen. Freund, ich habe Euch gesagt, ich litt mehr als Ihr, denn eine Furcht quälte mich, die Ihr nicht haben konntet, denn Ihr wißt wohl, daß ich nur Euch liebe. Fühlt Ihr, indem Ihr hier verweilt, ein Bedauern in Beziehung auf diejenige, welche nicht hier ist, und hegt Ihr in den Träumen über Euere Zukunft eine Hoffnung, die nicht mich betrifft?"

„Madame, Ihr habt an meine Offenherzigkeit appellirt und ich will offenherzig sprechen; ja, wenn Ihr mich meinen schmerzlichen Betrachtungen überlaßt, wenn Ihr mich der Vergangenheit gegenüber allein laßt, wenn Ihr mich durch Euere Abwesenheit dazu verdammt, mit den schalen Tröpfen, welche den Bürgermädchen den Hof machen, in den Spielhäusern umherzuschweifen, wenn Ihr mich mit den Augen vermeidet oder mich so theuer ein Wort, eine Geberde, einen Blick, dessen ich vielleicht unwürdig bin, erkaufen laßt, ja, dann grolle ich mir, daß ich nicht kämpfend gestorben bin, ich mache es mir zum Vorwurf, daß ich mich ergeben habe, ich fühle Gewissensbisse."

„Gewissensbisse?"

„Ja, Madame, Gewissensbisse, denn so wahr Gott auf diesem heiligen Altar ist, vor welchem ich Euch sage, daß ich Euch liebe, weint, seufzt zu dieser Stunde, eine Frau, die ihr Leben für mich geben würde, und den-

noch sagt sie sich, ich sei entweder ein Feiger oder ein Verräther."

„Oh! mein Herr!"

„Allerdings, Madame: hatte sie mich nicht zu dem gemacht, was ich bin? hatte ich ihr nicht geschworen, sie zu retten?"

„Ihr habt sie auch gerettet, wie mir scheint."

„Ja, von den Feinden, welche ihr Leben hätten martern können, aber nicht von der Verzweiflung, welche ihr Herz zerreißt, wenn diese Frau erfährt, daß Ihr es seid, der ich mich ergeben habe."

Claire neigte das Haupt und seufzte.

„Ah! Ihr liebt mich nicht," sagte sie.

Canolles seufzte ebenfalls.

„Ich will Euch nicht in Versuchung führen, mein Herr," fuhr sie fort, „ich will nicht Schuld sein, daß Ihr eine Freundin verliert, der ich nicht an Werth gleich komme; doch Ihr wißt, ich liebe Euch ebenfalls; ich habe eine völlig ergebene, eine ausschließliche Liebe von Euch verlangt; ich sprach zu Euch: Ich bin frei, hier ist meine Hand; ich biete sie Euch, denn ich habe Euch Niemand entgegenzusetzen, ich kenne Niemand, der für mich über Euch stünde."

„Ah! Madame," rief Canolles, „Ihr entzückt mich, Ihr macht mich zum Glücklichsten der Sterblichen!"

„Oh!" entgegnete Claire traurig, „Ihr, Herr, Ihr liebt mich nicht."

„Ich liebe Euch, ich bete Euch an, nur läßt sich nicht ausdrücken, was ich durch Euer Stillschweigen, durch Eure Zurückhaltung gelitten habe."

„Mein Gott, Ihr Männer errathet also nichts?" erwiederte Claire, ihre schönen Augen zum Himmel aufschlagend. „Ihr habt nicht begriffen, Canolles, daß ich Euch nicht wollte eine lächerliche Rolle spielen lassen, daß man nicht möglicher Weise glauben sollte, die Zurückgabe der Insel Saint-George wäre eine unter uns abgemachte

Sache? Nein, Ihr solltet, ausgewechselt von der Königin oder von mir losgekauft, ganz mir gehören. Ach! Ihr wolltet nicht warten."

„Oh! Madame, nun werde ich warten. Eine Stunde wie diese, ein Versprechen Eurer sanften Stimme, die mir sagt, Ihr liebet mich, und ich werde Stunden, Tage, Jahre warten. . ."

„Ihr liebt noch Fräulein von Lartigues?" versetzte Frau von Cambes den Kopf schüttelnd.

„Madame," antwortete Canolles, „wenn ich Euch sagte, ich hege für sie nicht eine dankbare Freundschaft, so würde ich lügen; glaubt mir, nehmt mich mit diesem Gefühle. Ich gebe Euch Alles, was ich Euch an Liebe geben kann, und das ist viel."

„Ach! ich weiß nicht, ob ich es annehmen soll, denn Ihr legt zwar ein sehr edles, aber auch sehr liebendes Herz an den Tag."

„Hört," sprach Canolles, „ich würde sterben, um Euch eine Thräne zu ersparen, und ich mache, ohne bewegt zu werden, diejenige weinen, welche Ihr nennt: arme Frau! sie hat Feinde, und die Menschen, welche sie nicht kennen, verfluchen sie. Ihr habt nur Freunde, die Menschen, welche Euch nicht kennen, achten Euch; diejenigen, welche Euch kennen, lieben Euch; beurtheilt also den Unterschied dieser zwei Gefühle, von denen das eine mein Gewissen, das andere mein Herz heischt."

„Ich danke, mein Freund. Aber vielleicht folgt Ihr einer Euch fortreißenden, durch meine Gegenwart veranlaßten Bewegung, was Ihr einst bereuen dürftet? Legt Eure Worte auf die Wagschale. Ich gebe Euch bis morgen Zeit, mir zu antworten. Wenn Ihr Fräulein von Lartigues etwas sagen wollt, wenn Ihr zu ihr gehen wollt, . . . Ihr seid frei, Canolles, ich nehme Euch bei der Hand und führe Euch selbst aus den Thoren von Bordeaux."

„Madame," antwortete Canolles, „es ist nicht nöthig,

bis morgen zu warten; ich sage Euch mit glühendem Herzen, aber mit kaltem Kopfe: Ich liebe Euch, ich liebe nur Euch, ich werde immer nur Euch lieben."

„Ah! Dank, Dank, mein Freund," rief Claire, indem sie das Gitter auf die Seite gleiten ließ und ihre Hand durchschob. Euch meine Hand, Euch mein Herz."

Canolles ergriff diese Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Pompée macht mir ein Zeichen, daß es Zeit sei, zu gehen," sagte Claire; „ohne Zweifel wird man die Kirche schließen. Lebet wohl, mein Freund, oder vielmehr auf Wiedersehen. Morgen werdet Ihr erfahren, was ich für Euch, das heißt, für uns zu thun gedenke. Morgen seid Ihr glücklich, denn ich werde glücklich sein."

Und unfähig, das Gefühl zu bemeistern, das sie zu dem jungen Manne hinriß, zog sie ebenfalls seine Hand an sich, küßte die Spitze seiner Finger, entfloh mit leichten Schritten und ließ Canolles zurück, freudig wie die Engel, deren himmlische Concerte ein Echo in seinem Herzen zu haben schienen.

IV.

Indessen setzten sich, wie es Nanon gesagt hatte, der König, die Königin, der Cardinal und Herr de La Meilleraye in Bewegung, um die rebellische Stadt zu bestrafen, welche es gewagt hatte, offen für die Prinzen Partei zu ergreifen; sie näherten sich langsam, aber sie näherten sich:

Als der König in Libourne anlangte, empfing er eine Deputation von Bordelesen, welche erschienen, um

ihn ihrer Ehrfurcht und Ergebenheit zu versichern; so wie die Dinge standen, war dies eine seltsame Versicherung.

Die Königin empfing auch die Abgesandten von der Höhe ihres österreichischen Stolzes herab.

„Meine Herren," sagte sie, „wir werden unsern Weg durch Bayres verfolgen; wir können also bald selbst beurtheilen, ob Euere Ehrfurcht und Eure Ergebenheit so groß sind, als Ihr sagt."

Bei dem Worte Bayres schauten sich die Abgeordneten, ohne Zweifel von einem der Königin unbekannten Umstande unterrichtet, mit einer gewissen Unruhe an. Anna von Oesterreich, der nichts entging, gewahrte auch dieses gegenseitige Anschauen, und sie sprach:

„Brechen wir sogleich nach Bayres auf, der Platz ist gut, wie uns der Herr Herzog von Epernon versichert hat; wir werden den König dort einquartieren."

Dann sich gegen ihren Kapitän und die Leute ihres Gefolges umwendend:

„Wer commandirt in Bayres?"

„Madame, man sagt, ein neuer Gouverneur," antwortete Guitaut.

„Hoffentlich ein sicherer Mann?" versetzte die Königin die Stirne faltend.

„Ein Mann des Herrn Herzogs von Epernon."

Die Stirne der Königin klärte sich auf, und sie rief:

„Wenn es sich so verhält, wollen wir rasch marschiren."

„Madame," entgegnete der Herzog de La Meilleraye, „Eure Majestät mag nach ihrem Belieben handeln, aber ich glaube, man sollte nicht rascher marschiren, als die Armee. Ein kriegerischer Einzug in die Citadelle von Bayres müßte eine vortreffliche Wirkung hervorbringen, denn es ist sehr ersprießlich, wenn die Unterthanen des Königs die Kräfte Seiner Majestät kennen lernen, das ermuthigt die Getreuen und entmuthigt die Treulosen."

„Ich glaube, Herr de La Meilleraye hat Recht," sprach der Cardinal Mazarin.

„Und ich sage, er hat Unrecht," erwiederte die Königin. „Wir haben von Bordeaux nichts zu befürchten; der König ist stark durch sich selbst und nicht durch seine Armee; seine Haustruppen werden genügen."

Herr de La Meilleraye beugte das Haupt als Zeichen des Gehorsams und sprach:

„Eure Majestät befehle, sie ist die Königin."

Die Königin rief Guitaut und befahl ihm, die Garden, die Musketiere und die Chevauxlegers zu versammeln. Der König stieg zu Pferde und stellte sich an die Spitze derselben. Die Nichte von Mazarin und die Ehrendamen stiegen in einen Wagen.

Man brach sogleich nach Vayres auf. Die Armee folgte, und da man nur zehn Lieues zurückzulegen hatte, so sollte sie drei bis vier Stunden nach dem König eintreffen und sich auf dem linken Ufer der Dordogne lagern.

Der König zählte kaum zwölf Jahre und war dennoch bereits ein schmucker Reiter, der sein Pferd mit aller Anmuth führte und in seiner ganzen Person jenen Racestolz offenbarte, welcher in der Folge aus ihm den in Dingen der Etiquette anspruchsvollsten König Europas machte. Unter den Augen der Königin erzogen, aber verfolgt von den ewigen Knickereien des Cardinals, der es ihm an den nothwendigsten Dingen fehlen ließ, erwartete er mit wüthender Ungeduld die Stunde seiner Volljährigkeit, welche am nächsten 5. September schlagen sollte, und es entschlüpften ihm zuweilen mitten unter seinen Kinderlaunen königliche Aufwallungen, welche andeuteten, was er eines Tags sein würde. Dieser Feldzug war ihm daher sehr lächelnd erschienen: es war gleichsam ein Austritt aus den Knabenschuhen, eine Lehre im Feldherrnthum, ein Versuch in der Königswürde. Er marschirte daher stolz, bald an dem Schlage der Carrosse, die Königin grüßend und mit

Frau von Frontenac liebäugelnd, in welche er, wie man sagte, verliebt war, bald an der Spitze seiner Haustruppen mit Herrn de La Meilleraye und dem alten Guitaut von den Feldzügen Ludwig XIII. und den Heldenthaten des verstorbenen Herrn Cardinals plaudernd.

Während man sich so unterhielt und marschirte, legte man eine Meile nach der andern zurück und man fing an die Thürme und Gallericen des Fort von Vayres zu erblicken. Das Wetter war herrlich, die Landschaft malerisch, die Sonne schoß ihre Strahlen schräge auf den Fluß; man hätte glauben sollen, es wäre eine Spazierfahrt, in solchem Grade heuchelte die Königin eine heitere, frohe Laune. Der König marschirte zwischen Herrn de La Meilleraye und Guitaut und hatte sein Augenmerk auf den Platz gerichtet, in welchem man keine Bewegung wahrzunehmen vermochte, obgleich höchst wahrscheinlich die Schildwachen, die man erblickte, ihrer Seits diese glänzende Vorhut der Armee des Königs entdeckt und signalisirt hatten.

Die Carrosse der Königin verdoppelte ihren Gang und nahm ihren Platz in der ersten Reihe ein.

„Eines setzt mich in Erstaunen, Herr Marschall," sagte Mazarin.

„Was, Monseigneur?"

„Mir scheint, die guten Gouverneurs wissen in der Regel, was um ihre Festung her vorgeht, und sie sind einem König, wenn er die Gnade hat, nach dieser Festung zu marschiren, wenigstens eine Deputation schuldig."

„Ah, bah!" sprach die Königin, in ein schallendes, aber gezwungenes Lachen ausbrechend: „Ceremonien! Geht, das ist unnöthig, die Treue ist mir lieber."

Herr de La Meilleraye bedeckte sich das Gesicht mit seinem Taschentuche, um, wenn nicht eine Grimasse, doch wenigstens seine Lust zu verbergen, eine solche zu machen.

„Aber es rührt sich in der That kein Mensch," sagte der junge König, unzufrieden über ein solches Vergessen

der Regeln der Etiquette, woraus er einst die Basen seiner Größe machen sollte.

„Sire,“ erwiederte Anna von Oesterreich, „hier sind die Herren de La Meilleraye und Guitaut, welche Euch sagen werden, daß es die erste Pflicht eines Gouverneurs, besonders in einem feindlichen Lande ist, sich aus Furcht vor einem Ueberfall ruhig und gedeckt hinter seinen Mauern zu halten. Seht Ihr nicht Euere Fahne, die Fahne von Heinrich IV. und Franz I., auf der Citadelle flattern?“

Und sie deutete mit Stolz auf dieses bezeichnende Emblem, welches bewies, wie sehr sie in ihrer Hoffnung Recht hatte.

Der Zug setzte seinen Marsch fort und entdeckte ein vorgeschobenes Werk, das erst seit einigen Tagen errichtet zu sein schien.

„Ah! ah!“ sagte der Marschall, „der Gouverneur scheint in der That ein Mann vom Handwerk zu sein. Dieser Vorposten ist gut gewählt und die Verschanzung geschickt angelegt.“

Die Königin schaute aus dem Kutschenschlag hervor, und der König erhob sich in seinen Steigbügeln.

Eine einzige Schildwache ging auf dem Halbmonde*) auf und ab; sonst schien die Verschanzung so öde und stumm, wie die Citadelle.

„Gleich viel,“ sprach Mazarin, „obschon ich die militärischen Pflichten eines Gouverneur nicht kenne, obschon ich kein Soldat bin, finde ich doch diese Art, sich gegen eine Majestät zu benehmen, sehr seltsam.“

„Rücken wir immer vor,“ sprach der Marschall, „wir werden sehen.“

Als die kleine Truppe nur noch hundert Schritte von der Verschanzung entfernt war, blieb die Schildwache, welche bis jetzt auf und ab gegangen war, stille stehen. Nachdem sie einen Augenblick geschaut hatte, rief sie:

---

*) Eine Art von Außenwerk.

„Wer da?“

„Der König!“ antwortete Herr de La Meilleraye.

Bei diesem einzigen Worte erwartete Anna von Oesterreich die Soldaten laufen, die Officiere sich beeilen, die Brücken niederfallen, die Thore sich öffnen, die Schwerter hoch in der Luft schwingen zu sehen.

Nichts von allem Dem fand statt.

Die Schildwache zog ihr rechtes Bein gegen das linke zurück, kreuzte die Muskete vor den Ankommenden, und beschränkte sich darauf, mit lauter fester Stimme „Halt!“ zu rufen.

Der König erbleichte vor Zorn; Anna von Oesterreich biß sich die Lippen blutig; Mazarin murmelte einen in Frankreich durchaus nicht anständigen italienischen Fluch, den er sich nie hatte abgewöhnen können: der Herr Marschall de La Meilleraye hatte nur einen Blick für Ihre Majestäten, aber dieser war beredt.

„Ich liebe die Vorsichtsmaßregeln für meinen Dienst,“ sagte die Königin, bemüht, sich selbst zu belügen; denn trotz der scheinbaren Sicherheit ihres Gesichtes fing sie an, in ihrem Innern unruhig zu werden.

„Ich liebe die Achtung vor meiner Person,“ murmelte der König, seinen verdrießlichen Blick auf die unempfindliche Schildwache heftend.

Indessen wurden die Worte: „Der König! der König!“ von der Schildwache mehr als Meldung, denn als Zeichen der Achtung ausgerufen, von verschiedenen Stimmen wiederholt und gelangten bis in das Innere der Festung. Man sah nun oben auf dem Walle einen Mann erscheinen, an den sich die ganze Garnison anschloß.

Dieser Mann hob seinen Commandostab in die Höhe; sogleich schlugen die Trommler den Marsch, die Soldaten des Fort präsentirten die Gewehre, und ein Kanonenschuß erscholl ernst und feierlich.

„Seht Ihr!“ sagte die Königin, „sie entsprechen ihrer Schuldigkeit; besser spät, als gar nicht. Vorwärts!“

„Verzeiht, Madame," entgegnete der Marschall de La Meilleraye, „aber ich sehe durchaus nicht, daß sie die Thore öffnen, und wir können nur hinein, wenn die Thore offen sind."

„Sie vergessen dies zu thun, in dem Erstaunen und der Begeisterung, worein sie dieser erhabene Besuch, den sie nicht erwarteten, versetzt hat," erlaubte sich ein Höfling zu bemerken.

„Man vergißt dergleichen Dinge nicht, mein Herr," erwiederte der Marschall.

Dann sich gegen den König und die Königin umwendend, fügte er bei:

„Erlauben mir Ihre Majestäten, ihnen einen Rath zu geben?"

„Sprecht, Marschall."

„Ihre Majestäten sollten sich auf fünfhundert Schritte von hier mit Guitaut und seinen Garden zurückziehen, während ich mit den Musketieren und den Chevauxlegers den Platz recognosciren gehen würde."

Die Königin antwortete nur:

„Vorwärts! und wir werden sehen, ob man uns den Durchgang zu verweigern wagt."

Der junge König gab entzückt seinem Pferde die Sporen und befand sich zwanzig Schritte voraus.

Der Marschall und Guitaut sprengten ihm nach und holten ihn ein.

„Man kommt hier nicht durch," sagte die Schildwache, welche ihre feindliche Stellung nicht verlassen hatte.

„Es ist der König!" riefen die Pagen.

„Zurück!" schrie die Schildwache mit einer drohenden Geberde.

Zu gleicher Zeit sah man über der Brustwehr die Hüte und Musketen der Soldaten erscheinen, welche die erste Verschanzung bewachten.

Ein lang anhaltendes Gemurmel empfing diese Worte und diese Erscheinung. Herr de La Meilleraye ergriff das

Pferd des Königs am Zaume, ließ es umwenden und befahl zugleich dem Kutscher der Königin, sich zurückzubegeben. Die zwei beleidigten Majestäten zogen sich ungefähr auf die Entfernung von tausend Schritten von den ersten Schanzen zurück, während sich ihr Gefolge wie eine Schaar von Vögeln nach dem Flintenschusse des Jägers zerstreute.

Der Marschall de La Meilleraye ließ etwa fünfzig Mann zur Bewachung des Königs und der Königin zurück, sammelte den Rest der Truppe und wandte sich wieder nach den Verschanzungen.

Als er hundert Schritte von den Gräben entfernt war, blieb die Schildwache, welche ihren ruhigen, abgemessenen Marsch wieder fortgesetzt hatte, abermals stehen.

„Nehmt einen Trompeter, steckt Euer Sacktuch an die Spitze Eures Degens, Guitaut,“ sprach der Marschall „und fordert den unverschämten Gouverneur auf, sich zu ergeben.“

Guitaut gehorchte, steckte die friedlichen Zeichen auf, welche in allen Ländern der Welt die Herolde beschützen und rückte gegen die Verschanzung vor.

„Wer da?“ rief die Schildwache.

„Parlamentär,“ antwortete Guitaut, seinen Degen und das Tuch, womit derselbe verziert war, schwingend.

„Laßt ihn kommen,“ sagt derselbe Mann, welchen man bereits auf dem Walle der Festung hatte erscheinen sehen; ohne Zweifel hatte sich derselbe durch einen bedeckten Weg an diesen Posten begeben.

Das Thor wurde geöffnet, eine Brücke senkte sich nieder.

„Was wollt Ihr?“ fragte ein Offizier, der an dem Thore wartete.

„Mit dem Gouverneur sprechen,“ antwortete Guitaut.

„Hier bin ich,“ sagte der Mann, welcher bereits

zweimal erschienen war, einmal auf dem Walle der Festung, einmal an der Brustwehr der Verschanzungen.

Guitaut bemerkte, daß dieser Mann sehr bleich, aber ruhig und höflich war.

„Ihr seid der Gouverneur von Bayres?“ fragte Guitaut.

„Ja, mein Herr.“

„Und Ihr weigert Euch, das Thor Eurer Festung Seiner Majestät dem König und der Königin Regentin zu öffnen?“

„Zu meinem Schmerze.“

„Und was verlangt Ihr?“

„Die Freiheit der Herren Prinzen, deren Gefangenschaft das Land verheert und zu Grunde richtet.“

„Seine Majestät unterhandelt nicht mit ihren Unterthanen.“

„Ach! das ist uns bekannt, mein Herr; wir sind auch bereit zu sterben, im Bewußtseiu, daß wir für den Dienst des Königs den Tod empfangen, obgleich es den Anschein hat, als führten wir Krieg gegen ihn.“

„Es ist gut,“ sagte Guitaut, „mehr wollten wir nicht wissen.“

Und er entfernte sich, nachdem er auf eine ziemlich vornehme Weise den Gouverneur gegrüßt hatte, der äußerst höflich dankte.

Nichts rührte sich in der Bastei.

Guitaut kehrte zu dem Marschall zurück und meldete den Erfolg seiner Sendung.

Der Marschall rief, die Hand nach dem Dorfe Inon ausstreckend:

„Sogleich sollen fünfzig Mann im Galopp in jenen Flecken reiten und auf der Stelle alle Leitern zurückbringen, die sie daselbst finden.“

Fünfzig Mann sprengten mit verhängten Zügeln fort, und da das Dorf nicht sehr entfernt war, so befanden sie sich in einem Augenblick an Ort und Stelle.

„Nun steigt ab, meine Herren,“ sagte der Marschall: „die Hälfte von Euch wird, mit Musketen bewaffnet, den Sturm beschützen; der Rest erklettert die Leitern.“

Der Vorschlag wurde mit Freudengeschrei aufgenommen. Die Garden, die Musketiere und die Chevauxlegers stiegen rasch ab und hielten ihre Waffen in Bereitschaft.

Mittlerweile kamen die fünfzig Reiter mit etwa zwanzig Leitern zurück.

Es war immer noch Alles ruhig in der Bastei; die Schildwache ging auf und ab, und man sah immer noch das Ende der Musketen und die Ecken der Hüte über die Gallerie emporragen.

Die Haustruppen setzten sich, von dem Marschall selbst commandirt, in Marsch; sie bestanden im Ganzen aus ungefähr vierhundert Mann, von denen sich die eine Hälfte, wie es der Marschall befohlen hatte, anschickte, die Mauern zu ersteigen, die andere, den Sturm zu unterstützen.

Der König, die Königin und ihr Hof folgten von ferne mit Bangen den Bewegungen der kleinen Truppe. Die Königin selbst schien ihre ganze Sicherheit verloren zu haben; um besser zu sehen, hatte sie ihren Wagen umdrehen lassen, der nun eine seiner Seiten den Festungswerken bot.

Kaum hatten die Angreifenden fünfzig Schritte gemacht, als sich die Schildwache dem Rande des Walles näherte und mit einer Donnerstimme: „Wer da!“ rief.

„Antwortet nicht,“ sagte Herr de La Meillerave, „und vorwärts!“

„Wer da!“ rief zum zweiten Male die Schildwache, ihr Gewehr zurecht machend.

„Wer da!“ wiederholte sie zum dritten Male.

Und sie schlug an.

„Feuer auf diesen Burschen!“ sprach Herr de La Meillerave.

In demselben Augenblick brach eine Salve von Mus-

ketenschüssen aus den königlichen Reihen hervor; getroffen wankte die Schildwache, ließ ihre Muskete entsinken, welche in den Graben rollte, und stürzte mit dem Rufe: „Zu den Waffen!“ nieder.

Ein einziger Kanonenschuß erwiederte das Beginnen der Feindseligkeiten. Die Kugel pfiff über die erste Reihe hin, tauchte in die zweite und dritte, warf vier Soldaten nieder und riß zurückprallend einem von den Pferden am Wagen der Königin den Bauch auf.

Ein langer Schrei des Schreckens ertönte aus der Gruppe, welche Ihre Majestäten bewachte; der König wich zurück. Anna von Oesterreich fiel beinahe vor Wuth und Mazarin vor Angst in Ohnmacht. Man schnitt die Stränge des todten Pferdes, so wie die der lebendigen Rosse ab, welche sich vor Schrecken bäumten und den Wagen zu zertrümmern drohten. Acht bis zehn Garden spannten sich an denselben an und zogen die Königin aus dem Bereiche der Kugeln.

Während dieser Zeit demasquirte der Gouverneur eine Batterie von sechs Stücken.

Als der Marschall de La Meilleraye diese Batterie erblickte, welche in einigen Sekunden seine drei Compagnien aufzureiben drohte, dachte er, es wäre unnütz, den Angriff weiter zu treiben, und befahl den Rückzug.

In dem Augenblick, wo die Haustruppen den ersten Schritt rückwärts machten, verschwanden die feindlichen Anstalten von der Festung.

Der Marschall kehrte zu der Königin zurück und ersuchte sie irgend einen Punkt der Umgegend zu ihrem Hauptquartiere zu wählen. Die Königin gewahrte auf der andern Seite der Dordogne das kleine, vereinzelte, unter den Bäumen verlorene, einem Schlößchen ähnliche Haus.

„Seht nach, wem jenes Haus gehört,“ sagte sie zu Guitaut, „und bittet um Gastfreundschaft für mich.“

Guitaut entfernte sich schleunigst, setzte in der Fähre

des Schiffers von Isson über den Fluß, kehrte bald zurück und meldete, das Haus würde nur von einem Intendanten bewohnt; dieser hätte geantwortet, dasselbe gehörte Herrn von Epernon und stände Ihrer Majestät zu Diensten.

„Vorwärts also!" sprach die Königin; „aber wo ist der König?"

Man rief nun den kleinen Ludwig XIV., der etwas bei Seit geritten war; er kehrte zurück und man sah, obgleich er seine Thränen zu verbergen suchte, daß er geweint hatte.

„Was habt Ihr denn, Sire?" fragte die Königin.

„Oh! nichts, Madame," antwortete das Kind: „ich werde hoffentlich eines Tags König sein . . . und dann wehe denen, welche mich beleidigt haben."

„Wie heißt der Gouverneur?" fragte die Königin.

Niemand konnte ihr antworten, Niemand wußte es.

Man erkundigte sich nun bei dem Fährmann, und dieser nannte Richon.

„Es ist gut," sagte die Königin, „ich werde mich dieses Namens erinnern."

„Und ich auch," sprach der junge König.

V.

Ungefähr hundert Mann von den königlichen Haustruppen setzten mit Ihren Majestäten über die Dordogne; der Rest blieb bei dem Marschall de La Meilleraye, welcher fest entschlossen, Vayres zu belagern, die Armee erwartete.

Kaum war die Königin in dem kleinen Hause ein-

quartiert, das sie, in Folge des Aufwandes von Nanon, weit über ihre Hoffnung wohnbar fand, als Guitaut erschien, um ihr zu sagen, ein Kapitän, der eine wichtige Angelegenheit verhandeln zu müssen behaupte, erbitte sich die Ehre einer Audienz.

„Wer ist dieser Kapitän?“ fragte die Königin.

„Der Kapitän Cauvignac, Madame.“

„Gehört er zu meiner Armee?“

„Ich glaube nicht.“

„Erkundigt Euch, und gehört er nicht zu meiner Armee, so sagt ihm, ich könne ihn nicht empfangen.“

„Ich bitte Euere Majestät um Vergebung, daß ich in diesem Punkte nicht ihrer Ansicht bin,“ sagte Mazarin, „aber es scheint mir, daß sie ihn gerade wenn er nicht von ihrem Heere wäre, empfangen müßte.“

„Warum?“

„Weil er, wenn er zu der Armee Euerer Majestät gehört und sich von der Königin eine Audienz erbittet, nur ein getreuer Unterthan sein kann, während er, wenn er im Gegentheil zur feindlichen Armee gehört, möglicher Weise ein Verräther ist. Die Verräther aber, Madame, sind in diesem Augenblick nicht zu verachten, in Betracht, daß sie sehr nützlich sein können.“

„Laßt ihn also eintreten, da dies die Ansicht des Herrn Cardinals ist,“ sprach die Königin.

Der Kapitän wurde sogleich eingeführt und erschien mit so viel Ungezwungenheit und Leichtigkeit, daß die Königin, gewohnt, auf diejenigen, welche sich ihr näherten, einen entgegengesetzten Eindruck hervorzubringen, sehr darüber erstaunte.

Sie maß Cauvignac vom Kopf bis zu den Füßen; aber dieser hielt den königlichen Blick vortrefflich aus.

„Wer seid Ihr, mein Herr?“ fragte die Königin.

„Der Kapitän Cauvignac,“ antwortete der Eintretende.

„In wessen Dienst seid Ihr?“

„Im Dienste Euerer Majestät, wenn sie gnädigst will.“

„Ob ich will? allerdings. Gibt es übrigens einen andern Dienst im Königreich? Sind wir zwei Königinnen in Frankreich?“

„Gewiß nicht, es gibt nur eine Königin in Frankreich und das ist diejenige, welcher ich in diesem Augenblick meine tiefste Ehrfurcht zu Füßen zu legen das Glück habe; aber es gibt zwei Meinungen, wie es mir wenigstens so eben geschienen hat.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte die Königin, die Stirne faltend.

„Ich will damit sagen, Madame, daß ich in der Gegend umherspazierte und mich gerade auf einer Anhöhe befand, welche die ganze Landschaft beherrscht, die, wie Euere Majestät bemerken konnte, bewunderungswürdig schön ist, als ich wahrzunehmen glaubte, daß Herr Richon dieselbe nicht mit aller ihr schuldigen Achtung empfing; dies bestätigte mir, was ich übrigens bereits vermuthet hatte, daß es in Frankreich zwei Meinungen gibt: die royalistische und eine andere, und daß Herr Richon zu dieser andern gehört.“

Das Gesicht von Anna von Oesterreich verdüsterte sich immer mehr.

„Ah! ihr glaubtet dies zu sehen?“ sagte sie.

„Ja, Madame,“ antwortete Cauvignac mit vollkommen naivem Tone. „Ich glaubte sogar zu sehen, daß ein Kanonenschuß mit einer Kugel aus der Festung abgefeuert wurde, und daß diese Kugel die Carrosse Euerer Majestät verletzte.“

„Genug, mein Herr . . . Habt Ihr Euch nur von mir Audienz erbeten, um Euere albernen Bemerkungen zu machen?“

„Ah! Du bist unhöflich,“ sagte Cauvignac in seinem Innern; „dann sollst Du theuerer bezahlen.“

„Nein, Madame, ich habe mir Audienz erbeten, um

Euch zu sagen, daß Ihr eine sehr große Königin seid, und daß meine Bewunderung für Euch ohne Gleichen ist."

„Ah! wirklich?" versetzte die Königin mit trockenem Tone.

„In Betracht dieser Größe und dieser Bewunderung, welche eine natürliche Folge davon ist, habe ich beschlossen, mich ganz und gar dem Dienste Euerer Majestät zu weihen."

„Ich danke," sprach die Königin mit Ironie; dann sich gegen ihren Kapitän der Garden umwendend:

„Guitaut, man jage diesen Schwätzer hinaus!"

„Um Vergebung, Madame," sagte Cauvignac, „ich werde gehen, ohne daß man mich hinausjagt, aber wenn ich gehe, bekommt Ihr Vayres nicht."

Und Cauvignac verbeugte sich anmuthig vor Ihrer Majestät und pirouettirte auf seinen Absätzen.

„Madame," sagte Mazarin leise, „ich glaube, Ihr habt Unrecht, daß Ihr diesen Menschen fortschickt."

„Kehret um," rief die Königin, „und sprecht; Ihr seid ein seltsamer Bursche und scheint mir belustigend."

„Euere Majestät ist sehr gut," erwiederte Cauvignac sich verbeugend.

„Was spracht Ihr vorhin von Vayres?"

„Madame, ich sagte, wenn Euere Majestät immer noch die Absicht hätte, welche ich sie diesen Morgen kundgeben zu sehen glaubte, die Absicht, in die Feste Vayres zu gelangen, so würde ich mir eine Pflicht daraus machen, sie dort einzuführen."

„Wie dies?"

„Ich habe hundert und fünfzig Mann in Vayres, welche mir gehören."

„Euch?"

„Ja, mir."

„Nun?"

„Ich trete diese hundert und fünfzig Mann Euerer Majestät ab."

„Hernach?"

„Hernach?"

„Ja."

„Hernach müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn sich Euere Majestät mit diesen hundert und fünfzig Portiers nicht ein Thor öffnen lassen könnte."

Die Königin lächelte.

„Der Bursche hat Witz," sagte sie.

Cauvignac errieth ohne Zweifel das Compliment, denn er verbeugte sich zum zweiten Male.

„Wie viel verlangt Ihr, mein Herr?" fragte die Königin.

„Oh! mein Gott, Madame, fünfhundert Livres für den Portier, das ist die Gage, die ich den Meinigen gebe."

„Ihr sollt sie haben."

„Und für mich?"

„Ah! Ihr verlangt auch etwas für Euch."

„Ich wäre stolz, wenn ich einen Grad von der Großmuth Euerer Majestät erhielte."

„Welchen Grad verlangt Ihr?"

„Ich würde gern Gouverneur von Branne. Ich habe immer Gouverneur zu sein gewünscht."

„Bewilligt."

„Dann ist die Sache, abgesehen von einer kleinen Förmlichkeit, abgemacht."

„Was für eine Förmlichkeit ist dies?"

„Beliebt Euerer Majestät dieses Papierchen zu unterzeichnen, das ich zum Voraus entworfen habe, in der Hoffnung, meine Dienste würden von meiner großmüthigen Fürstin angenommen?"

„Was enthält dieses Papier?"

„Leset, Madame."

Und anmuthig den Arm ausstreckend und das Knie mit der ehrfurchtsvollsten Miene beugend, überreichte Cauvignac der Königin ein Papier.

Die Königin las:

„An dem Tage, an welchem ich ohne Schwertstreich in Bayres einziehe, bezahle ich an den Herrn Kapitän Cauvignac die Summe von fünf und siebenzigtausend Livres und mache ihn zum Gouverneur von Branne.“

„Also,“ sprach die Königin mit gedrängtem Zorne, „also traut der Kapitän Cauvignac nicht genug unserem königlichen Wort und will eine Schrift haben?“

„Madame, eine Schrift scheint mir immer das Beste in wichtigen Angelegenheiten,“ erwiederte Cauvignac sich verbeugend. „Verba volant, sagt ein altes Sprüchwort, die Worte fliegen, und Euere Majestät wolle entschuldigen: es ist mir schon Manches fortgeflogen.“

„Unverschämter!“ rief die Königin, „diesmal hinaus!“

„Euere Majestät, ich gehe, aber Ihr bekommt Bayres nicht.“

Das Manoeuvre wiederholend, das ihm bereits einmal gelungen war, pirouettirte der Kapitän auch jetzt wieder auf seinen Absätzen und ging nach der Thüre zu.

Aber mehr aufgebracht, als das erste Mal, rief ihn Anna von Oesterreich nicht zurück.

Cauvignac ging hinaus.

„Man verhafte diesen Menschen,“ rief die Königin.

Guitaut machte eine Bewegung, um zu gehorchen.

„Verzeiht, Madame,“ sagte Mazarin, „aber ich glaube, Euere Majestät hätte Unrecht, wenn sie sich einer ersten Bewegung des Zornes überließe.“

„Und warum dies?“ fragte die Königin.

„Weil ich befürchte, Ihr werdet diesen Menschen später nöthig haben, und wenn ihn Euere Majestät auf irgend eine Weise belästigt, so wird sie dann gezwungen sein, ihm das Doppelte zu bezahlen.“

„Gut,“ sprach die Königin, „man wird ihm bezahlen, was man bezahlen muß; mittlerweile aber verliere man ihn nicht aus dem Blick.“

„Oh! das ist etwas Anderes, und ich bin der Erste, der dieser Vorsichtsmaßregel vollkommen beipflichtet.“

„Guitaut, seht, wohin er geht," sagte die Königin.

Guitaut entfernte sich und kehrte nach einer halben Stunde zurück.

„Nun," fragte Anna von Oesterreich, „was ist aus ihm geworden?"

„Oh! Euere Majestät kann vollkommen ruhig sein," antwortete Guitaut, „Euer Mann sucht nicht im Geringsten, sich zu entfernen. Ich habe mich erkundigt; er wohnt drei hundert Schritte von hier, bei einem Wirthe Namens Biscarros."

„Und dahin hat er sich zurückgezogen?"

„Nein, Madame, er hat sich auf eine Anhöhe begeben und betrachtet von dort aus die Vorbereitungen, welche Herr de La Meilleraye trifft, um die Verschanzungen zu überwältigen. Dieses Schauspiel scheint ihn ungemein zu interessiren."

„Und das übrige Heer?"

„Es kommt und stellt sich nach Maßgabe seines Eintreffens in Schlachtordnung auf."

„Der Marschall wird also sogleich angreifen?"

„Madame, ich glaube, es wäre besser, wenn man den Truppen eine Nacht Ruhe ließe, ehe man einen Angriff wagte."

„Eine Nacht Ruhe!" rief Anna von Oesterreich, „die königliche Armee soll einen Tag und eine Nacht vor einem solchen Neste aufgehalten worden sein! Unmöglich, Guitaut, sagt dem Marschall, er habe sogleich anzugreifen. Der König will diese Nacht in Vayres schlafen."

„Aber, Madame," flüsterte ihr Mazarin zu, „mir scheint, diese Vorsicht des Marschalls . . ."

„Mir scheint," sprach Anna von Oesterreich, „wenn das königliche Ansehen verletzt worden ist, kann man nicht schnell genug Rache dafür nehmen. Geht, Guitaut, und sagt Herrn de La Meilleraye, die Königin schaue auf ihn."

Und mit einer majestätischen Geberde Guitaut ent-

lassend, nahm die Königin ihren Sohn bei der Hand, ging ebenfalls hinaus und stieg, ohne sich darum zu bekümmern, ob man ihr folgte, eine Treppe hinauf, welche auf eine Terrasse führte.

Diese Terrasse, für welche man schmale Fernsichten mit der größten Kunst gemacht hatte, beherrschte die ganze Gegend.

Die Königin warf einen raschen Blick auf die Landschaft. Hundert Schritte hinter ihr zog sich die Straße von Libourne hin, an der sich das Haus unseres Freundes Biscarros weiß hervorhob. Zu ihren Füßen floß die Gironde ruhig und majestätisch, zu ihrer Rechten erhob sich das Fort Vayres, schweigsam wie eine Ruine; rings um das Fort her breiteten sich kreisförmig die neu errichteten Verschanzungen aus. Einige Schildwachen gingen auf der Gallerie auf und ab; fünf Kanonen streckten durch die Schießscharten ihren ehernen Hals und ihren gähnenden Schlund vor; zu ihrer Linken traf Herr de La Meilleraye Vorkehrungen zum Lagern. Das ganze Heer war eingetroffen, wie Guitaut gesagt hatte, und drängte sich um ihn.

Auf einer Anhöhe stand ein Mann und verfolgte aufmerksam mit seinen Blicken alle Bewegungen der Belagernden und der Belagerten; dieser Mann war Cauvignac.

Guitaut setzte in der Fähre des Fischers von Isson über den Fluß.

Die Königin stand auf der Terrasse, unbeweglich, die Stirne gerunzelt, und an ihrer Hand den kleinen König haltend, der dieses Schauspiel mit einer gewissen Neugierde betrachtete und von Zeit zu Zeit zu seiner Mutter sagte:

„Madame, erlaubt doch, daß ich mein schönes Schlachtroß besteige, und laßt mich mit Herrn de La Meilleraye ziehen, der die Unverschämten bestrafen wird.“

Neben der Königin stand Mazarin, dessen feines, spöttisches Gesicht für den Augenblick den Charakter ern-

sten Nachdenkens angenommen hatte, was nur bei großen Veranlassungen der Fall war, und hinter der Königin und dem Minister hatten sich die Ehrendamen aufgestellt, welche, das Stillschweigen von Anna von Oesterreich nachahmend, kaum unter sich ein paar hastige Worte mit leiser Stimme auszutauschen wagten.

Alles dies hatte von Anfang den Anschein vollkommener Ruhe, aber man begriff, daß es die Ruhe der Mine war, welche ein Funke in Sturm und Zerstörung verwandelt.

Es war besonders Guitaut, dem alle Blicke folgten, denn von ihm sollte die Explosion kommen, die man mit so verschiedenartigen Gefühlen erwartete.

Von Seiten des Heeres war die Erwartung ebenfalls groß, denn kaum hatte der Bote das linke Ufer der Dordogne berührt, kaum hatte man ihn erkannt, als Aller Augen sich nach ihm wandten. Sobald Herr de La Meilleraye ihn erblickte, verließ er die Gruppe, in deren Mitte er sich befand, und ging ihm entgegen.

Guitaut und der Marschall sprachen einen Augenblick mit einander. Obgleich der Fluß an dieser Stelle ziemlich breit und die Entfernung groß war, welche die königliche Gruppe von den zwei Officieren trennte, so war sie doch nicht groß genug, daß man nicht hätte den Ausdruck des Erstaunens auf dem Gesichte des Marschalls wahrnehmen können. Offenbar kam ihm der Befehl, den er erhielt, unzeitgemäß vor; er erhob auch einen Blick des Zweifels nach der Gruppe, in deren Mitte die Königin sichtbar war. Aber Anna von Oesterreich, die den Gedanken des Marschalls begriff, machte zugleich mit dem Kopfe und der Hand eine so gebieterische Geberde, daß der Marschall, der seit langer Zeit seine herrische Souverainin kannte, den Kopf als Zeichen, wenn nicht der Beipflichtung, doch des Gehorsams senkte.

In demselben Augenblick schwangen sich auf einen Befehl des Marschalls drei bis vier Kapitäne, welche bei

ihm den Dienst versahen, den nun unsere Adjutanten thun, in den Sattel und sprengten in vollem Galopp in verschiedenen Richtungen fort.

Ueberall, wo sie durchkamen, wurde die Lagerungsarbeit, die man so eben begonnen hatte, sogleich unterbrochen, und man sah, wie bei dem Rasseln der Trommeln und dem Lärm der Trompeten die einen Soldaten das Stroh, das sie trugen, die andern den Hammer fallen ließen, mit welchem sie die Pfähle zu den Zelten einschlugen; Alle liefen zu den in Bünden aufgestellten Waffen, die Grenadiere ergriffen ihre Flinten, die einfachen Soldaten ihre Piken, die Kanoniere ihre Werkzeuge; es fand eine unerhörte Verwirrung statt, veranlaßt durch das Kreuzen aller dieser in entgegengesetzter Richtung forteilenden Leute; dann lichteten sich allmählig die Felder des ungeheuren Schachbrettes, die Ordnung folgte auf den Tumult, Jeder fand sich unter seiner Fahne, die Grenadiere im Mittelpunkte, die Fußtruppen auf dem rechten Flügel, die Artillerie auf dem linken; die Trompeten und Trommeln schwiegen.

Eine einzige Trommel machte sich hinter den Verschanzungen hörbar, dann schwieg sie ebenfalls, und eine Grabesstille schwebte über der Ebene.

Nun erscholl ein Commando, klar, bestimmt und fest. Die Königin konnte in der Entfernung, in der sie stand, die Worte nicht hören, aber sie sah auf der Stelle die Truppen sich in Colonnen formiren; sie zog ihr Taschentuch und schwang es in der Luft, während der junge König mit dem Fuße stampfte und mit fieberhafter Stimme: „Vorwärts! vorwärts!“ rief.

Das Heer antwortete durch den einzigen Schrei: „Es lebe der König!“ Dann brach die Artillerie im Galopp auf, stellte sich auf eine kleine Anhöhe, und beim Klange der Trommeln, welche das Zeichen zum Angriff gaben, setzten sich die Colonnen in Bewegung.

Es war keine regelmäßige Belagerung, sondern nur

eine einfache Erstürmung. Die in der Eile von Richon errichteten Verschanzungen waren Wälle von Erde: man hatte also keine Laufgräben zu eröffnen, sondern einen Sturm vorzunehmen. Es waren indessen alle Vorsichtsmaßregeln von dem Commandanten von Bayres genommen worden, und man sah, daß er mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit alle Mittel, die ihm das Terrain bot, benützt hatte.

Ohne Zweifel hatte es sich Richon selbst zum Gesetz gemacht, nicht zuerst zu schießen, denn auch dießmal erwartete er die Ausforderung des königlichen Heeres; nur sah man wie bei dem ersten Angriffe die furchtbare Reihe der Musketen sich senken, deren Feuer eine so große Verheerung unter den Haustruppen angerichtet hatte.

Zu gleicher Zeit donnerten die sechs in Batterie aufgestellten Stücke, und die Erde der Brustwehren und die Palissaden, womit diese bekränzt waren, flogen auf.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten: die Artillerie der Verschanzungen donnerte ebenfalls und grub tiefe Lücken in die Reihen der königlichen Armee; aber auf den Ruf der Führer verschwanden diese blutigen Furchen; die Lefzen der einen Augenblick geöffneten Wunde schlossen sich wieder, die einen Moment erschütterte Hauptcolonne setzte sich abermals in Marsch.

Nun war die Reihe an den Musketen, zu krachen und zu prasseln, während die Kanonen wieder geladen wurden.

Fünf Minuten nachher antworteten sich die zwei entgegengesetzten Geschützsalven mit einem Schusse, zwei Stürmen ähnlich, welche mit einander kämpften, zwei Donnern ähnlich, die zu gleicher Zeit hallen.

Da das Wetter ruhig war, da kein Hauch die Luft bewegte und der Rauch sich über dem Schlachtfelde aufhäufte, so verschwanden bald die Belagerten und die Belagerer in einer Wolke, welche in Zwischenräumen mit einem flammenden Blitze das Artilleriefeuer zerriß.

Von Zeit zu Zeit sah man aus dieser Wolke an den hintersten Theilen des königlichen Heeres Menschen hervorkommen, die sich mühsam fortschleppten und eine Blutspur zurücklassend in verschiedenen Entfernungen niederstürzten.

Bald vermehrte sich die Zahl der Verwundeten, der Lärm der Kanonen und des Kleingewehrfeuers währte fort; die königliche Artillerie schoß indessen nur noch auf den Zufall und zögernd, denn unter dem dichten Rauche konnte sie die Freunde nicht mehr von den Feinden unterscheiden.

Die Artillerie der Festung aber ließ, da sie nur Feinde vor sich hatte, ihre Schüsse furchtbarer und eiliger erschallen, als je.

Endlich stellte die königliche Artillerie ihr Feuer ganz ein; offenbar lief man Sturm und kämpfte Leib an Leib.

Es trat auf Seiten der Zuschauer ein Augenblick der Bangigkeit ein, während dessen der Rauch, der nicht mehr von dem Feuer der Musketen und des groben Geschützes unterhalten wurde, langsam aufstieg. Man sah nun, wie die königliche Armee in Unordnung zurückgetrieben wurde und den Fuß der Wälle mit Todten bestreut verließ. Eine Art von Bresche war gemacht; einige ausgerissene Palissaden ließen eine Oeffnung erscheinen, aber diese Oeffnung war mit Männern, Piken und Musketen besetzt; und mitten aus diesen Männern ragte mit Blut bedeckt, und dennoch ruhig und kalt, als ob er als Zuschauer der Tragödie beiwohnte, in welcher er so eben eine so furchtbare Rolle gespielt hatte, Richon hervor, eine Axt in der Hand haltend, welche durch die Streiche, die er geführt hatte, abgestumpft war.

Ein Zauber schien diesen Mann zu beschützen, der beständig mitten im Feuer, immer in der ersten Reihe, unabläßig hochaufgerichtet und entblößt stand; keine Kugel hatte ihn erreicht, keine Pike hatte ihn berührt; er war eben so unverwundbar als unempfindlich.

Dreimal führte der Marschall de La Meilleraye die königlichen Truppen in Person zum Sturme zurück; dreimal wurden die königlichen Truppen unter den Augen des Königs und der Königin zurückgeschlagen.

Stille Thränen flossen über die bleichen Wangen des Königs. Anna von Oesterreich ballte die Fäuste und murmelte: „Oh! dieser Mensch, dieser Mensch! Wenn er je in meine Hände fällt, werde ich an ihm ein furchtbares Beispiel geben."

Zum Glück brach die Nacht rasch und düster herein; es war wie ein Schleier, der sich über die königliche Röthe ausbreitete. Der Marschall de La Meilleraye ließ zum Rückzug blasen.

Cauvignac verließ seinen Posten, stieg von der Anhöhe herab, auf der er sich aufgehalten hatte, und wandelte die Hände in seinen Hosentaschen über den Wiesgrund nach dem Hause des Meister Biscarros.

„Madame," sagte Mazarin, mit dem Finger auf Cauvignac deutend, „dort ist ein Mann, der Euch um ein wenig Gold alles Blut erspart hätte, das wir vergossen haben."

„Bah!" erwiederte die Königin, „ist dies der Rath eines sparsamen Mannes, wie Ihr seid?"

„Madame, es ist wahr, ich kenne den Werth des Goldes, aber ich kenne auch den Werth des Blutes, und in diesem Augenblick ist das Blut für uns theurer, als das Gold."

„Seid unbesorgt, das vergossene Blut wird gerächt werden. Comminges," fügte die Königin, sich an den Lieutenant ihrer Garden wendend bei, „sucht Herrn de La Meilleraye auf und bringt ihn mir."

„Und Ihr, Bernouin," sprach der Cardinal, indem er seinem Kammerdiener Cauvignac zeigte, der nur noch ein paar Schritte von dem Gasthause zum Goldenen Kalb entfernt war, „Ihr seht wohl jenen Menschen?"

„Ja, Monseigneur."

„Wohl, holt ihn in meinem Auftrage und führt ihn in dieser Nacht insgeheim in mein Zimmer.

. . . .

Am Tage nach ihrer Zusammenkunft mit ihrem Geliebten in der Carmeliterkirche begab sich Frau von Cambes zu der Prinzessin, in der Absicht, das Versprechen zu erfüllen, das sie Canolles geleistet hatte.

Die ganze Stadt war in Bewegung; man hatte die Ankunft des Königs vor Vayres und zugleich mit dieser Ankunft die wunderbare Vertheidigung von Richon gemeldet, dem es gelungen war, mit fünfhundert Mann dreimal die zwölftausend Mann starke königliche Armee zurückzuschlagen. Die Frau Prinzessin hatte die Kunde unter den Ersten vernommen und in ihrem Entzücken mit den Händen klatschend ausgerufen:

„Oh! daß ich nicht hundert Kapitäne wie meinen braven Richon habe.“

Frau von Cambes stimmte in die allgemeine Bewunderung ein, denn sie fühlte sich doppelt glücklich, da sie laut dem Benehmen eines Mannes, den sie schätzte, Beifall zollen, und zugleich Gelegenheit finden konnte, zu günstiger Zeit eine Bitte anzubringen, deren Erfolg die Verkündigung eines Unglücks gefährdet hätte, während im Gegentheil der glückliche Erfolg durch die Ankündigung eines Sieges beinahe gesichert war.

Aber mitten in ihrer Freude hatte die Prinzessin doch zu große Geschäfte, als daß Claire ihr Gesuch vorzutragen gewagt hätte. Man mußte Richon eine Verstärkung an Mannschaft zukommen lassen, deren Nothwendigkeit für ihn man wohl einsah, in Betracht, daß die Verbindung des Heeres von Herrn von Epernon mit dem königlichen Heere nahe bevorstand. Man organisirte den Entsatz, den man Richon schicken wollte, im Rathe. Als Claire sah, daß die politischen Angelegenheiten für den Augenblick den Vorrang vor den Herzensangelegenheiten hatten, zog sie sich in ihren Charakter als Staatsräthin

zurück, und es war an diesem Tage nicht mehr von Canolles die Rede.

Ein sehr kurzes, aber sehr zärtliches Wort meldete dem theuren Gefangenen diese Zögerung. Die neue Frist war ihm minder grausam, als man glauben dürfte; es liegen in der Erwartung eines glücklichen Ereignisses beinahe eben so viele süße Empfindungen, als in dem Ereigniß selbst. Canolles hatte zu viel Liebeszartgefühl im Herzen, um sich nicht in dem zu gefallen, was er das Vorgemach des Glückes nannte. Claire bat ihn, mit Geduld zu warten; er wartete beinahe mit Freude.

Am andern Tage war der Entsatz organisirt; um eilf Uhr Morgens brach er auf, um den Fluß hinauf zu fahren, da jedoch Wind und Strömung conträr waren, so berechnete man, daß er, wie sehr er sich auch beeilte, da er nun mit dem Ruder vorrückte, erst am nächstfolgenden Tage ankommen könnte. Der Kapitän Navailly, der die Expedition befehligte, war beauftragt, zu gleicher Zeit die Citadelle Branne zu recognosciren; diese gehörte der Königin an und das Gouvernement war, wie man wußte, erledigt.

Der Morgen ging für die Prinzessin in Ueberwachung der Vorkehrungen und Einzelheiten beim Einschiffen hin. Der Nachmittag sollte einem großen Rathe gewidmet werden, welcher zum Zwecke hatte, sich, wenn es möglich wäre, der Verbindung des Herzogs von Epernon und des Marschalls de La Meilleraye zu widersetzen, oder wenigstens diese Verbindung bis zu dem Augenblick zu verzögern, wo der Richon zugeschickte Entsatz in der Citadelle eingetroffen wäre.

Claire mußte also abermals bis zum andern Tage warten; aber gegen vier Uhr hatte sie Gelegenheit, Canolles, der unter ihren Fenstern vorüberging, ein so anmuthiges Zeichen zu machen, dieses Zeichen war so voll Bedauern und Liebe, daß Canolles sich beinahe glücklich fühlte, zum Warten genöthigt zu werden.

Am Abend jedoch, um sicher zu sein, daß die Zögerung sich nicht noch länger ausdehnen würde, und um sich gleichsam selbst zu zwingen, der Prinzessin das Geständniß zu machen, das ihr einige Unruhe bereitete, erbat sich Claire auf den andern Tag eine Privataudienz von Frau von Condé, die ihr, wie sich denken läßt, ohne Widerspruch bewilligt wurde.

Zur bestimmten Stunde erschien Claire bei der Prinzessin, von der sie mit ihrem reizendsten Lächeln empfangen wurde; sie war gemäß der Bitte von Frau Cambes allein.

„Nun, Kleine,“ sprach die Prinzessin, „was gibt es denn so Ernstes, daß Du Dir eine geheime Privataudienz von mir erbittest, während Du weißt, daß ich meinen Freunden zu jeder Stunde des Tages zur Verfügung stehe?“

„Madame,“ antwortete die Vicomtesse, „inmitten des Eurer Hoheit gebührenden Glückes bitte ich Euch, ganz besonders die Augen auf Eure getreue Dienerin zu werfen, welche auch ein wenig Glück nöthig hat.“

„Mit dem größten Vergnügen, meine gute Claire, nie wird das Glück, das Gott Dir schickt, dem gleich kommen, das ich Dir wünsche. Sprich also, welche Gnade wünschest Du? Liegt sie in meiner Macht, so zähle im Voraus darauf, daß sie bewilligt wird.“

„Wittwe, frei, und zu frei, denn diese Freiheit ist mir drückender, als mir die Sklaverei wäre,“ antwortete Claire, „wünschte ich meine Vereinzelung mit einer besseren Lage zu vertauschen.“

„Das heißt: Du willst Dich verheirathen, nicht wahr Kleine?“ fragte die Prinzessin lachend.

„Ich glaube, ja, Madame,“ antwortete Claire erröthend.

„Wohl, es sei, das ist unsere Sache.“ Claire machte eine Bewegung. „Sei unbesorgt, wir werden Deinen Stolz im Auge haben; Du brauchst einen Herzog, einen

Pair, Vicomtesse. Ich werde Dir das unter unseren Getreuen aussuchen."

„Euere Hoheit nimmt sich zu viel Mühe," versetzte Frau von Cambes, „und es war durchaus uns nicht meine Absicht, ihr eine solche Beschwerde zu verursachen."

„Ja, aber ich will diese übernehmen, denn ich muß Dir in Glück zurückbezahlen, was Du mir an Anhänglichkeit gegeben hast; doch, nicht wahr, Du wirst das Ende dieses Krieges abwarten?"

„Ich werde so wenig als möglich warten," erwiederte Claire lächelnd.

„Du sprichst, als ob Deine Wahl bereits getroffen wäre, als ob Du den Gatten, den Du von mir verlangst, unter der Hand hättest?"

„Die Sache verhält sich wirklich so, wie Euere Hoheit sagt."

„In der That! und wer ist der glückliche Sterbliche? Sprich, fürchte Dich nicht."

„Oh! Madame, entschuldigt mich, ich weiß nicht warum, aber ich zittere am ganzen Leibe."

Die Prinzessin lächelte, nahm Claire bei der Hand, zog sie an sich und sagte: „Gutes Kind!" Dann schaute sie die Vicomtesse mit einem Ausdruck an, der ihre Verlegenheit verdoppelte, und fragte: „Kenne ich ihn?"

„Ich glaube, Euere Hoheit hat ihn mehrere Male gesehen."

„Es bedarf nicht der Frage, ob er jung ist?"

„Acht und zwanzig Jahre."

„Ob er von Adel ist?"

„Er ist ein guter Edelmann."

„Ob er brav ist?"

„Sein Ruf ist gegründet."

„Ob er reich ist?"

„Ich bin es."

„Ja, Kleine, ja, und wir haben es nicht vergessen. Du besitzest eine der größten Grundherrschaften unter

unsern Anhängern, und wir erinnern uns mit Freuden, daß in dem Krieg, den wir führen, die Louisd'or von Herrn von Cambes und die schweren Thaler Deiner Bauern uns mehr als ein Mal der Verlegenheit entzogen haben."

„Eure Hoheit erweist mir große Ehre, indem sie mich daran erinnert, wie sehr ich ihr ergeben bin."

„Gut. Wir werden aus ihm einen Obersten unseres Heeres machen, wenn er nur Kapitän, einen Regiments-Chef, wenn er nur Oberster ist; denn ich setze voraus, er ist getreu?"

„Er war bei Lens, Madame," antwortete Claire mit aller Gewandtheit, die sie seit einiger Zeit aus ihren diplomatischen Studien geschöpft hatte.

„Vortrefflich! Nun brauche ich nur noch Eines zu wissen?" fügte die Prinzessin bei.

„Was, Madame?"

„Den Namen des Glücklichen, der bereits Dein Herz besitzt und bald auch die Person der schönsten Streiterin meines Heeres besitzen wird."

In ihre letzten Verschanzungen gedrängt, faßte Claire ihren ganzen Muth zusammen, um den Namen des Baron von Canolles auszusprechen, als plötzlich der Galopp eines Pferdes im Hofe erscholl, worauf das dumpfe Geräusch folgte, das wichtige Nachrichten zu begleiten pflegt. Die Prinzessin hörte den doppelten Lärmen und lief an das Fenster. Der Bote sprang, mit Schweiß und Staub bedeckt, vom Pferde und schien umgeben von vier bis fünf Personen, die seine Erscheinung herbeigezogen hatte, einzelne Umstände mitzutheilen, welche, wie sie aus seinem Munde hervor kamen, die Zuhörer immer mehr in Bestürzung versetzten. Die Prinzessin vermochte ihre Neugierde nicht mehr länger zu bewältigen, öffnete das Fenster und rief:

„Laßt ihn herauf kommen!"

Der Bote schaute empor, erkannte die Prinzessin und stürzte nach der Treppe. Fünf Minuten nachher

trat er, ganz mit Koth überzogen, die Haare in Unordnung, in das Zimmer und sprach mit zusammengeschnürter Stimme:

„Verzeiht, Hoheit, daß ich in diesem Zustand vor Euch erscheine! Aber ich bringe eine von den furchtbaren Nachrichten, welche die Thüren, wenn man sie nur ausspricht, zertrümmern: Vayres hat capitulirt.“

Die Prinzessin machte einen Sprung rückwärts, Claire ließ entmuthigt die Arme sinken; Lenet, der hinter dem Boten eingetreten war, erbleichte.

Fünf bis sechs Personen waren, die der Prinzessin schuldige Achtung vergessend, in das Zimmer eingedrungen, ... sie blieben stumm vor Erstaunen.

„Herr Navailly,“ sagte Lenet, denn der Bote war niemand Anderes, als unser Kapitän von Navailles, „wiederholt, was Ihr so eben gesagt habt; es kostet mich Mühe, Euch zu glauben.“

„Ich wiederhole, mein Herr: Vayres hat capitulirt.“

„Capitulirt!“ versetzte die Prinzessin; „und der Entsatz, den Ihr brachtet?“

„Ist zu spät gekommen, Madame. Richon ergab sich in dem Augenblick, wo wir ankamen.“

„Richon ergab sich,“ rief die Prinzessin, „der Feige!“

Bei diesem Ausruf durchlief ein Schauer die Adern aller Anwesenden, es blieben jedoch Alle stumm, mit Ausnahme von Lenet.

„Madame,“ sagte er mit strengem Tone und ohne Schonung für den Stolz von Frau von Condé, „vergeßt nicht, daß die Ehre der Menschen in dem Worte der Fürsten liegt, wie ihr Leben in der Hand Gottes. Nennt den Bravsten Eurer Diener nicht feig; es werden Euch sonst morgen die Treusten verlassen, wenn sie sehen, wie Ihr ihres Gleichen behandelt, und Ihr werdet allein, verflucht und verloren bleiben.“

„Mein Herr!“ rief die Prinzessin.

„Madame,“ sprach Lenet, „ich wiederhole Euerer Hoheit, Richon ist kein Feiger; ich stehe für ihn mit Leib und Seele, hat er capitulirt, so konnte er es sicherlich nicht anders machen.“

Bleich vor Zorn, war die Prinzessin im Begriff, Lenet eine von den aristokratischen Ausschweifungen zuzuschleudern, in denen sie den gesunden Verstand hinreichend durch den Stolz zu ersetzen glaubte; aber bei dem Anblick aller der Gesichter, die sich von ihr abwandten, aller der Augen, welche die ihrigen flohen, bei dem Anblick von Lenet mit der erhabenen Stirne, von Ravailly mit dem gesenkten Haupte begriff sie, daß sie wirklich verloren wären, wenn sie bei diesem unseligen Systeme beharrte. Sie rief daher ihren gewöhnlichen Beweisgrund zu Hülfe und sprach:

„Ich unglückliche Fürstin, Alles verläßt mich, Glück und Menschen! Ah, mein Kind, mein armes Kind, Du bist verloren, wie Dein Vater!“

Dieser Schrei der Frauenschwäche, dieser Ausbruch des mütterlichen Schmerzes findet immer ein Echo in den Herzen. Die Komödie, welche der Prinzessin schon so oft gelungen war, brachte auch diesmal ihre Wirkung hervor.

Während dieser Zeit ließ sich Lenet Alles mittheilen, was Ravailly über die Capitulation von Vayres hatte in Erfahrung bringen können.

„Ah! ich wußte es wohl,“ rief er nach einem Augenblick.

„Was wußtet Ihr?“ fragte die Prinzessin.

„Daß Richon kein Feiger war, Madame.“

„Und wie wißt Ihr das?“

„Weil er zwei Tage und zwei Nächte ausgehalten hat; weil er sich unter den Trümmern seines von Kugeln durchlöcherten Fort begraben haben würde, hätte sich nicht, wie es scheint, eine Compagnie von Rekruten empört und ihn zur Capitulation gezwungen.“

„Mein Herr, er mußte eher sterben, als sich ergeben," sagte die Prinzessin.

„Ei, Madame, stirbt man, wenn man will?" entgegnete Lenet. „Aber er ist wenigstens mit Gewährschaft gefangen?" fügte er sich an Ravailly wendend bei.

„Ich fürchte, ohne Gewährschaft," antwortete Ravailly. „Man sagte mir, ein Lieutenant der Garnison habe unterhandelt, und so könnte wohl ein Verrath dahinter stecken, und Richon dürfte, statt seine Bedingungen gemacht zu haben, ausgeliefert worden sein."

„Ja, ja," rief Lenet, „verrathen, ausgeliefert, so ist es; ich kenne Richon und weiß, daß er nicht nur keiner Feigheit, sondern sogar keiner Schwäche fähig ist. Oh! Madame," fuhr Lenet sich an die Prinzessin wendend fort, „verrathen, ausgeliefert, hört ihr? Rasch, rasch, beschäftigen wir uns nur mit ihm. Ein Vertrag mit einem Lieutenant gemacht, sagt Ihr, Herr Ravailly? Ein großes Unglück schwebt über dem Haupte des armen Richon. Schreibt schnell, Madame, schreibt, ich bitte Euch."

„Ich!" entgegnete mit scharfem Tone die Prinzessin, „ich! was soll ich schreiben? und warum?"

„Um ihn zu retten, Madame."

„Bah! wenn man eine Festung übergibt, nimmt man seine Vorsichtsmaßregeln."

„Aber hört Ihr denn nicht, daß er sie nicht übergeben hat, Madame? hört Ihr nicht, daß der Kapitän sagt, er sei verrathen, vielleicht verkauft worden? daß ein Lieutenant und nicht er unterhandelt hat?"

„Was wird man denn Euerem Richon thun?"

„Was man ihm thun wird? Ihr vergeßt, Madame, mit welcher List er nach Vayres gekommen ist? daß wir ein Blanquett von Herrn von Epernon benützt haben? daß er gegen eine von dem König und der Königin in Person befehligte Armee Stand gehalten hat? daß Richon zuerst die Fahne des Aufruhrs erhob? daß man an ihm ein Beispiel geben wird? Oh! Madame, im Namen des

Himmels, schreibt an Herrn de La Meilleraye; schickt einen Boten, einen Parlamentär ab."

„Und welchen Auftrag werden wir diesem Boten, diesem Parlamentär geben?"

„Den Auftrag, um jeden Preis den Tod eines braven Kapitäns zu verhindern; denn wenn Ihr Euch nicht beeilt, . . . oh! ich kenne die Königin, Madame, vielleicht wird Euer Bote zu spät kommen."

„Zu spät!" entgegnete die Prinzessin. „Haben wir keine Geißeln? Haben wir nicht in Chantilly in Montron und sogar hier gefangene Officiere des Königs?"

Claire stand erschrocken auf und rief:

„Ah! Madame! Madame! thut, was Herr Lenet sagt; die Repressalien werden Herrn Richon nicht die Freiheit geben."

„Es handelt sich nicht um die Freiheit, es handelt sich um das Leben," sprach Lenet mit düsterer Beharrlichkeit.

„Wohl," sagte die Prinzessin, „was sie thun werden, wird man ebenfalls thun; das Gefängniß für das Gefängniß, das Schaffot für das Schaffot."

Claire stieß einen Schrei aus, fiel auf die Knie und rief:

„Ach! Madame, Herr Richon ist einer meiner Freunde. Ich kam, um Euch um eine Gnade zu bitten, und Ihr habt mir dieselbe zu bewilligen versprochen. Wohl, ich flehe Euch an, Euer ganzes Ansehen zu gebrauchen, um Herrn Richon zu retten."

Die Vicomtesse lag auf den Knieen. Die Prinzessin ergriff diese Gelegenheit, um den Bitten von Claire zu bewilligen, was sie den etwas rauhen Rathschlägen von Lenet versagte. Sie ging an einen Tisch, nahm eine Feder, und schrieb an Herrn de La Meilleraye, um sich von ihm die Auswechselung von Richon gegen einen von den Officieren, die sie gefangen hielt, nach der Wahl der Königin zu erbitten. Als dieser Brief geschrieben war, suchte sie mit

den Augen den Boten, den sie abschicken sollte. Da erbot sich Ravailly, obgleich noch leidend an seiner alten Wunde, obgleich beinahe gelähmt durch die neue Anstrengung, unter der einzigen Bedingung, daß man ihm ein frisches Pferd gebe. Die Prinzessin bevollmächtigte ihn, aus ihren Ställen eines nach seinem Belieben zu nehmen, und der Kapitän eilte fort, angestachelt durch das Geschrei der Menge, durch die Ermahnungen von Lenet und das Flehen von Claire.

Einen Augenblick nachher hörte man den Lärmen des versammelten Volkes, dem Ravailly seine Sendung erklärt hatte; es schrie in seiner Freude aus vollem Halse:

„Die Frau Prinzessin! Der Herr Herzog von Enghien!"

Müde dieser täglichen Erscheinungen, welche viel mehr Befehlen als Huldigungen glichen, wollte es die Prinzessin einen Augenblick versuchen, sich dem Verlangen des Volkes zu entziehen, aber es wurde, wie dies unter solchen Umständen geschieht, hartnäckig, und das Geschrei artete bald in ein Gebrülle aus.

„Wohlan!" sagte die Prinzessin, ihren Sohn an der Hand nehmend, „wohlan! wir Sklaven müssen gehorchen."

Und ihr Antlitz mit einem freundlichen Lächeln bewaffnend, erschien sie auf dem Balcon und begrüßte das Volk, dessen Sklavin und Königin sie zugleich war.

IV.

In dem Augenblick, wo sich die Prinzessin unter dem enthusiastischen Beifallsgeschrei der Menge auf dem Balcon zeigte, hörte man plötzlich in der Ferne den Lärmen

von Trommeln und Pfeifen, begleitet von einem freudigen Getöse.

Sogleich wandte sich die geräuschvolle Menge, welche das Haus des Präsidenten Lalasne stürmte, um Frau von Condé zu sehen, nach der Seite, von welcher der Lärmen sich hören ließ, und fing an, ohne sich viel um die Gesetze der Etiquette zu bekümmern, eben diesem immer näher kommenden Lärmen entgegenzuströmen. Das war ganz einfach: sie hatten bereits zehnmal, zwanzigmal, hundertmal die Frau Prinzessin gesehen, während ihnen dieses Getöse etwas Unbekanntes verkündete.

„Diese Menschen sind wenigstens offenherzig,“ murmelte lächelnd Lenet hinter der entrüsteten Prinzessin. „Aber was bedeutet die Musik, was soll das Geschrei? Ich gestehe Euerer Hoheit, daß ich beinahe eben so begierig bin, es zu erfahren, als es diese schlechten Höflinge gewesen sind.“

„Wohl,“ erwiederte die Prinzessin, „verlaßt mich ebenfalls und lauft wie sie auf der Straße umher.“

„Ich würde es sogleich thun, Madame, wenn ich Euch eine gute Nachricht zurückzubringen sicher wäre.“

„Oh! was die guten Nachrichten betrifft,“ sprach die Prinzessin mit einem ironischen Blick gegen den prachtvollen, über ihrem Haupte glänzenden Himmel, „ich erwarte keine mehr. Wir sind nicht im Glücke.“

„Madame,“ erwiederte Lenet, „Ihr wißt, ich lasse mich nicht so leicht reizen; aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieser Lärmen nicht irgend ein freudiges Ereigniß verkündigte.“

Das immer näher kommende Gemurmel, eine eifrige, gedrängte Menge, welche am Ende der Straße, die Arme hoch in der Luft und mit flatternden Sacktüchern, erschien, überzeugten die Prinzessin selbst, daß die Nachricht gut war. Sie horchte daher mit einer Aufmerksamkeit, welche sie einen Augenblick das Ausreißen ihres Hofes vergessen ließ, und vernahm die Worte:

„Branne! der Gouverneur von Branne! der Gouverneur gefangen!"

„Ah! ah!" sagte Lenet, „der Gouverneur von Branne gefangen? Das ist gar nicht so schlimm. Es gibt uns einen Geißel, der uns für Richon haftet."

„Hatten wir nicht bereits den Gouverneur der Insel Saint-George?" entgegnete die Prinzessin.

„Es macht mich sehr glücklich, daß der von mir beantragte Plan zum Behuf der Einnahme von Branne so gut gelungen ist," sprach Frau von Tourville.

„Madame," sagte Lenet, „wir wollen uns noch nicht mit einem so vollständigen Siege schmeicheln; der Zufall treibt sein Spiel mit den Plänen des Mannes und zuweilen sogar mit den Plänen der Frau."

„Mein Herr," erwiederte Frau von Tourville, sich mit ihrer gewöhnlichen Bitterkeit zurückwerfend, „wenn der Gouverneur gefangen ist, so muß auch die Festung genommen sein."

„Was Ihr da sagt, Madame, ist nicht völlig logisch; aber seid unbesorgt, haben wir Euch diesen doppelten Erfolg zu verdanken, so bin ich wie immer der Erste, der Euch seine Glückwünsche darbringt."

„Bei allem Dem staune ich nur," sprach die Prinzessin, welche bereits an dem glücklichen Ereignisse, das sie erwartete, eine für den aristokratischen, den Grund ihres Charakters bildenden, Stolz verletzende Seite suchte, ... „ich muß nur staunen, daß ich nicht zuerst von dem, was vorgeht, unterrichtet werde; das ist eine unverzeihliche Unschicklichkeit, wie sie der Herr Herzog von Larochefoucault immer begeht."

„Ei! Madame," sagte Lenet, „es fehlt uns an Soldaten zum Streiten, und Ihr wollt noch, daß wir sie von ihren Posten entfernen, um sie zu Boten zu machen! Ach! verlangen wir nicht zu viel, und wenn uns eine gute Kunde zukommt, so nehmen wir sie so, wie sie uns Gott schickt, und fragen wir nicht, wie wir sie erhalten haben."

Mittlerweile wuchs die Menge immer mehr an, denn die einzelnen Gruppen verbanden sich mit der Hauptgruppe, wie sich die Bäche mit einem Flusse vermischen. Unter dieser Hauptgruppe, welche aus etwa tausend Menschen bestehen mochte, erschien ein kleiner, ungefähr dreißig Mann starker, Kern von Soldaten, und mitten unter diesen dreißig Mann ein Gefangener, den die Soldaten gegen die Wuth des Volkes zu beschützen schienen.

„Tod! Tod!“ schrie das Volk, „Tod dem Gouverneur von Branne!“

„Ah! ah!“ sagte die Prinzessin mit triumphirendem Lächeln, „es scheint offenbar, sie bringen einen Gefangenen, und dieser Gefangene ist der Gouverneur von Branne.“

„Ja,“ versetzte Lenet; „aber seht, Madame, es scheint auch, der Gefangene läuft Gefahr, umgebracht zu werden. Hört Ihr die Drohungen, seht Ihr die wüthenden Geberden? Madame, sie werden die Soldaten überwältigen, sie werden ihn in Stücke zerreißen. Oh! die Tiger, sie riechen Fleisch und möchten gern Blut saufen.“

„Sie mögen saufen!“ rief die Prinzessin mit der den Weibern, wenn ihre schlimmen Leidenschaften aufgeregt sind, eigenthümlichen Wildheit, „sie mögen saufen, es ist das Blut eines Feindes.“

„Madame,“ entgegnete Lenet, „bedenkt wohl, dieser Feind steht unter dem Schutze der Ehre von Condé; und überdies, wer sagt Euch, daß in diesem Augenblick Richon, unser braver Richon, nicht derselben Gefahr preisgegeben ist, wie dieser Unglückliche? Ah! sie sind auf dem Punkte, die Soldaten zu überwältigen; wenn sie ihn berühren, ist er verloren. Holla! zwanzig Mann,“ rief Lenet, sich umwendend, „zwanzig bereitwillige Leute, um den Soldaten diese ganze Canaille zurücktreiben zu helfen. Wenn ein Haar von dem Haupte des Gefangenen fällt, seid Ihr mir mit dem Eurigen dafür verantwortlich.“

Bei diesen Worten stürzten zwanzig Musketiere von der Bürgergarde, den besten Familien von Bordeaux an-

gehörend, wie ein Strom die Treppe hinab, durchbrachen die Menge mit Kolbenstößen und verbanden sich mit der Escorte; es war die höchste Zeit, einige Klauen, länger und schärfer als die andern, hatten bereits Fetzen von dem blauen Rocke des Gefangenen gerissen.

„Ich danke, meine Herren," sagte der Gefangene, „denn Ihr habt es verhindert, daß mich diese Cannibalen verschlangen; das ist sehr wohl gethan. Teufel! wenn sie die Leute nur so fressen, so werden sie eines Tages die königliche Armee, sobald sie Euere Stadt stürmt, mit Haut und Haar aufspeisen."

Und er zuckte die Achseln und lachte.

„Ah! das ist ein Tapferer," rief die Menge, als sie die, vielleicht etwas geheuchelte, Ruhe des Gefangenen wahrnahm, und wiederholte dabei den Scherz, der seiner Eitelkeit schmeichelte: „es ist ein wahrhaft Muthiger! Er hat keine Furcht. Es lebe der Gouverneur von Branne!"

„Meiner Treue, ja," rief der Gefangene, „es lebe der Gouverneur von Branne. Es wäre mir sehr angenehm, wenn er leben könnte."

Die Wuth des Volkes verwandelte sich nun in in Bewunderung, und diese Bewunderung drückte sich alsbald in kräftigen Worten aus. Es folgte eine wahre Huldigung, auf das den Gouverneur von Branne, das heißt unsern Freund Cauvignac, bedrohende Märtyrthum.

Denn es war, wie unsere Leser wohl schon errathen haben, Cauvignac, der unter dem prunkhaften Namen eines Gouverneur von Branne auf eine so traurige Weise in die Hauptstadt der Guienne einzog.

So beschützt durch seine Wachen und durch seine Geistesgegenwart, wurde der Kriegsgefangene in das Haus des Präsidenten Lalasne gebracht, und während die eine Hälfte der Escorte das Gitter bewachte, von der andern vor die Prinzessin geführt.

Cauvignac trat stolz und ruhig in die Wohnung von Frau von Condé ein; es ist jedoch nicht zu leugnen, daß

ihm das Herz unter diesem heldenmüthigen Anschein gewaltig schlug.

Trotz des Zustandes, in welchen die drängende Menge seinen schönen blauen Rock, seine goldenen Galonen und die Feder auf seinem Hute versetzt hatte, wurde er mit dem ersten Blick erkannt.

„Herr Cauvignac!" rief Lenet.

„Herr Cauvignac, Gouverneur von Branne," fügte die Prinzessin bei; „ah! mein Herr, das sieht ganz hübsch wie Verrath aus."

„Was sagt Euere Hoheit?" fragte Cauvignac, welcher gar wohl begriff, daß er seine ganze Kaltblütigkeit und seinen ganzen Witz zu Hülfe rufen mußte: „Ich glaube sie hat das Wort Verrath ausgesprochen?"

„Ja, mein Herr, Verrath: denn unter welchem Titel erscheint Ihr vor mir?"

„Unter dem Titel eines Gouverneur von Branne, Madame."

„Ihr seht wohl, Verrath. Von wem ist Euer Bestallungsbrief unterzeichnet?"

„Von Herrn von Mazarin."

„Verrath, doppelter Verrath; ich sagte es. Ihr seid Gouverneur von Branne und Euere Compagnie hat Vayres in die Hände des Feindes geliefert: der Titel war der Lohn für die That."

Bei diesen Worten trat das tiefste Erstaunen auf dem Gesichte von Cauvignac hervor. Er schaute umher, als suchte er die Person, an welche diese Worte gerichtet wären, und ließ dann, durch die Augenscheinlichkeit überzeugt, daß er der Gegenstand der Anschuldigung der Prinzessin war, mit einer Geberde der Entmuthigung die Hände an seinen Hüften herabfallen.

„Meine Compagnie hat Vayres überliefert," sagte er, „einen solchen Vorwurf macht mir Euere Hoheit?"

„Ja, mein Herr; stellt Euch, als ob Ihr es nicht wüßtet, spielt den Erstaunten; ja, Ihr seid ein guter Ko-

mödiant, wie es scheint; aber ich werde mich weder durch Euere Gesichter noch durch Euere Worte bethören lassen, so sehr sie auch mit einander im Einklang stehen mögen."

„Ich heuchle nicht, Madame," antwortete Cauvignac: „wie soll ich wissen, Hoheit, was in Vayres vorgefallen ist, da ich nie dort gewesen bin?"

„Ausflucht, nichts Anderes als Ausflucht."

„Ich habe auf solche Worte nichts zu erwiedern, Madame, wenn nicht, daß Euere Hoheit mit mir unzufrieden zu sein scheint. Euere Hoheit halte es meinem offenherzigen Charakter zu gut, daß ich mir die Freiheit nehme, mich zu vertheidigen: ich glaubte eher mich über sie beklagen zu dürfen."

„Ihr, mein Herr, Euch über mich beklagen?" rief die Prinzessin, ganz erstaunt über eine solche Keckheit.

„Allerdings, Madame," antwortete Cauvignac, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen: „auf Euer Wort und auf das des hier gegenwärtigen Herrn Lenet rekrutire ich eine Compagnie Braver, ich gehe gegen sie um so heiligere Verbindlichkeiten ein, als diese beinahe insgesammt auf das Ehrenwort gestellt waren. Und nun, da ich komme und von Euerer Hoheit die versprochene Summe verlange .... eine Erbärmlichkeit, dreißig oder vierzig tausend Livres, bemerkt wohl, nicht für mich bestimmt, sondern für die neuen Vertheidiger, die ich den Herren Prinzen angeworben hatte, weist mich Euere Hoheit ab, ja, sie weist mich ab; ich berufe mich auf Herrn Lenet."

„Das ist wahr," sagte Lenet, „als sich der Herr einfand, hatten wir kein Geld."

„Konntet Ihr nicht ein paar Tage warten? Hing Eure Treue und die Eurer Leute von der Stunde ab?"

„Ich wartete so lange, als es Herr von Larochefoucault selbst von mir forderte, das heißt acht Tage. Nach Ablauf dieser acht Tage erschien ich abermals; diesmal völlige Weigerung; ich berufe mich wieder auf Herrn Lenet."

Die Prinzessin wandte sich gegen den Rath, ihre Lippen waren zusammengepreßt und ihre Augen schleuderten Blitze unter ihrer gerunzelten Stirne hervor.

„Leider muß ich gestehen," erwiederte Lenet, „daß das, was dieser Herr sagt, genau der Wahrheit entspricht."

Cauvignac richtete sich triumphirend hoch auf.

„Nun, Madame," fuhr er fort, „was hätte ein Intrigant unter diesen Umständen gethan? Ein Intrigant würde sich und seine Leute an die Königin verkauft haben. Ich, der ich die Intrigue verabscheue, ich habe die Compagnie, jedem Mann sein Ehrenwort zurückgebend, entlassen, und allein vereinzelt, in einer völligen Neutralität das gethan, was Salomo der Weise im Zweifel thun heißt: ich habe mich jeder Handlung enthalten."

„Aber Eure Soldaten, mein Herr, Eure Soldaten!" rief die Prinzessin wüthend.

„Madame," antwortete Cauvignac, „da ich weder König noch Prinz, sondern nur Kapitän bin, da ich weder Unterthanen noch Vasallen habe, so nenne ich meine Soldaten nur die Soldaten, welche ich bezahle; weil aber die meinigen, wie Euch Herr Lenet bestätigt hat, durchaus nicht bezahlt wurden, so betrachteten sie sich als frei. Da werden sie sich nun gegen ihren neuen Chef gekehrt haben. Was ist zu machen? Ich gestehe, ich weiß es nicht."

„Aber Ihr, Herr, der Ihr die Partei des Königs ergriffen habt, was könnt Ihr sagen? Eure Neutralität habe Euch bedrückt?"

„Nein, Madame; aber meine Neutralität schien, so unschuldig sie auch war, den Parteigängern Seiner Majestät verdächtig. An einem schönen Morgen wurde ich im Wirthshause zum Goldenen Kalb, auf der Straße von Libourne, verhaftet und vor die Königin geführt."

„Und da habt Ihr mit ihr unterhandelt?"

„Madame," antwortete Cauvignac, „ein Mann von

Gemüth hat sehr empfindliche Stellen, an denen ihn die Zartheit eines Fürsten zu fassen vermag. Mein Inneres war verwundet; man hatte mich von einer Partei zurückgestossen, der ich blindlings mit dem ganzen Feuer, mit dem ganzen Vertrauen der Jugend beigetreten war. Ich erschien vor der Königin zwischen zwei Soldaten, welche mich zu tödten bereit waren; ich erwartete Vorwürfe, Schmähungen, den Tod; denn ich hatte wenigstens der Absicht nach den Prinzen gedient; aber gerade das Gegentheil . . . statt mich zu bestrafen, mir die Freiheit zu rauben, mich in ein Gefängniß zu schicken, das Schaffot besteigen zu lassen, sagte diese große Fürstin zu mir:

„„Braver, aber irre geleiteter Mann, ich kann mit einem Worte Deinen Kopf fallen machen, aber Du siehst, man ist dort undankbar gegen Dich gewesen, hier wird man dankbar sein; Du wirst im Namen der heiligen Anna, meiner Patronin, fortan unter den Meinigen zählen. Meine Herren,““ fuhr sie, sich an meine Wachen wendend fort, „ achtet diesen Officier, denn ich habe seine Verdienste schätzen gelernt, und ich mache ihn zu Eurem Anführer. Und Euch,““ fügte sie sich noch einmal an mich wendend bei: „„Euch mache ich zum Gouverneur von Branne; so rächt sich eine Königin von Frankreich.““

„Was konnte ich antworten?“ fuhr Cauvignac, seine natürliche Stimme und Geberde wieder annehmend, fort, nachdem er auf eine halb komische, halb sentimentale Weise die Stimme und Geberde von Anna von Oesterreich nachgeahmt hatte, „nichts. Ich war in meinen theuersten Hoffnungen verletzt; ich war in der völlig uneigennützigen Ergebenheit verletzt, die ich Euerer Hoheit zu Füßen zu legen die Ehre gehabt hatte, Euerer Hoheit, der ich, ich erinnere mich dessen mit Freuden, in Chantilly einen kleinen Dienst zu leisten im Stande gewesen bin. Ich habe es gemacht wie Coriolan, ich bin unter das Zelt der Volsker getreten.“

Diese mit einer dramatischen Stimme und einer

majestätischen Geberde gesprochene Rede brachte eine große Wirkung auf die Anwesenden hervor. Cauvignac entging sein Triumph nicht, indem er die Prinzessin vor Wuth erbleichen sah.

„Aber wem seid Ihr denn endlich treu?“ fragte sie.

„Denjenigen, welche die Zartheit meines Benehmens zu schätzen wissen,“ antwortete Cauvignac.

„Gut. Ihr seid mein Gefangener.“

„Ich habe die Ehre, Madame; doch ich hoffe, Ihr werdet mich als Edelmann behandeln. Allerdings bin ich Euer Gefangener, aber ohne gegen Euere Hoheit gekämpft zu haben; ich begab mich mit meinem Gepäcke nach meinem Gouvernement, als ich einer Abtheilung Eurer Soldaten in die Hände fiel, die mich verhaftete. Ich dachte nicht einen Augenblick daran, meinen Rang oder meine Gesinnung zu verheimlichen, und verlange daher, ich wiederhole es, nicht nur als Edelmann, sondern auch als Oberofficier behandelt zu werden.“

„Es soll geschehen, mein Herr,“ antwortete die Prinzessin, „Ihr habt die Stadt als Gefängniß, nur müßt Ihr auf Euer Ehrenwort schwören, daß Ihr dieselbe nicht zu verlassen suchen werdet.“

„Madame, ich werde Alles schwören, was Eure Hoheit fordert.“

„Gut; Lenet, laßt dem Herrn die Formel geben, wir wollen seinen Schwur empfangen.“

Lenet diktirte die Worte des Eides, den er Cauvignac leisten lassen sollte. Cauvignac hob die Hand auf und schwur feierlich, die Stadt nicht eher zu verlassen, als bis die Prinzessin ihn seines Eides entbunden hätte.

„Nun entfernt Euch,“ sagte die Prinzessin: „aber wir verlassen uns auf Eure Redlichkeit als Edelmann und auf Eure Ehre als Soldat.“

Cauvignac ließ sich das nicht zweimal sagen; er verbeugte sich und ging ab; aber während seines Abgangs

hatte er Zeit, eine Geberde von Lenet aufzufassen, welche bedeutete:

„Madame, er hat Recht und wir haben Unrecht; so geht es, wenn man in der Politik knickert.“

Lenet, der jedes Verdienst zu schätzen wußte, hatte allerdings die ganze Feinheit des Charakters von Cauvignac erkannt, und gerade weil er sich in keinem Punkte durch die Scheingründe, welche dieser angegeben, bethören ließ, bewunderte er, wie sich der Gefangene aus einer der schlimmsten Lagen zu ziehen wußte, in der sich ein Ueberläufer befinden kann.

Cauvignac aber ging sehr nachdenkend, das Kinn in der Hand, die Treppe hinab und sagte mit sich selbst sprechend:

„Nun handelte es sich darum, meine hundert und fünfzig Mann gegen etwa hunderttausend Livres abermals an sie zu verkaufen, was gar wohl möglich ist, da der gescheite und ehrenwerthe Ferguzon vollkommene Freiheit für sich und die Seinigen erhalten hat. Ich werde sicherlich früher oder später Gelegenheit dazu finden. Schön, schön,“ fuhr Cauvignac ganz getröstet fort, „ich sehe, daß ich, indem ich mich fangen ließ, kein so schlechtes Geschäft gemacht habe, als ich Anfangs glaubte.“

VII.

Nun wollen wir einen Schritt zurück machen und die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die ihnen nur unvollständig bekannten Ereignisse lenken, welche sich in Vayres zugetragen hatten.

Nach einigen um so furchtbareren Stürmen, als der General der königlichen Truppen mehr Leute opferte, um

weniger Zeit zu verlieren, waren die Außenwerke genommen worden; aber die braven Vertheidiger dieser Werke zogen sich, nachdem sie das Terrain Fuß für Fuß streitig gemacht hatten und das Schlachtfeld mit Todten bestreut war, durch den bedeckten Weg zurück und stellten sich in Vayres fest. Herr de La Meilleraye verleugnete sich nun nicht, daß er, wenn er fünf bis sechshundert Mann verloren hatte, um einen schlechten, von einer Palissade überragten Erdwall zu erobern, sechsmal so viel verlieren würde, um ein Fort zu nehmen, das von guten Mauern umgeben war und von einem Manne vertheidigt wurde, dessen strategische Kenntnisse und militärischen Muth er auf seine Kosten schätzen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.

Man war also entschlossen, Laufgräben zu eröffnen und eine regelmäßige Belagerung zu machen, als man die Vorhut der Armee des Herzogs von Epernon erblickte, welche sich mit dem Heere des Herrn de La Meilleraye verband, wodurch die königlichen Streitkräfte verdoppelt wurden. Dies änderte völlig die Gestalt der Dinge. Man unternimmt mit vierundzwanzig tausend Mann, was man mit zwölftausend nicht zu unternehmen wagt. Der Sturm wurde auf den andern Tag beschlossen.

An der Unterbrechung der Laufgraben-Arbeiten, an den neuen Vorkehrungen, die man traf, und besonders bei dem Anblick der eingetroffenen Verstärkung erkannte Richon, daß es die Absicht war, ihn ohne Unterlaß zu bedrängen, und einen Sturm für den andern Tag ahnend, versammelte er seine Leute, um ihre Stimmung zu beurtheilen, an welcher zu zweifeln er übrigens nach der Art und Weise, wie sie bei der Vertheidigung der ersten Schanzen zu Werke gegangen waren, keine Ursache hatte.

Er erstaunte auch im höchsten Grade, als er die neue Haltung der Garnison wahrnahm. Seine Leute warfen einen düstern, unruhigen Blick auf das königliche Heer, und ein dumpfes Murren machte sich aus ihren Reihen hörbar.

Richon verstand keinen Spaß unter den Waffen, und besonders keinen Spaß dieser Art.

„Holla! wer murrt?“ sagte er, sich nach der Seite umwendend, wo das mißbilligende Getöse am deutlichsten gewesen war.

„Ich,“ erwiederte ein Soldat, der mehr Keckheit besaß, als die anderen.

„Du!“

„Ja, ich.“

„Dann komm hierher und antworte.“

Der Soldat trat aus Reihe und Glied und näherte sich seinem Chef.

„Was fehlt Dir, daß Du Dich beklagst?“ fragte Richon, die Arme kreuzend und den Soldaten fest anschauend.

„Was mir fehlt?“

„Ja, was Dir fehlt? Hast Du Deine Brodration?“

„Ja, Commandant.“

„Deine Fleischration?“

„Ja, Commandant.“

„Deine Weinration?“

„Ja, Commandant.“

„Bist Du schlecht quartiert?“

„Nein.“

„Hast Du einen Soldrückstand zu fordern?“

„Nein.“

„Dann sprich: was wünschest Du, was willst Du und was bedeutet dieses Gemurre?“

„Es bedeutet, daß wir uns gegen unsern König schlagen, was für einen französischen Soldaten hart ist.“

„Du bedauerst also, nicht im Dienste Seiner Majestät zu sein?“

„Bei Gott, ja.“

„Und Du wünschest mit Deinem König wiedervereinigt zu werden?“

„Ja," sagte der Soldat, der durch die Ruhe von Richon getäuscht glaubte, die Sache würde sich mit der einfachen Ausschließung aus den Condé'schen Reihen endigen.

„Es ist gut," sprach Richon, den Mann bei seinem Wehrgehänge ergreifend; „da ich aber die Thore geschlossen habe, so mußt Du den einzigen Weg nehmen, der Dir übrig bleibt."

„Welchen?" fragte der Soldat erschrocken.

„Diesen," erwiederte Richon, hob ihn mit seinen herculischen Armen auf und schleuderte ihn über die Brustwehre.

Der Soldat stieß einen Schrei aus und fiel in den Graben, der zu seinem Glück mit Wasser gefüllt war.

Ein finsteres Schweigen erfolgte auf diese kräftige Handlung. Richon glaubte die Meuterei gedämpft zu haben, wandte sich wie ein kühner Spieler, welcher Alles für Alles einsetzt, gegen seine Leute um und sagte:

„Wenn noch mehr Parteigänger des Königs da sind, so mögen sie sprechen, und man wird sie nach ihrem Belieben hinauslassen."

Etwa hundert Soldaten riefen:

„Ja, ja! wir sind Parteigänger des Königs und wollen hinaus."

„Ah! ah!" erwiederte Richon, der nun begriff, daß es sich nicht um eine einzelne Meinung, sondern um einen allgemeinen Aufruhr handelte. „Ah! das ist etwas Anderes. Ich glaubte, es wäre nur ein Meuterer hier, und sehe nun, daß ich es mit fünf hundert Feigen zu thun habe."

Richon hatte Unrecht, die Gesammtheit anzuklagen: es hatten nur etwa hundert Mann gesprochen, die Uebrigen waren still geblieben; aber der Rest murrte nun in die Anschuldigung der Feigheit mitverflochten ebenfalls.

„Stille," sagte Richon, „wir wollen nicht Alle zu gleicher Zeit sprechen; ein Officier, wenn ein Officier vorhanden ist, der an seinem Eide zum Verräther werden will,

führe das Wort für Alle; er, das schwöre ich, kann ungestraft sprechen."

Ferguzon trat nun einen Schritt vor, begrüßte seinen Commandanten mit ausgezeichneter Höflichkeit und sprach:

„Commandant, Ihr hört den Wunsch der Garnison. Ihr kämpft gegen Seine Majestät unsern König; die Mehrzahl von uns war aber nicht davon in Kenntniß gesetzt, daß man uns anwarb, um gegen einen solchen Feind Krieg zu führen. Einer von den hier anwesenden Braven, dem man in seiner Gesinnung Gewalt angethan, hätte mitten im Sturme sich in der Richtung seiner Muskete täuschen und Euch eine Kugel vor den Kopf jagen können; aber wir sind wahre Soldaten und keine Feige, wie Ihr mit Unrecht gesagt habt. Hört also die Ansicht meiner Gefährten, so wie die meinige. Gebt uns dem König zurück, oder wir werden uns selbst zurückgeben."

Diese Rede wurde mit einem allgemeinen Hurrah aufgenommen, welches bewies, daß die von dem Lieutenant ausgedrückte Meinung, wenn auch nicht die der ganzen Garnison, doch wenigstens die der Mehrzahl bildete. Richon begriff, daß er verloren war.

„Ich kann mich nicht allein vertheidigen," sagte er, „und will mich nicht ergeben. Da mich meine Soldaten verlassen, so mag Einer für sie unterhandeln, wie es ihm beliebt und wie es ihnen beliebt, aber dieser Eine werde ich nicht sein. Wenn nur die paar Braven, welche mir treu geblieben sind, vorausgesetzt, es finden sich solche, mit dem Leben davon kommen, . . . mehr verlange ich nicht. Sprecht, wer wird der Unterhändler sein?"

„Ich, mein Commandant, wenn Ihr wollt und wenn mich meine Gefährten mit ihrem Vertrauen beehren."

„Ja, ja, der Lieutenant Ferguzon! der Lieutenant Ferguzon!" riefen fünfhundert Stimmen, unter denen man die Stimmen von Barrabas und Carrotette unterscheiden konnte.

„Ihr also, mein Herr," sprach Richon. „Ihr möget frei in Vayres aus und eingehen."

„Und Ihr habt mir keine besondere Instructionen zu geben, mein Commandant?" fragte Ferguzon.

„Die Freiheit für meine Leute."

„Und für Euch?"

„Nichts."

Eine solche Verleugnung hätte verirrte Menschen zurückgebracht; aber sie waren nicht nur verirrt, sie waren verkauft.

„Ja! ja! die Freiheit für uns!" riefen sie.

„Seid unbesorgt, Commandant," sprach Ferguzon, „ich werde Euch in der Capitulation nicht vergessen."

Richon lächelte traurig, zuckte die Achseln, ging in seine Wohnung zurück und schloß sich in seinem Zimmer ein.

Ferguzon begab sich sogleich zu den Royalisten. Herr de La Meilleraye wollte indessen nichts ohne das Gutheißen der Königin thun, die Königin aber hatte, um, wie sie sagte, nicht mehr der Schmach des Heeres beizuwohnen, das kleine Haus von Nanon verlassen und ihr Quartier in dem Stadthause von Libourne genommen.

Der Marschall gab deshalb Ferguzon zwei Soldaten zur Bewachung, stieg zu Pferde und eilte nach Libourne. Er fand Herrn von Mazarin, dem er eine große Neuigkeit mitzutheilen glaubte; aber bei den ersten Worten des Marschalls trat ihm der Minister mit seinem gewöhnlichen Lächeln entgegen und sagte:

„Wir wissen Alles, Herr Marschall, die Sache ist gestern Abend in Ordnung gekommen. Unterhandelt mit dem Lieutenant Ferguzon, aber macht Euch für Herrn Richon nur mit Euerem Worte verbindlich."

„Wie, nur mit meinem Worte?" entgegnete der Marschall; „ist mein Wort verpfändet, so gilt es hoffentlich so viel als eine Handschrift."

„Thut es immerhin, Herr Marschall; „ich habe von

Seiner Heiligkeit besondere Indulgenzen, welche mir gestatten, die Leute ihres Eides zu entbinden."

„Es ist möglich," sprach der Marschall; „aber diese Indulgenzen gehen die Marschälle von Frankreich nichts an."

Mazarin lächelte und bedeutete dem Marschall durch ein Zeichen, er könnte nach dem Lager zurückkehren.

Der Marschall kam brummend zurück, gab Ferguzon einen geschriebenen Schirmbrief für sich und seine Leute, und verpfändete sein Wort in Beziehung auf Richon. Zwei Stunden nachher, als Richon bereits von seinen Fenstern aus die Verstärkung erblickte, die ihm von Navailly zugeführt wurde, trat man in sein Zimmer und verhaftete ihn im Namen der Königin.

Im ersten Augenblick prägte sich eine große Zufriedenheit auf dem Antlitz des braven Commandanten aus; blieb er frei, so konnte Frau von Condé den Verdacht des Verrathes gegen ihn hegen; war er gefangen, so bürgte gerade seine Gefangenschaft für ihn.

In dieser Hoffnung blieb er zurück, statt sich mit den Andern zu entfernen.

Man begnügte sich aber nicht damit, daß man ihm den Degen nahm, wie er Anfangs erwartet hatte, sondern sobald er entwaffnet war, warfen sich vier Mann, die ihn am Thore erwarteten, auf ihn und banden ihm die Hände auf den Rücken.

Richon setzte dieser unwürdigen Behandlung nur die Ruhe und Resignation eines Märtyrers entgegen. Er war eine von den kraftvollen Seelen, den Vorfahren der Volkshelden des 18ten und 19ten Jahrhunderts.

Richon wurde nach Libourne gebracht und vor die Königin geführt, welche ihn hochmüthig vom Scheitel bis zur Zehe maß, vor den König, der ihn mit einem wüthenden Blick niederschmetterte, vor Herrn von Mazarin, welcher zu ihm sagte:

„Ihr habt ein hohes Spiel gespielt, Herr Richon."

„Und ich habe verloren, nicht wahr, Monseigneur? Nun fragt es sich nur noch, um was wir spielen."

„Ich fürchte, Ihr habt um Eueren Kopf gespielt," erwiederte Mazarin.

„Man melde Herrn von Epernon, daß ihn der König sehen will," sagte Anna von Oesterreich. „Dieser Mensch aber hat hier sein Urtheil zu erwarten."

Und mit stolzer Verachtung sich zurückziehend, verließ sie das Zimmer, dem König die Hand reichend und gefolgt von Mazarin und den Höflingen.

Herr von Epernon war wirklich vor einer Stunde eingetroffen, aber der verliebte Greis konnte sich nicht enthalten, vor allen Andern Nanon zu besuchen. Im Herzen der Guienne war ihm zu Ohren gekommen, wie schön Canolles die Insel Saint-George vertheidigt hatte, und als ein Mann voll Vertrauen zu seiner Geliebten machte er Nanon Complimente über das Benehmen ihres theuren Bruders, dessen Physiognomie übrigens, wie er sehr naiv bemerkte, weder so viel Adel, noch so viel Muth ankündige.

Nanon hatte etwas Anderes zu thun, als innerlich über die Fortsetzung dieses Quiproquo zu lachen. Es handelte sich in diesem Augenblick nicht nur um ihr eigenes Glück, sondern auch um die Freiheit ihres Geliebten. Nanon war so rasend in Canolles verliebt, daß sie an den Gedanken einer Untreue von seiner Seite nicht glauben wollte, obgleich sich derselbe sehr oft in ihrem Innern regte. In seiner Sorge, sie zu entfernen, hatte sie nur eine zärtliche Theilnahme erblickt; sie hielt ihn für gefangen durch Gewalt, sie beweinte ihn und sie sehnte sich nach dem Augenblick, wo sie ihn mit Hülfe von Herrn von Epernon befreien könnte.

Sie hatte auch durch zehn Briefe, die sie an den Herzog schrieb, mit aller Gewalt seine Rückkehr beschleunigt.

Endlich kam er an und Nanon trug ihm ihre Bitte

in Betreff ihres angeblichen Bruders vor, welchen sie sobald als möglich den Händen seiner Feinde, oder vielmehr denen von Frau von Cambes entziehen wollte, denn sie glaubte, Canolles laufe keine andere Gefahr, als die, sich immer mehr in die Vicomtesse zu verlieben.

Aber diese Gefahr war für Nanon eine Todesgefahr. Sie bat daher Herrn von Epernon mit aufgehobenen Händen um Befreiung ihres Bruders.

„Das kommt vortrefflich,“ erwiederte der Herzog, „ich habe so eben erfahren, daß der Gouverneur von Vayres sich hat gefangen nehmen lassen. Nun, man wechselt ihn gegen den braven Canolles aus.

„Oh! das ist eine Gnade des Himmels, mein theuerer Herzog,“ rief Nanon.

„Ihr liebt diesen Bruder also ungemein, Nanon?“

„Oh! mehr als mein Leben.“

„Wie seltsam, daß Ihr nie von ihm sprachet, vor jenem Abend, wo ich so albern war . . .“

„Also, Herr Herzog?“ unterbrach ihn Nanon.

„Ich schicke den Gouverneur von Vayres an Frau von Condé zurück, die uns dafür Canolles gibt; das kommt im Krieg jeden Tag vor und ist eine ganz einfache Auswechselung.“

„Ja, aber wird Frau von Condé Herrn von Canolles nicht höher schätzen, als einen einfachen Officier?“

„Wohl, dann schickt man ihr statt eines Officiers zwei, drei; kurz man ordnet die Sache so, daß Ihr zufrieden sein werdet, meine Schönste, und wenn unser braver Commandant der Insel Saint-George nach Libourne kommt, bereiten wir ihm einen Triumph.“

Nanon war außer sich vor Freude. Wieder in den Besitz von Canolles zu gelangen, das war ber glühende Traum aller ihrer Stunden. Was Herr von Epernon sagen würde, wenn er wahrnähme, wer dieser Canolles wäre, darum kümmerte sie sich wenig. Wäre Canolles einmal gerettet, so würde sie ihm eröffnen, es sei ihr Geliebter,

sie würde es ganz laut aussprechen, sie würde es aller Welt sagen!

So standen die Dinge, als der Bote der Königin eintrat.

„Seht," sagte der Herzog, „das geht ganz erwünscht; ich begebe mich zu der Königin und bringe das Auswechselungs-Cartel zurück."

„Somit kann mein Bruder hier sein? . . ."

„Vielleicht morgen."

„Geht," rief Nanon, „und verliert keine Minute. „Oh! morgen, morgen," fügte sie ihre Arme mit einem bewunderungswürdigen Ausdruck des Gebetes zum Himmel erhebend bei. „Morgen, Gott woll: es!"

„Ah! welch ein Herz!" murmelte Herr von Epernon, während er sich entfernte.

Als der Herzog von Epernon in das Zimmer der Königin trat, biß sich Anna von Oesterreich, roth vor Zorn, in ihre dicken Lippen, welche die Bewunderung ihrer Höflinge bildeten, gerade weil sie der mangelhafte Punkt ihres Gesichtes waren. Herr von Epernon, ein galanter, an das Lächeln der Damen gewöhnter Mann, wurde wie ein meuterischer Bordelese empfangen.

Der Herzog schaute die Königin erstaunt an: sie hatte seinen Gruß nicht erwiedert und betrachtete ihn mit gerunzelter Stirne von der Höhe ihrer königlichen Majestät herab.

„Ah! ah, Ihr seid es," sagte sie endlich, nachdem sie eine Zeit lang geschwiegen hatte; „kommt hierher, daß ich Euch mein Compliment über die Art und Weise mache, wie Ihr die Aemter in Euerem Gouvernement besetzt."

„Was habe ich denn gethan, Madame," fragte der Herzog voll Verwunderung, „und was ist denn geschehen?"

„Es ist zum Gouverneur von Vayres ein Mann er-

nannt worden, der mit seinen Kanonen nach dem König geschossen hat; . . mehr nicht."

„Von mir, Madame?" rief der Herzog; „Euere Majestät irrt sich offenbar. Ich habe den Gouverneur von Vayres nicht ernannt, wenigstens nicht, daß ich wüßte."

Herr von Epernon nahm etwas zurück, weil ihm sein Gewissen zum Vorwurf machte, daß er nicht immer allein ernannte.

„Ah! das ist etwas Neues," entgegnete die Königin; „Herr Richon ist vielleicht nicht von Euch ernannt worden?"

Und sie legte einen äußerst boshaften Nachdruck auf das Wort vielleicht.

Vertraut mit dem Talente von Nanon, die Menschen mit den Aemtern passend zusammenzufügen, beruhigte sich der Herzog sogleich und sprach:

„Ich erinnere mich nicht, Herrn Richon ernannt zu haben; aber wenn ich ihn ernannt habe, so muß Herr Richon ein guter Diener des Königs sein."

„In der That," versetzte die Königin, „Herr Richon ist Euerer Meinung nach ein guter Diener des Königs; Pest! welch ein Diener, . . . er tödtet uns in weniger als drei Tagen fünfhundert Mann."

„Madame," sprach der Herzog sehr unruhig, „wenn es sich so verhält, so muß ich gestehen, daß ich Unrecht habe. Aber ehe ich mich der Verurtheilung unterziehe, laßt mich den Beweis erlangen, daß ich ihn ernannte. Diesen Beweis will ich suchen."

Die Königin machte eine Bewegung, um den Herzog zurückzuhalten, aber sie besann sich wieder eines Andern und antwortete:

„Geht, und wenn Ihr mir Eueren Beweis gebracht habt, so werde ich Euch den meinigen geben."

Herr von Epernon lief eilig weg und begab sich ohne anzuhalten zu Nanon.

„Nun,“ rief sie, „bringt Ihr mir das Auswechselungs-Cartel, mein theuerer Herzog?“

„Oh! ja, es handelt sich wohl darum!“ antwortete der Herzog. „Die Königin ist wüthend.“

„Und woher rührt die Wuth Ihrer Majestät?“

„Davon, daß Herr Richon von Euch oder von mir zum Gouverneur von Vayres ernannt worden ist, und daß uns dieser Gouverneur, welcher sich wie ein Löwe vertheidigt haben muß, fünfhundert Mann getödtet hat.“

„Herr Richon!“ wiederholte Nanon, „ich weiß nichts davon.“

„Der Teufel soll mich holen, ich auch nicht.“

„Dann erwiedert keck der Königin, sie täusche sich.“

„Aber sprecht, täuscht Ihr Euch nicht vielleicht?“

„Wartet, ich will mir nichts vorzuwerfen haben und werde es Euch sagen.“

Nanon ging in ihr Arbeitscabinet und schlug in ihrem Geschäftsregister bei dem Buchstaben R. nach; er war rein von jedem an Richon verliehenen Patente.

„Ihr könnt Euch wieder zu der Königin begeben,“ sagte sie zurückkehrend, „und ihr kühn entgegnen, sie irre sich.“

Herr von Epernon machte nur einen Sprung von der Wohnung von Nanon bis zum Stadthause.

„Madame,“ sprach er stolz bei der Königin eintretend, „ich bin unschuldig an dem Verbrechen, das man mir aufbürdet. Die Ernennung von Herrn Richon rührt von den Ministern Euerer Majestät her.“

„Dann unterzeichnen meine Minister Epernon,“ erwiederte die Königin mit scharfem Tone.

„Wie so?“

„Allerdings, da sich diese Unterschrift auf dem Patente von Herrn Richon findet.“

„Unmöglich, Madame,“ entgegnete der Herzog mit dem abnehmenden Tone eines Menschen, der an sich selbst zu zweifeln anfängt.

Die Königin zuckte die Achseln.

„Unmöglich!" sagte sie. „Wohl, so leset."

Und sie nahm ein auf dem Tische liegendes Patent und gab es dem Herzog.

Herr von Epernon ergriff das Patent, durchlief es mit gierigen Blicken, untersuchte jede Falte des Papiers, jedes Wort, jeden Buchstaben, und war ganz bestürzt: eine furchtbare Erinnerung durchzuckte seinen Geist.

„Kann ich diesen Herrn Richon sehen?" fragte er.

„Nichts leichter," antwortete die Königin; „ich habe ihn in dem Zimmer nebenan warten lassen, um Euch dieses Vergnügen zu bereiten."

Dann sich gegen die Wachen umwendend, welche ihrer Befehle an der Thüre harrten:

„Man führe den Elenden herein."

Die Wachen gingen hinaus, und einen Augenblick nachher wurde Richon mit gebundenen Händen und bedecktem Kopfe eingeführt. Der Herzog schritt auf ihn zu und heftete auf den Gefangenen einen Blick, den dieser mit seiner gewöhnlichen Würde aushielt. Da er seinen Hut auf dem Kopfe hatte, so warf ihn einer von den Wachen mit verkehrter Hand auf den Boden.

Diese Beleidigung brachte nicht die geringste Bewegung auf Seiten des Gouverneur von Vayres hervor.

„Legt ihm einen Mantel auf die Schultern, bindet ihm eine Maske vor das Gesicht," sagte der Herzog, „und gebt mir eine angezündete Kerze.

Sogleich vollzog man die zwei ersten Befehle. Die Königin betrachtete mit Erstaunen diese seltsamen Vorbereitungen. Der Herzog ging im Kreise um den maskirten Richon, beschaute ihn mit der größten Aufmerksamkeit, suchte alle seine Erinnerungen zu beleben und schien noch zu zweifeln.

„Bringt mir die verlangte Kerze," sagte er; „diese Probe wird meine Zweifel lösen."

Man brachte die Kerze. Der Herzog näherte das Patent dem Lichte, und bei der Wärme der Flamme erschien ein mit sympathetischer Dinte unter die Unterschrift gezeichnetes doppeltes Kreuz auf dem Papier.

Bei diesem Anblick erheiterte sich die Stirne des Herzogs und er rief:

„Madame, dieses Patent ist allerdings von mir unterzeichnet, aber es war weder für Herrn Richon, noch für einen Andern bestimmt, sondern ist mir von diesem Menschen in einer Art von Hinterhalt ausgepreßt worden; doch ehe ich dieses Blanquett aus meinen Händen gab, hatte ich auf das Papier ein Zeichen gemacht, das Euere Majestät darauf sehen kann, und dieses Zeichen dient als schlagender Beweis gegen den Schuldigen. Schaut.“

Die Königin nahm gierig das Papier und beschaute es, während ihr der Herzog die Marke mit dem Ende des Fingers zeigte.

„Ich verstehe kein Wort von der Anschuldigung, die Ihr gegen mich vorbringt,“ sagte Richon ganz einfach.

„Wie,“ rief der Herzog, „Ihr waret nicht der verlarvte Mann, dem ich dieses Papier auf der Dordogne zugestellt habe?“

„Ich habe vor diesem Tage nie mit Euerer Herrlichkeit gesprochen, ich bin nie verlarvt auf der Dordogne gewesen,“ antwortete Richon mit kaltem Tone.

„Waret Ihr es nicht, so war es ein von Euch abgesandter Mann, der an Euerer Stelle erschien.“

„Es würde mich nichts nützen, wollte ich die Wahrheit verbergen,“ sagte Richon stets mit derselben Ruhe; „dieses Patent, Herr Herzog, habe ich von der Frau Prinzessin von Condé aus den Händen des Herrn Herzogs von Larochefoucault erhalten; es war mit meinem Namen und Vornamen von Herrn Lenet, dessen Handschrift Ihr vielleicht kennt, ausgefüllt. Wie das Patent in die Hände der Frau Prinzessin gelangte, auf welche Weise Herr von Larochefoucault Besitzer desselben war, an wel-

chem Orte mein Name und mein Vorname von Herrn Lenet auf dieses Papier geschrieben wurden, ist mir völlig unbekannt, kümmert mich sehr wenig und geht mich nichts an."

„Ah! Ihr glaubt?" versetzte der Herzog mit höhnischem Tone.

Und sich der Königin nähernd, erzählte er dieser eine ziemlich lange Geschichte, welcher Anna von Oesterreich ihre ganze Aufmerksamkeit schenkte: es war die Angeberei von Cauvignac und das Abenteuer auf der Dordogne; als Frau begriff die Königin vollkommen die Regung der Eifersucht des Herzogs.

Sobald er geendigt hatte, sagte sie:

„Das ist nur eine Schändlichkeit einem Hochverrathe beigefügt; wer kein Bedenken trug, auf seinen König zu feuern, konnte auch das Geheimniß einer Frau verkaufen."

„Was Teufels sprechen sie da?" murmelte Richon, die Stirne faltend, denn ohne genug zu hören, um die Unterredung zu verstehen, hörte er doch hinreichend, um zu errathen, daß seine Ehre gefährdet war; überdies verhießen ihm die flammenden Augen der Königin und des Herzogs nichts Gutes, und so muthig auch der Commandant von Vayres war, so beunruhigte ihn doch diese doppelte Drohung, obgleich man auf seinem mit verachtender Ruhe bewaffneten Antlitz unmöglich auch nur entfernt wahrnehmen konnte, was in seinem Innern vorging.

„Man muß ihm sein Urtheil fällen," sagte die Königin. „Versammelt mir einen Kriegsrath, wobei Ihr den Vorsitz führt, Herr Herzog von Epernon. Wählt Euere Beisitzer, und dann rasch zu Werke gegangen."

„Madame," sagte Richon, „es ist kein Kriegsrath zu versammeln, kein Urtheil zu fällen. Ich bin Gefangener auf das Wort des Herrn Marschalls de La Meilleraye; ich bin freiwilliger Gefangener, denn ich konnte Vayres

mit meinen Soldaten verlassen, ich konnte vor oder nach ihrem Abgange fliehen und habe es nicht gethan."

„Ich verstehe mich nicht auf solche Angelegenheiten," sagte die Königin aufstehend, um sich in einen anstoßenden Saal zu begeben; „habt Ihr gute Gründe, so macht sie vor den Richtern geltend. Solltet Ihr hier nicht bequem Sitzung halten können, Herr Herzog?"

„Ja, Madame," antwortete dieser; und er wählte zwölf Officiere im Vorzimmer und bildete auf der Stelle das Tribunal.

Richon fing an zu begreifen: die improvisirten Richter nahmen ihre Plätze; der Rapporteur fragte ihn nach seinem Namen, nach seinem Vornamen und seiner Eigenschaft.

Richon beantwortete diese drei Fragen.

„Ihr seid des Hochverraths angeklagt, indem Ihr mit Kanonen auf die Soldaten des Königs geschossen habt," sagte der Rapporteur; „gesteht Ihr, Euch dieses Verbrechens schuldig gemacht zu haben?"

„Leugnen hieße die Augenscheinlichkeit ableugnen; ja mein Herr, ich habe gegen die Soldaten des Königs geschossen."

„Kraft welches Rechtes?"

„Kraft des Kriegsrechtes, kraft desselben Rechtes, auf das unter ähnlichen Umständen Herr von Condé, Herr von Beaufort, Herr von Elbeuf und so viele Andere sich berufen haben."

„Dieses Recht besteht nicht, mein Herr, denn es ist nichts Anderes, als Aufruhr."

„Kraft dieses Rechtes hat jedoch mein Lieutenant eine Capitulation gemacht. Auf diese Capitulation berufe ich mich."

„Capitulation!" rief der Herzog von Epernon mit ironischem Tone, denn er dachte sich, die Königin horche, und ihr Schatten dictirte ihm das verletzende Wort:

„Capitulation! Ihr mit einem Marschall von Frankreich capituliren!"

„Warum nicht," erwiederte Richon, „da dieser Marschall von Frankreich mit mir unterhandelte?"

„Dann zeigt diese Capitulation, und wir werden ihren Werth beurtheilen."

„Es ist eine mündliche Uebereinkunft."

„So bringt Euere Zeugen bei."

„Ich kann nur einen beibringen."

„Wen?"

„Den Marschall selbst."

„Man rufe den Marschall," sagte der Herzog.

„Unnöthig," sprach die Königin, die Thüre öffnend, hinter der sie horchte; „der Marschall ist vor zwei Stunden abgegangen; er marschirt mit unserer Vorhut gegen Bordeaux."

Diese Erscheinung verwandelte alle Herzen in Eis, denn sie legte den Richtern die Verbindlichkeit auf, Richon zu verurtheilen.

Der Gefangene lächelte bitter.

„Ah!" sagte er, „so hält Herr de La Meilleraye sein Wort! Ihr habt wahr gesprochen, mein Herr," fügte er sich an den Herzog von Epernon wendend bei, „ich hatte Unrecht, daß ich mit einem Marschall von Frankreich unterhandelte."

Von diesem Augenblick an verschloß sich Richon in ein verächtliches Stillschweigen und hörte ganz auf zu antworten, welche Fragen man auch an ihn richten mochte.

Dies vereinfachte die Procedur ungemein, und die übrigen Förmlichkeiten dauerten auch kaum eine Stunde. Man schrieb wenig und sprach noch weniger. Der Rapporteur trug auf Todesstrafe an und auf ein Zeichen des Herzogs pflichteten alle Richter mit ihren Stimmen diesem Antrage bei.

Richon hörte das Urtheil, als wäre er ein einfacher

Zuschauer gewesen, und wurde, immer unempfindlich und stumm, noch während der Sitzung dem Generalprofoß übergeben.

Der Herzog von Epernon begab sich zu der Königin; er fand sie in einer reizenden Laune und wurde von ihr zur Tafel geladen. Der Herzog, der sich in Ungnade glaubte, nahm die Einladung an und ging zu Nanon, um ihr mitzutheilen, er habe das Glück, immer noch bei seiner Gebieterin in Gnade zu stehen.

Er fand sie in einem Lehnstuhle an einem Fenster sitzend, das nach dem öffentlichen Platze von Libourne ging.

„Nun," fragte sie ihn, „habt Ihr etwas entdeckt?"

„Ich habe Alles entdeckt," antwortete der Herzog.

„Bah!" versetzte Nanon unruhig.

„Ah! mein Gott, ja! Erinnert Ihr Euch der Angeberei, der ich alberner Weise Glauben schenkte, jener Angeberei, welche Euere Liebschaft mit Euerem Bruder betraf?"

„Nun?"

„Erinnert Ihr Euch des Blanquetts, das man von mir forderte?"

„Ja; weiter?"

„Der Angeber ist in unseren Händen, meine Liebe, in den Zeilen seines Blanquetts gefangen, wie der Fuchs in der Falle."

„In der That!" rief Nanon erschrocken; denn sie wußte, daß dieser Angeber Cauvignac war, und obgleich sie keine tiefe Zärtlichkeit für ihren Bruder hegte, wollte sie doch nicht, daß ihm Unglück widerführe; überdies konnte dieser Bruder, um sich aus der Schlinge zu ziehen, eine Menge Dinge sagen, welche Nanon gar zu gern geheim gehalten sah.

„Er selbst, meine Liebe," fuhr Herr von Epernon fort, „was sagt Ihr zu dieser Geschichte? Der Bursche hatte sich mit Hülfe seines Blanquetts aus eigener Macht-

vollkommenheit zum Gouverneur von Vayres ernannt; aber Vayres ist genommen und der Schuldige in unsern Händen."

Alle diese Einzelnheiten standen so sehr im Einklang mit den industriellen Unternehmungen von Cauvignac, daß Nanon sich von einem doppelten Schrecken ergriffen fühlte.

„Und dieser Mensch," fragte sie mit zitternder Stimme, „was habt Ihr mit ihm gemacht?"

„Ah! meiner Treue," antwortete der Herzog, „Ihr sollt selbst sehen, was wir mit ihm gemacht haben; ja, meiner Treue," fügte er aufstehend bei, „das macht sich vortrefflich, hebt diesen Vorhang auf, oder öffnet vielmehr geradezu das Fenster; es ist ein Feind des Königs, und den kann man wohl hängen sehen."

„Hängen!" rief Nanon, „was sagt Ihr, Herr Herzog? den Mann des Blanquetts hängen?"

„Ja, meine Schöne. Seht Ihr unter der Halle an jenem Balken den baumelnden Strick, seht Ihr das Volk herbeilaufen. Gewahrt Ihr die Fusiliere, welche den Mann bringen; dort unten, links? Schaut, der König stellt sich an sein Fenster."

Das Herz von Nanon hob sich in ihrer Brust und schien bis in ihre Kehle emporzusteigen: sie hatte jedoch mit einem raschen Blicke gesehen, daß der Mann, den man herbeiführte, nicht Cauvignac war.

„Gut, gut," sagte der Herzog, „Herr Richon wird kurzweg gehenkt, das wird den Burschen die Frauen verleumden lehren."

„Aber," rief Nanon den Herzog bei der Hand ergreifend und alle ihre Kräfte zusammenraffend, „aber dieser Unglückliche ist nicht schuldig; es ist vielleicht ein braver Soldat; es ist am Ende ein ehrlicher Mann; Ihr laßt einen Unschuldigen ermorden."

„Nein, nein, Ihr täuscht Euch gewaltig, meine Liebe; er ist Fälscher und Verleumder. Ueberdies, wäre

er auch nur Gouverneur von Vayres, so bliebe er immerhin Hochverräther; und es scheint mir, es würde hinreichen, wäre er auch nur dieses Verbrechens schuldig."

„Hatte er aber nicht das Wort von Herrn de La Meilleraye?"

„Er sagt es, doch ich glaube es nicht."

„Warum hat der Marschall dem Tribunal nicht über einen so wichtigen Punkt Aufklärung gegeben?"

„Er war zwei Stunden, ehe der Angeklagte vor seinen Richtern erschien, abgereist."

„Ah, mein Gott! mein Gott! irgend Etwas sagt mir, daß dieser Mann unschuldig ist," rief Nanon, „und daß sein Tod Allen Unglück bringen wird. Ah! Herr, in des Himmels Namen, Ihr, der Ihr mächtig seid, Ihr, der Ihr behauptet, Ihr könnet mir nichts abschlagen, gewährt mir die Begnadigung dieses Mannes."

„Unmöglich, meine Theuere, die Königin selbst hat ihn verurtheilt, und da, wo sie ist, habe ich keine Gewalt mehr."

Nanon stieß einen Seufzer aus, der einem Aechzen glich.

In diesem Augenblick war Richon unter der Halle angelangt; man führte ihn, immer ruhig und schweigsam, bis zu dem Balken, von welchem der Strick herabhing; eine Leiter war zum Voraus aufgerichtet und harrte seiner: Richon stieg diese Leiter mit festem Tritte hinauf und beherrschte mit seinem majestätischen Haupte die Menge, auf welche sich sein mit kalter Verachtung bewaffneter Blick heftete. Der Profoß schlang ihm nun den Knoten um den Hals, und der Ausrufer erklärte mit lauter Stimme, der König lasse dem Sieur Etienne Richon, Fälscher, Verräther und Bauern, sein Recht widerfahren.

„Wir leben in einer Zeit," sprach Richon, „wo es besser ist, ein Bauer zu sein, wie ich, als Marschall von Frankreich zu heißen."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Leiter

unter ihm weggezogen wurde und sein Körper an dem unseligen Balken hin und herschwankte.

Eine allgemeine Bewegung des Schreckens zerstreute die Menge, ohne daß ein einziger Ruf: „Es lebe der König!" sich hörbar machte, obgleich Jedermann die zwei Majestäten noch an ihrem Fenster sehen konnte. Nanon verbarg ihren Kopf in ihren Händen und flüchtete sich in die entfernteste Ecke des Zimmers.

„Nun," sagte der Herzog, „was Ihr auch denken möget, liebe Nanon, ich glaube diese Hinrichtung wird als gutes Beispiel dienen, und ich bin neugierig, zu erfahren, was sie in Bordeaux machen, wenn sie sehen, daß man ihre Gouverneurs henkt."

Bei dem Gedanken an das, was sie thun könnten, öffnete Nanon den Mund, um zu sprechen, aber sie vermochte nur einen furchtbaren Schrei auszustoßen und hob ihre beiden Hände zum Himmel auf, als wollte sie ihn anflehen, er möge gestatten, daß der Tod von Richon nicht gerächt werde; dann stürzte sie, als wären alle Federn des Lebens in ihr gebrochen, mit ihrer ganzen Höhe auf den Boden.

„Nun! nun!" rief der Herzog, „was habt Ihr denn, Nanon, was erfaßt Euch? Könnt Ihr darüber, daß man einen Bauern hängt, in einen solchen Zustand gerathen? Höret, liebe Nanon, erhebt Euch; kommt zu Euch; aber, Gott verzeihe mir, sie ist ohnmächtig . . . und die Leute in Agen behaupten, sie sei unempfindlich. Holla! herbei! Salze, Hülfe! kaltes Wasser!"

Und als der Herzog sah, daß Niemand auf sein Geschrei kam, eilte er selbst hinaus, um zu holen, was er vergebens von seinen Dienern verlangte, die ihn allerdings nicht hören konnten, da sie noch ganz mit dem Schauspiele beschäftigt waren, mit welchem sie die königliche Freigebigkeit gratis bewirthet hatte.

VIII.

In dem Augenblick, wo in Libourne das so eben von uns erzählte furchtbare Drama stattfand, schrieb Frau von Cambes, an einem Tische von Eichenholz mit gedrehten Füßen sitzend, Pompée vor sich, der eine Art von Inventar über ihr Vermägen machte, folgenden Brief an Canolles:

„Abermals eine Verzögerung, mein Freund. In der Minute, wo ich Euern Namen der Frau Prinzessin nennen und sie um ihre Einwilligung zu unserer Verbindung bitten wollte, kam die Nachricht von der Einnahme von Vayres, welche die Worte auf meinen Lippen in Eis verwandelte; aber ich weiß, was Ihr leiden müßt, und besitze nicht die Kraft, zugleich Euren Schmerz und den meinigen zu ertragen. Der günstige Erfolg oder der Umschlag des Glückes bei diesem unseligen Kriege können uns zu weit führen, wenn wir uns nicht entschließen, die Umstände zu bewältigen . . . Morgen, mein Freund, morgen Abend um sieben Uhr werde ich Euere Frau sein.

„Vernehmet meinen Plan für unser Verfahren, den ich Euch zu befolgen bitte; es ist höchst wesentlich, daß Ihr Euch in allen Stücken danach richtet.

„Ihr bringt den Nachmittag bei Frau von Lalasne zu, welche, seitdem ich Euch bei ihr vorgestellt habe, wie ihre Schwester, sehr viel auf Euch hält. Man wird spielen; spielt wie die Andern, nehmt jedoch keine Einladung zum Abendbrod an; mehr noch, wenn der Abend gekommen

ist, entfernt Euere Freunde, sollten sich solche um Euch finden. Wenn Ihr dann allein seid, werdet Ihr einen Boten eintreten sehen, ich weiß noch nicht welchen, der Euch bei Euerem Namen rufen wird, als ob irgend eine Angelegenheit Euch in Anspruch nähme; wer es auch sein mag, folgt ihm mit Vertrauen, denn er kommt in meinem Auftrag, und seine Sendung besteht darin, daß er Euch in die Capelle zu führen hat, in der ich Euerer harre.

„Ich wollte, es wäre in der Carmeliter-Kirche, mit der bereits so süße Erinnerungen für mich verknüpft sind, aber ich wage es noch nicht, dies zu hoffen; es wird übrigens doch der Fall sein, wenn man einwilligt, die Kirche für uns zu schließen.

„In Erwartung dieser Stunde thut mit meinem Briefe, was Ihr mit meiner Hand thut, wenn ich sie Euch zu entziehen vergesse. Heute sage ich Euch auf morgen, morgen sage ich Euch auf immer.“

Canolles befand sich gerade in einem von seinen menschenfeindlichen Augenblicken, als er diesen Brief erhielt; den ganzen vorhergehenden Tag, den ganzen Morgen hatte er nichts von Frau von Cambes gesehen, obgleich er im Verlauf von vier und zwanzig Stunden vielleicht zehnmal vor ihren Fenstern vorübergegangen war. Da gestaltete sich die gewöhnliche Gegenwirkung in dem Innern des verliebten jungen Mannes. Er beschuldigte die Vicomtesse der Coquetterie, er zweifelte an ihrer Liebe; er hing sich unwillkührlich in der Erinnerung wieder an Nanon, die Gute, die Ergebene, die Glühende, machte sich beinahe eine Ehre aus dieser Liebe, aus der sich Claire eine Schande zu machen schien, und er seufzte, der Arme, zwischen der befriedigten Liebe, welche nicht erlöschen konnte, und der begehrlichen Liebe gefaßt, die sich nicht befriedigen ließ: der Brief der Vicomtesse entschied Alles zu ihren Gunsten.

Canolles las diesen Brief wieder und wieder: er küßte ihn nach der Voraussicht von Claire zwanzigmal, wie er es mit ihrer Hand gemacht haben würde. Bei

näherer Ueberlegung konnte sich Canolles nicht verleugnen, daß seine Liebe für die Vicomtesse die wichtigste, ernsteste Angelegenheit seines Lebens war. Bei andern Frauen hatte dieses Gefühl immer ein anderes Aussehen und besonders eine andere Entwickelung genommen. Canolles hatte seine Rolle als ein vom Glück bei den Weibern begünstigter Mann gespielt, er hatte sich als Sieger geberdet und sich beinahe das Recht, unbeständig zu sein, vorbehalten. Bei Frau von Cambes sah er sich im Gegentheil einer höheren Macht unterworfen, gegen die er sich nicht einmal zu sträuben wagte, weil er zugleich fühlte, daß ihm dieses Sklaventhum von heute süßer war, als seine Macht von ehemals. Und in den Augenblicken der Entmuthigung, wo er Zweifel an der Wirklichkeit der Zuneigung von Claire faßte, in diesen Stunden, wo das verwundete Herz sich gleichsam auf sich selbst zurückwirft und seine Schmerzen mit dem Geiste gräbt, gestand er sich, ohne nur über diese Schwäche zu erröthen, die er ein Jahr vorher einer großen Seele unwürdig gehalten hätte, daß Frau von Cambes verlieren für ihn ein unerträgliches Unglück wäre.

Aber sie lieben, von ihr geliebt sein, sie in Herz und Seele und Person besitzen; sie in der ganzen Unabhängigkeit seiner Zukunft besitzen, denn Frau von Cambes verlangte nicht einmal von ihm, daß er seine Gesinnung der Partei, der Frau Prinzessin opfere, . . . sie forderte nur Liebe von ihm; der glücklichste, der reichste Officier der Armee des Königs werden; denn warum den Reichthum vergessen? der Reichthum verdirbt nichts; im Dienste Seiner Majestät bleiben, wenn Seine Majestät die Treue würdig belohnen würde; sie verlassen, wenn die Majestät, nach dem Gebrauche der Könige, sich undankbar benähme, war dies nicht eine größere, wenn man so sagen darf, stolzere Seligkeit, als er sich je in seinen süßesten Träumen zu ersehnen gewagt hatte?

Aber Nanon?

Ach! Nanon! Nanon! das war der dumpfe Gewissens-

biß, der immer im Grunde edler Seelen bleibt! Nur in gemeinen Herzen findet der Schmerz, den er verursacht, kein Echo. Nanon, arme Nanon! Was würde sie thun, was würde sie sagen, was würde aus ihr werden, wenn ihr die furchtbare Nachricht zu Ohren käme, ihr Geliebter wäre der Gatte einer Andern? . . . Ach! sie würde sich nicht rächen, obgleich sie alle Mittel zur Rache in Händen hätte, und dieser Gedanke peinigte Canolles am meisten. Oh! wenn Nanon sich wenigstens zu rächen suchte, auf irgend eine Weise sich rächte, so würde der Ungetreue in ihr nur noch eine Feindin sehen und wäre wenigstens von seinen Gewissensbissen befreit.

Nanon hatte ihm indessen nicht auf den Brief geantwortet, in welchem er sie gebeten, sie möge ihm nicht mehr schreiben. Wie kam es, daß sie so ängstlich seine Vorschriften befolgte? Hätte Nanon gewollt, so würde sie sicherlich Gelegenheit gefunden haben, ihm ein paar Zeilen zukommen zu lassen. Nanon hatte es also nicht versucht, Briefe mit ihm zu wechseln. Ach! wenn Nanon im Stande wäre, ihn nicht mehr zu lieben!

Und die Stirne von Canolles verdüsterte sich bei dem Gedanken, es wäre möglich, daß ihn Nanon nicht mehr liebte. Es ist grausam, daß man die Selbstsucht des Stolzes selbst in dem edelsten Herzen finden muß.

Zum Glück hatte Canolles ein Mittel, Alles zu vergessen, das, den Brief von Frau von Cambes wieder und wieder zu lesen: er las ihn wieder und wieder, und das Mittel wirkte. Unserem Verliebten gelang es auf diese Art, sich über Alles, was nicht sein eigenes Glück betraf, zu betäuben. Und um seiner Geliebten, welche ihm zu Frau von Lalasne zu gehen befahl, von vorne herein zu gehorchen, machte er sich schön, was bei seiner Jugend, bei seiner Anmuth und seinem Geschmack keine Schwierigkeit war, und wanderte in dem Augenblick, wo es zwei Uhr schlug, nach dem Hause der Präsidentin.

Canolles war so sehr mit seinem Glücke beschäftigt,

daß er, über das Quai schreitend, seinen Freund Ravailly nicht gewahrte, der ihm von einem Schiffe, welches kräftig gerudert auf dem Flusse herbeifuhr, tausend Zeichen machte. Die Verliebten marschiren in ihren glücklichen Augenblicken so leichten Schrittes, daß sie die Erde nicht zu berühren scheinen. Canolles war also bereits ferne, als Ravailly landete.

Kaum am Ufer, gab der Letztere mit kurzem Tone den Leuten vom Kahne einige Befehle, und eilte nach der Wohnung von Frau von Condé fort.

Die Prinzessin saß bei der Tafel, als sie Geräusch im Vorzimmer hörte; sie fragte, wer dasselbe veranlaßte, und man antwortete ihr, es wäre der Baron von Ravailly welcher, von ihr an Herrn de La Meilleraye abgesandt, in diesem Augenblicke zurückkäme.

„Madame,“ sagte Lenet, „ich glaube, es wäre gut, wenn ihn Euere Hoheit sogleich empfangen würde; was für Nachrichten er auch bringen mag, sie sind immerhin von Belang.“

Die Prinzessin machte ein Zeichen, und Ravailly trat ein; aber er war so bleich, sein Gesicht war so verstört, daß Frau von Condé schon bei seinem Anblick vermuthete, sie hätte einen Unglücksboten vor sich.

„Was gibt es, Kapitän,“ fragte sie, „was ist Neues vorgefallen?“

„Entschuldigt, Madame, daß ich so vor Euerer Hoheit erscheine, aber ich dachte, die Kunde, welche ich zu überbringen hätte, dürfte keinen Aufschub dulden.“

„Sprecht, habt Ihr den Marschall gesehen?“

„Der Marschall hat sich geweigert, mich zu empfangen, Madame.“

„Der Marschall hat sich geweigert, meinen Gesandten zu empfangen!“ rief die Prinzessin.

„Oh! Madame, das ist noch nicht Alles.“

„Was noch mehr? sprecht! sprecht! ich höre.“

„Der arme Richon . . .“

„Nun, ja, ich weiß es; er ist gefangen, denn ich habe Euch abgesandt, um über seine Auslösung zu unterhandeln.“

„Ich bin zu spät gekommen, wie sehr ich mich auch beeilte.“

„Wie, zu spät!“ rief Lenet, „sollte ihm ein Unglück widerfahren sein?“

„Er ist todt!“

„Todt!“ wiederholte die Prinzessin.

„Man hat ihm den Prozeß als Verräther gemacht; er wurde verurtheilt und hingerichtet.“

„Verurtheilt! hingerichtet!“ sprach Lenet ganz bestürzt, „Hört Ihr, Madame? Ich sagte es Euch.“

„Und wer hat ihn verurtheilt, wer hat diese Frechheit gehabt?“

„Ein Tribunal unter dem Vorsitze des Herzogs von Epernon oder vielmehr der Königin selbst; man begnügte sich auch nicht mit dem Tod, dieser Tod sollte entehrend sein.“

„Wie! Richon!“

„Gehenkt, Madame, gehenkt, wie ein Schurke, wie ein Dieb, wie ein Mörder! Ich habe seinen Leichnam unter der Halle von Libourne gesehen.“

Die Prinzessin sprang von ihrem Sitze auf, als ob sie von einer unsichtbaren Feder bewegt worden wäre. Lenet stieß einen Schmerzensschrei aus. Frau von Cambes, welche sich erhoben hatte, fiel auf ihren Stuhl zurück und fuhr nach ihrem Herzen, wie man es macht, wenn man eine tiefe Wunde erhalten hat; sie war ohnmächtig.

„Bringt die Vicomtesse weg,“ sagte der Herzog von Larochefoucault, „wir haben in diesem Augenblick keine Muße, an die Ohnmachten der Damen zu denken.“

Zwei Frauen trugen die Vicomtesse hinaus.

„Das ist eine scharfe Kriegserklärung,“ sprach der Herzog unempfindlich.

„Das ist schändlich!“ sagte die Prinzessin.

„Das ist grausam!" rief Lenet.

„Das ist unpolitisch!" sagte der Herzog.

„Aber ich hoffe, wir werden uns rächen, und zwar auf eine nachdrückliche Weise!" rief die Prinzessin.

„Ich habe meinen Plan," sprach Frau von Tourville, welche noch nichts gesagt hatte; „Repressalien, Hoheit, Repressalien."

„Wartet einen Augenblick, Madame," erwiederte Lenet. „Teufel, wie rasch Ihr zu Werke geht. Die Sache ist so ernst, daß man wohl überlegen muß."

„Nein, mein Herr, im Gegentheil, auf der Stelle," sagte Frau von Tourville; „je schneller der König geschlagen hat, desto mehr müssen wir uns beeilen, mit demselben Schlage zu antworten."

„Ei! Madame," rief Lenet, „Ihr sprecht in der That vom Blutvergießen, als ob Ihr Königin von Frankreich wäret. Sagt Euere Meinung wenigstens erst, wenn Ihre Hoheit Euch darum fragt."

„Madame hat Recht," rief der Kapitän der Garden, „Repressalien, so lautet das Kriegsgesetz."

„Höret," versetzte der Herzog von Larochefoucault, stets ruhig und unempfindlich, „wir wollen die Zeit nicht mit Worten verlieren. Die Nachricht wird die Stadt durchlaufen, und in einer Stunde vermögen wir weder mehr die Ereignisse, noch die Leidenschaften, noch die Menschen zu beherrschen. Die erste Sorge Euerer Hoheit muß es sein, eine so feste Stellung zu nehmen, daß man sie für unerschütterlich hält."

„Wohl," erwiederte die Prinzessin, „ich übertrage Euch diese Sorge, Herr Herzog, und verlasse mich ganz und gar darauf, daß Ihr meine Ehre und Euere Zuneigung rächen werdet, denn ehe Richon in meinen Dienst trat, war er in dem Eurigen; ich erhielt ihn von Euch, und Ihr gabet ihn mir mehr als einen Euerer Freunde, denn als einen Euerer Diener."

„Seid unbesorgt," sprach der Herzog, „ich werde

mich dessen, was ich Euch, mir und diesem armen Todten schuldig bin, erinnern."

Und er näherte sich dem Kapitän der Garden und sprach lange ganz leise mit ihm, während sich die Frau Prinzessin, gefolgt von Frau von Tourville und von Lenet, der sich voll Schmerz an die Brust schlug, entfernte.

Die Vicomtesse war an der Thüre. Als sie wieder zu sich kam, war es ihr erster Gedanke, zu Frau von Condé zurückzukehren; Claire traf sie auf dem Wege, aber mit einem so strengen Gesicht, daß sie dieselbe nicht persönlich zu fragen wagte.

„Mein Gott! mein Gott! was wird man machen?" rief die Vicomtesse schüchtern und wie zum Gebete die Hände faltend.

„Man wird sich rächen," antwortete Frau von Tourville mit Majestät.

„Sich rächen! und wie?" fragte Claire.

Frau von Tourville ging weiter, ohne sich zu einer Antwort herbeizulassen; sie dachte bereits über ihr Requisitorium nach.

„Sich rächen!" wiederholte Claire. „Oh! Herr Lenet, was wollen sie damit sagen?"

„Madame," antwortete Lenet, „wenn Ihr einigen Einfluß auf die Prinzessin habt, gebraucht ihn, daß sie nicht unter dem Namen von Repressalien einen furchtbaren Mord begeht."

Und er ging ebenfalls vorüber und ließ Claire ganz erschrocken zurück.

Durch eine jener inneren Anschauungen, welche an Ahnungen glauben lassen, hatte sich wirklich sogleich die Erinnerung an Canolles auf eine schmerzliche Weise vor den Geist der jungen Frau gestellt. Sie hörte in ihrem Herzen gleichsam eine traurige Stimme, welche ihr von diesem abwesenden Freunde sprach; sie stieg mit wüthender Hast in ihre Wohnung hinauf, begann rasch sich an=

zukleiden, um zu dem Rendezvous zu gehen, als sie wahrnahm, daß dasselbe erst in drei bis vier Stunden statthaben sollte.

Canolles hatte sich indessen der ihm von der Vicomtesse gegebenen Vorschrift gemäß bei Frau von Lalasne eingefunden. Es war der Geburtstag des Präsidenten und man gab ihm eine Art von Fest. Da man gerade in der schönsten Jahreszeit war, versammelte sich die ganze Gesellschaft im Garten, wo man auf einem großen Rasen ein Ringspiel eingerichtet hatte. Canolles, der eine außerordentliche Gewandtheit und sehr viel Anmuth besaß, ließ sich sogleich in mehre Ausforderungen ein und fesselte mit seiner Geschicklichkeit den Sieg beständig an seine Seite.

Die Damen lachten über die Ungeschicklichkeit der Nebenbuhler von Canolles und bewunderten seine Gewandtheit; bei jedem neuen Schlag, den er that, erschollen lange anhaltende Bravos, die Sacktücher flatterten in der Luft, und es war Alles, daß die Sträuße nicht den Händen entschlüpften, um zu seinen Füßen zu fallen.

Dieser Triumph war für Canolles nicht hinreichend, um ihn von dem großen Gedanken abzubringen, der seinen Geist beschäftigte, aber er ließ ihn Geduld fassen. Wie sehr man auch Eile haben mag, um zum Ziele zu gelangen, so nimmt man doch die Zögerungen des Marsches in Geduld hin, wenn diese Zögerungen Huldigungen sind. Je näher aber die erwartete Stunde kam, desto häufiger wandten sich die Blicke des jungen Mannes nach dem Gitter, durch welches die Gäste aus und eingingen, und durch das natürlich auch der verheißene Gesandte kommen mußte.

Plötzlich und während Canolles sich Glück wünschte, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch eine sehr kurze Zeit zu warten hätte, ging ein sonderbares Geräusch in dieser freudigen Menge umher. Canolles bemerkte, daß sich da und dort Gruppen bildeten, leise mit einander spra-

chen und ihn mit einer seltsamen, wie es schien, schmerzlichen Theilnahme anschauten; Anfangs schrieb er diese Theilnahme seiner Person und seiner Geschicklichkeit zu und erwies sich die Ehre dieses Gefühls, dessen wahre Ursache zu errathen er weit entfernt war.

Er fing indessen, wie gesagt, mittlerweile an zu bemerken, daß etwas Schmerzliches in dieser Aufmerksamkeit lag, deren Gegenstand er war; lächelnd näherte er sich einer von den Gruppen; die Personen, aus denen sie bestand, suchten ebenfalls zu lächeln, aber ihr ganzes Wesen verrieth eine gewisse Verlegenheit, und diejenigen, welche nicht mit Canolles sprachen, entfernten sich.

Canolles wandte sich um; er sah, daß allmälig alle Gäste verschwanden. Es war, als hätte sich plötzlich eine unselige Kunde in der Versammlung verbreitet und alle Welt mit Schrecken und Schauer erfüllt. Der Präsident Lalasne ging, eine Hand am Kinn, die andere auf der Brust, mit finsterer Miene hinter ihm hin und her. Die Präsidentin, welche ihre Schwester am Arm hielt, benützte einen Augenblick, wo sie Niemand sehen konnte, machte einen Schritt gegen Canolles und sagte, ohne das Wort an irgend Jemand zu richten, mit einem Tone, der die Seele des jungen Mannes im höchsten Maße in Unruhe versetzte:

„Wäre ich Kriegsgefangener, selbst auf Ehrenwort, so würde ich aus Furcht, man könnte mir gegenüber das gegebene Wort nicht halten, auf ein gutes Pferd springen und nach dem Flusse jagen; ich gäbe einem Schiffer zehn, zwanzig, hundert Louisd'or, wenn es sein müßte, aber ich würde mich aus dem Staube machen."

Canolles schaute die zwei Frauen erstaunt an, und diese machten gleichzeitig ein Zeichen des Schreckens, das für ihn unbegreiflich blieb. Er schritt vorwärts und wollte sich von den zwei Frauen die Erklärung der Worte erbitten, die sie gesprochen hatten, aber sie entflohen, wie Gespenster, wobei die eine den Finger auf den Mund

legte, um ihm anzudeuten, er möge schweigen, während die andere den Arm emporhob, um ihm zu bezeichnen, er möge fliehen.

In diesem Augenblick erscholl der Name Canolles am Gitter.

Der junge Mann bebte am ganzen Leibe. Dieser Name sollte von dem Boten von Frau von Cambes ausgesprochen werden. Er stürzte nach dem Gitter.

„Ist der Herr Baron von Canolles hier?“ fragte eine rauhe Stimme.

„Ja,“ rief Canolles, Alles vergessend, um sich nur des Versprechens von Claire zu erinnern; „ja, hier bin ich!“

„Ihr seid Herr von Canolles?“ sagte nun ein Sergent, die Schwelle des Gitters überschreitend, hinter welchem er gestanden hatte.

„Ja, mein Herr.“

„Der Gouverneur der Insel Saint-George?“

„Ja.“

„Der Exkapitän vom Regiment Navailles?“

„Ja.“

Der Sergent wandte sich um, machte ein Zeichen, und vier hinter einem Wagen verborgene Soldaten rückten sogleich vor. Der Wagen selbst fuhr so nahe heran, daß sein Fußtritt die Schwelle des Gitters berührte; der Sergent forderte Canolles auf, einzusteigen. Der junge Mann schaute umher, er war ganz allein und sah nur in der Ferne unter den Bäumen, wie zwei Schatten, Frau von Lalasne und ihre Schwester, welche, an einander angelehnt, ihn voll Mitleid zu betrachten schienen.

„Bei Gott!“ sagte Canolles zu sich selbst, denn er begriff durchaus nicht, was vorging, „bei Gott! Frau von Cambes hat da ein seltsames Geleite gewählt. Aber,“ fügte er über seine eigenen Gedanken lächelnd bei, „wir wollen in Beziehung auf die Wahl der Mittel nicht häkelig sein.“

„Wir warten auf Euch, Commandant,“ sagte der Sergent.

„Verzeiht, meine Herren, hier bin ich,“ erwiederte Canolles.

Und er stieg in den Wagen. Der Sergent und zwei Soldaten stiegen mit ihm ein; die zwei anderen setzten sich der eine neben den Kutscher, der andere hinten auf, und die plumpe Maschine entfernte sich so schnell, als sie zwei kräftige Pferde fortziehen konnten.

Alles dies war sonderbar und fing an Canolles zu denken zu geben; er wandte sich auch an den Sergenten und fragte:

„Nun, da wir allein sind, mein Herr, könnt Ihr mir wohl sagen, wohin Ihr mich führt?“

„Zuerst in's Gefängniß,“ antwortete der Mann, an den die Frage gerichtet war.

Canolles schaute diesen Mann äußerst erstaunt an und entgegnete:

„Wie, in's Gefängniß! Kommt Ihr nicht im Auftrage einer Frau?“

„Allerdings.“

„Und diese Frau ist nicht die Vicomtesse von Cambes?“

„Nein, mein Herr, die Frau Prinzessin von Condé.“

„Die Frau Prinzessin von Condé!“ rief Canolles.

„Armer junger Mann!“ murmelte eine Frauensperson, welche eben vorüberging.

Und sie machte das Zeichen des Kreuzes.

Canolles fühlte, wie ein jäher Schauer seine Adern durchlief.

Etwas entfernter blieb ein Mann, der mit einer Pike in der Hand auf der Straße einherschritt, plötzlich stille stehen, als er den Wagen und die Soldaten erblickte. Canolles neigte sich heraus; ohne Zweifel erkannte ihn dieser Mann, denn er zeigte ihm die Faust mit einem drohenden, wüthenden Ausdruck.

„Oh! sie sind wahre Narren in Euerer Stadt," sagte Canolles, indem er noch zu lächeln versuchte; „bin ich denn seit einer Stunde ein Gegenstand des Mitleids oder des Hasses geworden, daß mich die Einen beklagen und die Andern bedrohen?"

„Ei, mein Herr," antwortete der Sergent, „diejenigen, welche Euch beklagen, haben nicht Unrecht, und diejenigen, welche Euch bedrohen, könnten wohl Recht haben."

„Wenn ich nur wenigstens verstünde . . ."

„Ihr werdet sogleich verstehen," erwiederte der Sergent.

Man langte vor dem Thore des Gefängnisses an und ließ Canolles mitten unter dem Volke, das sich zu versammeln anfing, aussteigen. Nur hieß man ihn, statt ihn in sein gewöhnliches Zimmer zu führen, in einen mit Wachen gefüllten Kerker hinabgehen.

„Ich muß doch am Ende erfahren, woran ich mich zu halten habe," sagte Canolles zu sich selbst.

Und er zog zwei Louisd'or aus der Tasche, näherte sich einem Soldaten und drückte sie ihm in die Hand.

Der Soldat zögerte das Geld anzunehmen.

„Nimm, mein Freund," sprach Canolles zu ihm, „denn die Frage, die ich an Dich richten will, kann Dich in keiner Beziehung gefährden."

„So sprecht, mein Commandant," erwiederte der Soldat und steckte vorläufig die zwei Louisd'or in die Tasche.

„Nun, ich möchte gern die Ursache meiner plötzlichen Verhaftung erfahren?"

„Man sollte glauben, Ihr wüßtet nichts von dem Tode des armen Herrn Richon."

„Richon ist todt!" rief Canolles und stieß einen Schrei des tiefsten Schmerzes aus, denn man erinnert sich, daß sie eine innige Freundschaft verband. „Mein Gott! wäre er todt geschossen worden?"

„Nein, mein Commandant, man hat ihn gehenkt.“

„Gehenkt!“ murmelte Canolles erbleichend und die Hände faltend; und er schaute die düsteren Geräthschaften, die ihn umgaben, und die wilde Miene seiner Wächter an und fügte bei: „Gehenkt! Teufel! das könnte wohl meine Heirath auf unbestimmte Zeit vertagen!“

IX.

Frau von Cambes hatte ihre Toilette, eine einfache reizende Toilette, beendigt; sie warf eine Art von Mantel über ihre Schultern und machte Pompée ein Zeichen, ihr voranzugehen; es war beinahe Nacht, und da sie zu Fuße weniger bemerkt zu werden glaubte, als in einer Carrosse, hatte sie Befehl gegeben, ihren Wagen am Ausgang der Carmeliter-Kirche in der Nähe einer Kapelle warten zu lassen, in der sie getraut werden sollte. Pompée stieg die Treppe hinab, und die Vicomtesse folgte ihm. Dieses Recognoscirgeschäft erinnerte den alten Soldaten an die bekannte Patrouille, die er am Vorabend der Schlacht von Corbie gemacht hatte.

Unten an der Treppe, als die Vicomtesse an dem Saale hinschritt, in welchem ein gewaltiger Lärmen stattfand, begegnete sie Frau von Tourville, die den Herzog von Larochefoucault, sich eifrig mit ihm besprechend, nach dem Cabinet der Prinzessin fortzog:

„Oh! ich bitte, Madame, nur ein Wort,“ sagte sie; „was hat man beschlossen?“

„Mein Plan ist angenommen,“ rief Frau von Tourville triumphirend.

„Und worin bestand Euer Plan, Madame? ich kenne ihn nicht.“

„Die Repressalien, meine Liebe, die Repressalien.“

„Verzeiht, Madame, aber ich bin unglücklicher Weise nicht so mit den Kriegsausdrücken vertraut, wie Ihr; was versteht Ihr unter dem Worte Repressalien?“

„Das ist ganz einfach, liebes Kind.“

„So erklärt Euch doch.“

„Nicht wahr, sie haben einen Officier der Herren Prinzen gehenkt?“

„Ja, nun?“

„Nun! wir wollen in Bordeaux einen Officier der königlichen Armee suchen und ihn ebenfalls aufhängen.“

„Großer Gott!“ rief Frau von Cambes erschrocken, „was sagt Ihr da, Madame?“

„Herr Herzog,“ fuhr die Wittwe fort, ohne daß es schien, als bemerkte sie den Schrecken von Claire, „hat man nicht bereits den Gouverneur verhaftet, der auf Saint-George commandirte?“

„Ja, Madame,“ antwortete der Herzog.

„Herr von Canolles ist verhaftet?“ rief Claire.

„Ja, Madame,“ erwiederte der Herzog mit kaltem Tone; „Canolles ist verhaftet oder wird es werden; der Befehl ist in meiner Gegenwart gegeben worden, und ich habe die mit der Ausführung beauftragten Leute abgehen sehen.“

„Man wußte also, wo er war?“ fragte Claire mit einer letzten Hoffnung.

„Er war in dem kleinen Hause unseres Wirthes, des Herrn Präsidenten Lalasne, wo er, wie man mir sagt, bedeutende Siege im Ringspiele davontrug.“

Claire stieß einen Schrei aus; Frau von Tourville wandte sich erstaunt um; der Herzog schaute die junge Frau mit einem unmerklichen Lächeln an.

„Herr von Canolles ist verhaftet!“ sprach die Vicomtesse; „mein Gott, was hat er denn gethan, was hat er

mit dem furchtbaren Ereigniß gemein, das uns trostlos macht?"

„Was er damit gemein hat? Alles, meine Liebe. Ist es nicht ein Gouverneur wie Richon?"

Claire wollte sprechen, aber ihr Herz schnürte sich dergestalt zusammen, daß das Wort auf ihren Lippen zu Eis wurde. Den Herzog beim Arm fassend und ihn voll Schrecken anschauend, gelang es ihr jedoch zu murmeln:

„Oh! nicht wahr, Herr Herzog, das ist nur eine Finte, eine Manifestation, und weiter nicht? Man kann, so scheint es mir wenigstens, einem Gefangenen auf Ehrenwort nichts thun?"

„Madame, Richon war ebenfalls Gefangener auf Ehrenwort."

„Herr Herzog, ich flehe Euch an . . ."

„Ersparet Euch die Bitten, Madame, sie sind fruchtlos. Ich vermag nichts in dieser Angelegenheit, der Rath allein wird entscheiden."

Claire ließ den Arm von Herrn von Larochefoucault los und lief geraden Wegs in das Cabinet von Frau von Condé. Lenet ging bleich und bewegt mit großen Schritten auf und ab; Frau von Condé sprach mit dem Herzog von Bouillon.

Frau von Cambes schlich sich, leicht und bleich wie ein Schatten, zu der Prinzessin.

„Oh! Madame, im Namen des Himmels, eine Unterredung von nur einer Sekunde, ich flehe Euch an."

„Ah! Du bist es, Kleine; ich habe in diesem Augenblick keine Muße dazu," antwortete die Prinzessin; „aber nach dem Rathe gehöre ich ganz Dir."

„Madame, Madame, gerade vor dem Rathe muß ich Euch sprechen."

Die Prinzessin war auf dem Punkte, nachzugeben, als eine Thüre, der gegenüber, durch welche die Vicomtesse

eingetreten war, sich öffnete und Herr von Larochefoucault erschien.

„Madame,“ sagte er, „der Rath ist versammelt und erwartet ungeduldig Euere Hoheit.“

„Du siehst, Kleine,“ sprach Frau von Condé, „es ist mir in diesem Augenblick unmöglich, Dich zu hören; aber komm' mit uns in den Rath, und wenn er beendigt ist, gehen wir mit einander und plaudern.“

Es gab für Claire kein Mittel, auf ihrer Bitte zu beharren. Geblendet durch die furchtbare Geschwindigkeit, mit der die Ereignisse vorrückten, fing die arme Frau an von einem Schwindel befallen zu werden; sie befragte alle Blicke, sie verdolmetschte alle Geberden, ohne etwas zu sehen, ohne daß ihre Vernunft ihr begreiflich machte, um was es sich handelte, ohne daß ihre Thatkraft sie diesem furchtbaren Traume zu entziehen vermochte.

Die Prinzessin begab sich in den Saal. Claire folgte ihr maschinenmäßig, ohne zu bemerken, daß Lenet ihre eisige Hand gefaßt hatte, welche sie wie ein Leichnam herabhängen ließ.

Man trat in das Rathszimmer; es mochte ungefähr acht Uhr Abends sein.

Der Versammlungsort war ein weiter, schon an und für sich düsterer, aber durch große Vorhänge noch mehr verdüsterter Saal. Eine Art von Estrade war zwischen den zwei Thüren errichtet worden, welche den zwei Fenstern gegenüberlagen, durch die der letzte Schimmer des verscheidenden Tages eindrang. Auf dieser Estrade standen zwei Lehnstühle, der eine für Frau von Condé, der andere für den Herrn Herzog von Enghien. Von jeder Seite dieser Lehnstühle ging eine Reihe von Tabourets aus, welche für die Frauen bestimmt waren, die den Geheimenrath Ihrer Hoheit bildeten. Alle andere Richter mußten sich auf die zu diesem Behufe aufgestellten Bänke setzen. Der Herzog von Bouillon stützte sich auf den Lehnstuhl

der Frau Prinzessin, der Herzog von Larochefoucault auf den des kleinen Prinzen.

Lenet setzte sich dem Greffier gegenüber; neben ihm stand, zitternd, ganz verwirrt, Frau von Cambes.

Man führte sechs Officiere von der Armee von Condé, sechs Officiere von der Municipalität, und sechs Juraten der Stadt ein.

Sie nahmen ihre Plätze auf den Bänken.

Zwei Candelaber, jeder drei Kerzen tragend, beleuchteten allein diese improvisirte Versammlung; sie standen auf einem Tische vor der Frau Prinzessin und setzten die Hauptgruppe in's Licht, während die übrigen Anwesenden allmälig sich mit dem Schatten vermischten, je mehr sie sich von dem schwachen Mittelpunkte der Helle entfernten.

Die Soldaten der Armee der Frau Prinzessin bewachten, die Hellebarde in der Hand, die Eingänge.

Man hörte außen den Lärmen der brüllenden Menge. Der Greffier rief die Namen auf, Jeder erhob sich, sobald die Reihe an ihn kam, und antwortete.

Dann setzte der Berichterstatter die Angelegenheit auseinander: er erzählte die Einnahme von Vayres, den Wortbruch von Herrn de La Meilleraye, den entehrenden Tod von Richon.

Ein besonders dazu aufgestellter Officier, der zum Voraus hiezu Befehl erhalten hatte, öffnete in diesem Augenblick ein Fenster, und es drang ein wahrer Strom von Stimmen ein; diese Stimmen riefen: „Rache für den braven Richon! Tod den Mazarinern!"

So bezeichnete man die Royalisten.

„Ihr hört, was die große Stimme des Volkes verlangt," sprach Herr von Larochefoucault. „In zwei Stunden hat nun dieses Volk, unsere Macht verachtend, sich selbst Gerechtigkeit verschafft, oder die Repressalien sind nicht mehr der Sache und Zeit gemäß. Urtheilen wir also, meine Herren, und zwar ohne Verzug."

Die Prinzessin stand auf und rief:

„Und warum urtheilen? wozu ein Urtheil? Ihr habt das Urtheil so eben vernommen, das Volk von Bordeaux hat es ausgesprochen.“

„In der That,“ sagte Frau von Tourville, „nichts ist einfacher, als die Lage der Dinge. Es ist die Strafe der Wiedervergeltung, und nichts Anderes. Dergleichen müßte sich gleichsam durch Eingebung, und nur von Profoß zu Profoß machen.“

Lenet konnte nicht mehr länger zuhören; er sprang von seinem Platze aus mitten in den Kreis und rief:

„Ah! kein Wort mehr, ich bitte Euch, Madame, denn eine solche Ansicht wäre zu unheilvoll, wenn sie vorherrschte. Ihr vergeßt, daß selbst die königliche Gewalt, auf ihre Art, das heißt auf eine schändliche Weise strafend, die Achtung vor den juridischen Formen wahrte und die gerechte oder ungerechte Strafe durch einen Spruch von Richtern bestätigen ließ.“

„Ah! ich darf nur ein Wort aussprechen, und Herr Lenet ist sicherlich der entgegengesetzten Meinung,“ erwiederte Frau von Tourville. „Leider steht diesmal meine Meinung im Einklang mit der Ihrer Hoheit.“

„Ja, leider,“ sprach Lenet.

„Mein Herr! . . .“ rief die Prinzessin.

„Ei! Madame, wahret wenigstens den Schein,“ entgegnete Lenet; „wird es Euch nicht immer freistehen, zu verurtheilen?“

„Herr Lenet hat Recht,“ sprach der Herzog von Larochefoucault; „der Tod eines Menschen ist eine zu ernste Sache, besonders unter solchen Umständen, als daß wir die Verantwortlichkeit auf einem Haupte lasten lassen dürften, und wäre es auch ein fürstliches Haupt.“

Dann sich an das Ohr der Prinzessin neigend, sagte er so, daß es nur die Gruppe der Vertrauten allein hören konnte:

„Madame, vernehmet die Meinung von Allen, und

behaltet, um das Urtheil auszusprechen, nur diejenigen, deren Ihr sicher seid. Auf diese Art haben wir nicht zu befürchten, unsere Rache könnte uns entgehen."

„Einen Augenblick," sprach Herr von Bouillon, sich auf seinen Stock stützend und sein gichtisches Bein aufhebend: „Ihr habt davon gesprochen, man solle die Verantwortlichkeit von dem Haupte der Prinzessin entfernen; ich weise sie nicht zurück, aber ich verlange, daß die Uebrigen sie mit mir theilen. Ich will nichts Anderes, als fortwährend Rebell sein, doch in Gesellschaft, mit der Frau Pr'nzessin einer Seits und dem Volke anderer Seits. Teufel! man soll mich nicht vereinzeln. Ich habe meine Souveränetät in Sedan über einem Spasse dieser Art verloren. Damals hatte ich eine Stadt und einen Kopf. Der Cardinal von Richelieu nahm meine Stadt; heute habe ich nur noch einen Kopf, und es gelüstet mich nicht, mir diesen vom Cardinal Mazarin nehmen zu lassen. Ich verlange daher die Herren Notabeln von Bordeaux als Beisitzer."

„Solche Unterschriften neben den unsern!" murmelte die Prinzessin, „pfui!"

„Der Pflock hält den Balken, Madame," erwiederte der Herzog von Bouillon, den die Verschwörung von Cinq-Mars für sein ganzes übriges Leben klug gemacht hatte.

„Ist das Euere Ansicht, meine Herren?"

„Ja," antwortete der Herzog von Larochefoucault.

„Und Ihr, Lenet?"

„Madame," sprach Lenet, „ich bin glücklicher Weise weder Prinz, noch Herzog, noch Officier, noch Jurat. Ich habe also das Recht, mich jedes Ausspruchs zu enthalten, und enthalte mich."

Da erhob sich die Prinzessin und ermahnte die Versammlung, welche sie berufen hatte, die königliche Ausforderung durch einen kräftigen Akt zu erwiedern. Kaum hatte sie ihre Rede geendigt, als sich das Fenster

abermals öffnete und man in den Saal des Tribunals eindringend zum zweiten Male die tausend Stimmen des Volkes wie mit einem Munde schreien hörte:

„Es lebe die Frau Prinzessin! Rache für Richon! Tod den Epernonisten und Mazarinern!"

Frau von Cambes faßte Lenet beim Arm und sagte:

„Herr Lenet, ich sterbe."

„Die Frau Vicomtesse von Cambes bittet Ihre Hoheit um Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen," sprach Lenet.

„Nein, nein," versetzte Claire, „ich will. . ."

„Euer Platz ist nicht hier, Madame," unterbrach sie Lenet, „Ihr vermöget nichts für ihn, ich werde Euch Alles mittheilen, und wir werden ihn zu retten suchen."

„Die Vicomtesse mag sich entfernen," sprach die Prinzessin. „Denjenigen Damen, welche der Sitzung nicht beiwohnen wollen, steht es frei, ihr zu folgen. Wir wollen nur Männer hier."

Keine von allen den Frauen rührte sich: eine der ewigen Bestrebungen der zum Verführen bestimmten Hälfte des Menschengeschlechts ist es, sich die Ausübung der Rechte des zum Herrschen bestimmten Theiles anzumaßen. Diese Damen fanden, wie die Prinzessin gesagt hatte, Gelegenheit, sich für einen Augenblick zu Männern zu machen, und das war ein zu glücklicher Umstand, als daß sie ihn nicht hätten benützen sollen.

Frau von Cambes entfernte sich unterstützt von Lenet. Auf der Treppe begegnete sie Pompée, den sie auf Erkundigung ausgeschickt hatte.

„Nun?" fragte sie.

„Nun!" antwortete er, „er ist verhaftet."

„Herr Lenet," sprach Claire, „ich habe nur noch Vertrauen zu Euch und hoffe nur noch auf Gott!"

Und sie kehrte völlig niedergeschmettert in ihr Zimmer zurück.

„Nennt mir die Fragen, die ich demjenigen vorzule-

gen habe, welcher erscheinen wird," sprach die Prinzessin in dem Augenblick, wo Lenet wieder seinen Platz beim Greffier einnahm; „und sagt mir, auf wen das Loos fallen soll?"

„Das ist ganz einfach, Madame," antwortete der Herzog. „Wir haben ungefähr Dreihundert Gefangene, worunter zehn bis zwölf Officiere; fragen wir sie nur nach ihren Namen und ihren Graden in der königlichen Armee; der Erste, der als Festungscommandant erkannt wird, wie es mein armer Richon war, ist derjenige, welchen das Schicksal bezeichnet hat."

„Es ist unnöthig, unsere Zeit damit zu verlieren, daß wir zehn bis zwölf verschiedene Officiere befragen, meine Herren," sagte die Prinzessin. „Ihr habt das Register, Herr Greffier, sucht und nennt die Gefangenen von gleichem Grade mit dem, welchen Herr Richon einnahm."

„Es sind nur zwei," antwortete der Greffier: „der Gouverneur der Insel Saint-George und der Gouverneur von Branne."

„Allerdings, wir haben zwei," rief die Prinzessin; „Ihr seht, das Schicksal hat uns gut bedacht. Sind sie verhaftet, Labussière?"

„Gewiß, Madame," antwortete der Kapitän der Garden, „und Beide harren in der Festung dem Befehle, hier zu erscheinen, entgegen."

„Sie mögen erscheinen," sagte die Prinzessin.

„Welchen soll man bringen?" fragte Labussière.

„Bringt sie Beide," erwiederte die Prinzessin, „nur werden wir mit dem ersten dem Datum nach, mit dem Herrn Gouverneur von Saint-George, anfangen."

X.

Ein schreckenvolles Stillschweigen, nur unterbrochen durch das Geräusch der Tritte des abgehenden Kapitäns der Garden und durch das fortwährend wiederentstehende Gemurmel der Menge, folgte auf diesen Befehl, durch den die Rebellion auf eine noch gefährlichere und furchtbarere Bahn geschleudert wurde, als diejenige war, auf welcher sie sich bis jetzt bewegt hatte. Es hieß durch einen Akt der Prinzessin und ihrer Räthe die Armee und die Stadt gewissermaßen außer das Gesetz stellen; es hieß eine ganze Bevölkerung für die Interessen und Leidenschaften von Wenigen verantwortlich machen; es hieß im Kleinen das thun, was die Gemeinde Paris am 3. September that. Aber die Gemeinde Paris handelte bekanntlich im Großen.

Kein Hauch war in dem Saale zu vernehmen; Aller Augen waren auf die Thüre geheftet, durch welche man die Gefangenen eintreten zu sehen erwartete. Um ihre Präsidenten-Rolle gut zu spielen, gab sich die Prinzessin den Anschein, als blätterte sie in den Registern; Herr von Larochefoucault hatte eine träumerische Stellung angenommen, Herr von Bouillon plauderte mit Frau von Tourville über seine Gicht, die ihm viele Schmerzen verursachte.

Lenet näherte sich der Prinzessin, um einen letzten Versuch zu machen; nicht als ob er gehofft hätte, aber er war einer von den strengen Männern, welche eine Pflicht

erfüllen, weil es für sie eine Verbindlichkeit ist, sie zu er-erfüllen.

„Bedenkt doch, Madame," sagte er, „Ihr setzt auf einen Wurf die Zukunft Eueres Hauses."

„Dabei ist kein Verdienst," erwiederte die Prinzessin, „ich habe volle Sicherheit, daß ich gewinne."

„Herr Herzog," sprach Lenet, sich an Larochefoucault wendend, „Ihr, der Ihr so hoch über den gewöhnlichen Verstandeskräften und menschlichen Leidenschaften steht, nicht wahr, Ihr werdet zur Mäßigung rathen?"

„Mein Herr," antwortete der Herzog heuchlerisch, „ich discutire die Sache in diesem Augenblick mit meiner Vernunft."

„Berathet sie mit Euerem Gewissen, Herr Herzog, das wird besser sein!" entgegnete Lenet.

In dieser Sekunde vernahm man ein dumpfes Geräusch. Es war das Gitter, welches wieder geschlossen wurde. Dieses Geräusch wiederhallte in allen Herzen, denn es verkündigte die Ankunft von Einem der beiden Gefangenen. Bald erschollen Tritte auf der Treppe, die Hellebarden klirrten auf den Steinplatten, die Thüre wurde geöffnet, und Canolles erschien.

Nie hatte er so zierlich ausgesehen, nie war er so hübsch gewesen; voll Heiterkeit, hatte sein Antlitz die purpurne Blüthe der Freude und der Unwissenheit beibehalten. Er trat mit einem leichten, ungezwungenen Gange vor, wie er es bei dem Advokaten Lavie oder bei dem Präsidenten Lalasne gethan hätte, und begrüßte ehrfurchtsvoll die Prinzessin und die Herzoge.

Die Prinzessin war selbst erstaunt über diesen vollkommenen Anstand; sie blieb auch eine Zeit lang in Betrachtung des jungen Mannes vertieft.

Endlich brach sie das Stillschweigen mit den Worten: „Nähert Euch, mein Herr."

Canolles gehorchte und verbeugte sich zum zweiten Male.

„Wer seid Ihr?“

„Ich bin der Baron Louis von Canolles.“

„Welchen Grad hattet Ihr in dem königlichen Heere inne?“

„Ich war Oberstlieutenant.“

„Waret Ihr nicht Gouverneur der Insel Saint-George?“

„Ich hatte die Ehre.“

„Ihr habt die Wahrheit gesprochen?“

„In jeder Hinsicht, Madame.“

„Habt Ihr die Fragen und die Antworten geschrieben, Greffier?“

Der Greffier machte, sich verbeugend, ein bejahendes Zeichen.

„So unterschreibt, mein Herr,“ sagte die Prinzessin.

Canolles nahm die Feder, wie ein Mensch, der nicht weiß, in welcher Absicht eine Aufforderung an ihn ergeht, aber aus Achtung vor dem Range der Person, welche dieselbe ausspricht, gehorcht, und unterschrieb lächelnd.

„Es ist gut, mein Herr,“ sagte die Prinzessin, „Ihr könnt Euch nun zurückziehen.“

Canolles grüßte abermals seine edeln Richter und entfernte sich mit derselben Ungezwungenheit und Anmuth, ohne irgend eine Neugierde, irgend ein Erstaunen kundzugeben.

Kaum hatte sich die Thüre wieder hinter ihm geschlossen, als die Prinzessin aufstand und rasch fragte:

„Nun, meine Herren?“

„Nun, Madame, stimmen wir ab,“ sagte der Herzog von Larochefoucault.

„Stimmen wir ab,“ wiederholte der Herzog von Bouillon.

Dann sich gegen die Juraten umwendend fügte er bei:

„Wollen uns diese Herren ihre Ansicht sagen?“

„Nach Euch, Monseigneur," antwortete einer von den Bürgern.

„Nein, vor Euch!" rief eine schallende Stimme.

Diese Stimme hatte einen solchen Ausdruck von Festigkeit, daß Jedermann darüber erstaunte.

„Was soll das bedeuten?" fragte die Prinzessin, indem sie das Gesicht desjenigen, welcher gesprochen hatte, zu erkennen suchte.

„Das soll heißen," rief ein Mann sich erhebend, damit kein Zweifel über die Person des Sprechenden möglich wäre, „das soll heißen, daß ich André Lavie, Advocat des Königs, Rath beim Parlament, im Namen des Königs und besonders im Namen der Menschheit für die in Bordeaux auf Ehrenwort zurückgehaltenen Gefangenen Privilegium und Sicherheit verlange. Dem zu Folge spreche ich meine Meinung dahin aus..."

„Oh! oh! Herr Advocat," entgegnete die Prinzessin die Stirne faltend, „ich bitte keinen Prozeßstyl in meiner Gegenwart, denn ich verstehe ihn nicht. Die Sache, die wir verfolgen, ist eine Sache des Gefühls, und kein schmutziger, ärgerlicher Rechtsstreit; jedes von den Gliedern, welche dieses Tribunal bilden, wird, denke ich, das vorliegende Verhältniß begreifen."

„Ja, ja," wiederholten im Chor die Juraten und die Officiere, „stimmen wir ab, meine Herren, stimmen wir ab!"

„Ich habe es gesagt und wiederhole es," rief Lavie, ohne sich durch die Anrede der Prinzessin aus der Fassung bringen zu lassen, „ich verlange Privilegium und Sicherheit für die auf Ehrenwort zurückgehaltenen Gefangenen. Das ist kein Prozeßstyl, es ist der Styl des Völkerrechts."

„Und ich füge bei," sprach Lenet: „man hat Richon gehört, ehe man so grausam gegen ihn verfahren ist, und die Gerechtigkeit fordert, daß wir die Angeklagten ebenfalls hören."

„Und ich," sagte d'Espagnet, der Bürger-Anführer,

welcher Saint-George mit Herrn von Larochefoucault angegriffen hatte, „ich erkläre, daß morgen die Stadt sich empört, wenn man mit dieser Milde zu Werke geht.“

Ein Gemurre von Außen schien diese Erklärung zu erwiedern und zu bestätigen.

„Beeilen wir uns,“ sprach die Prinzessin. „Wozu verurtheilen wir den Gefangenen?“

„Die Gefangenen, Madame,“ sagten einige Stimmen, „denn es sind ihrer zwei.“

„Einer genügt Euch also nicht?“ sprach Lenet, verächtlich über diese blutige Knechterei lächelnd.

„Welchen denn? welchen?“ wiederholten dieselben Stimmen.

„Den Fettesten, Cannibalen!“ rief Lavie. „Ah! Ihr beklagt Euch über Ungerechtigkeit, Ihr schreit über schändliche Verletzung, und wollt eine Mordthat durch zwei Morde erwiedern! Eine schöne Versammlung von Philosophen und Soldaten, die sich zu Gurgelabschneidern machen!“

Die flammenden Augen der Mehrzahl der Richter schienen bereit, den muthigen Advocaten des Königs niederzuschmettern. Frau von Condé hatte sich erhoben und blickte auf ihre Fäuste gestützt umher, als wollte sie die Anwesenden befragen, ob die Worte, die sie gehört hatte, wirklich ausgesprochen worden wären, und ob sich auf der Welt ein Mensch fände, der die Kühnheit hätte, solche Dinge in ihrer Gegenwart zu sagen.

Lavie begriff, daß seine Anwesenheit Alles verschlimmern würde, und daß seine Art, die Angeklagten zu vertheidigen, statt sie zu retten, dieselben in das Verderben stürzen müßte. Er beschloß daher, sich zu entfernen, jedoch als ein Richter wegzugehen, der sich seiner Stimme begibt, und nicht wie ein Soldat, der die Flucht ergreift. Und er sprach:

„Im Namen Gottes protestire ich gegen das, was

Ihr thun wollt; im Namen des Königs verbiete ich es Euch."

Und seinen Stuhl mit einer Geberde majestätischen Zornes umwerfend, verließ er den Saal, die Stirne hoch, der Gang sicher, wie ein Mann, der sich stark fühlt durch eine Pflichterfüllung und sich wenig um das Unglück bekümmert, das aus einer erfüllten Pflicht für ihn hervorgehen kann.

„Frecher!" murmelte die Prinzessin.

„Gut, gut! lassen wir ihn gewähren," sagten einige Stimmen: „an Meister Lavie wird auch die Reihe kommen."

„Stimmen wir ab," riefen beinahe insgesammt die Richter.

„Aber warum abstimmen," sprach Lenet, „ohne die beiden Angeschuldigten gehört zu haben? Vielleicht wird Euch der Eine schuldiger erscheinen, als der Andere? Vielleicht werdet Ihr auf ein Haupt die Rache fallen lassen, die Ihr an zwei Menschen üben wollt."

In diesem Augenblick hörte man zum zweiten Male das Geräusch des Gitters.

„Wohl, es sei," sagte die Prinzessin, „wir stimmen über Beide zugleich ab."

Das Tribunal hatte sich bereits stürmisch erhoben, setzte sich aber wieder, und man vernahm abermals den Lärmen von Tritten, das Klirren der Hellebarden, die Thüre öffnete sich, und Cauvignac erschien.

Der Eintretende bildete einen schlagenden Contrast mit Canolles: so sehr er sich auch Mühe gegeben hatte, seine vom Pöbel stark beschädigten Kleider wieder auszubessern, so waren doch die Spuren der Unordnung daran zurückgeblieben. Seine Augen warfen sich lebhaft auf die Juraten, auf die Officiere, die Herzoge und die Prinzessin, und umfaßten gleichsam mit einem Kreisblicke das ganze Tribunal; dann rückte er mit der Miene eines Fuchses, der den Jäger von der Fährte abbringen will,

so zu sagen bei jedem Schritte mit dem Fuße den Boden sondirend, das Ohr auf der Lauer, bleich und sichtbar unruhig vor, und sprach, ohne abzuwarten, daß man ihn befragte.

„Euere Hoheit hat mir die Ehre erzeigt, mich vor sich rufen zu lassen?"

„Ja, mein Herr," antwortete die Prinzessin; „ich wollte durch Euch selbst Gewißheit über einige Punkte erlangen, die Euch betreffen und uns in Verlegenheit setzen."

„Madame," erwiederte Cauvignac sich verbeugend, „ich bin ganz bereit, der Gunst zu entsprechen, welche mir Euere Hoheit erweist."

Und er verbeugte sich abermals mit der artigsten Miene, die er anzunehmen vermochte, aber dieser Miene fehlte es sichtbar an der Leichtigkeit des Anstands und an der Natürlichkeit.

„Das wird bald geschehen sein," sprach die Prinzessin, „besonders wenn Ihr eben so bestimmt antwortet, als wir fragen."

„Ich erlaube mir Euerer Hoheit zu bemerken," erwiederte Cauvignac, „da die Frage stets vorbereitet wird, was bei der Antwort nie der Fall sein kann, so ist es viel schwieriger, zu antworten, als zu fragen."

„Oh! unsere Fragen werden so klar und deutlich sein," versetzte die Prinzessin, „daß wir Euch jedes Nachdenken dadurch ersparen. Euer Name?"

„Madame, das ist gerade von Anfang an eine Frage, welche zu einer Verlegenheit Anlaß gibt."

„Wie so?"

„Ja, es kommt oft vor, daß man zwei Namen besitzt, den Namen, welchen man von seiner Familie empfangen, und den, welchen man sich selbst gegeben hat. Ich, zum Beispiel glaubte einigen Grund zu haben, meinen ersten Namen aufzugeben, um einen andern minder bekannten anzunehmen. Welchen von diesen Namen soll ich Euch nun nennen?"

„Denjenigen, unter welchem Ihr in Chantilly erschienen seid, denjenigen, unter welchem Ihr Euch verbindlich gemacht habt, mir eine Compagnie anzuwerben, denjenigen, unter welchem Ihr sie geworben, den endlich, unter welchem Ihr Euch an Herrn Mazarin verkauft habt.“

„Verzeiht, Madame, aber es scheint mir, ich habe bereits die Ehre gehabt, siegreich alle diese Fragen bei der Audienz zu beantworten, welche Euere Hoheit mir diesen Morgen zu bewilligen die Gnade hatte.“

„Zu dieser Stunde richte ich auch nur eine Frage an Euch,“ sagte die Prinzessin, welche ungeduldig zu werden anfing, „Ihr sollt mir nur Euren Namen nennen.“

„Nun, das ist es gerade, was mich in Verlegenheit setzt.“

„Schreibt der Baron von Cauvignac,“ sagte die Prinzessin.

Der Angeklagte machte keine Einwendung und der Greffier schrieb.

„Nun Eueren Grad?“ sprach die Prinzessin; „ich hoffe, es wird Euch nicht schwierig sein, diese Frage zu beantworten.“

„Im Gegentheil, Madame, gerade diese Frage setzt mich in die größte Verlegenheit. Sprecht Ihr von meinem Grad als Gelehrter, als Baccalaureus, als Rechtslicentiat, als Doctor der Theologie, so antworte ich Euch, wie Euere Hoheit sieht, ohne Zögern.“

„Nein, mein Herr, wir sprechen von Eurem militärischen Grade.“

„Ah! wohl, über diesen Punkt Euerer Hoheit zu antworten, ist mir nicht möglich.“

„Warum?“

„Weil ich selbst nie genau wußte, was ich war.“

„Sucht Euch hierüber festzustellen, mein Herr, denn ich wünsche es zu wissen.“

„Nun wohl, ich habe mich zuerst aus eigener Macht-

vollkommenheit zum Lieutenant ernannt; da ich aber nicht beauftragt war, mir ein Patent zu unterzeichnen, und während der ganzen Zeit, die ich diesen Titel führte, nie mehr als sechs Mann unter meinen Befehlen hatte, so halte ich mich nicht für berechtigt, denselben geltend zu machen."

„Ich, ich," sagte die Prinzessin, „ich habe Euch zum Kapitän gemacht; also seid Ihr Kapitän!"

„Oh! das ist gerade der Punkt, wo sich meine Verlegenheit verdoppelt und wo mein Gewissen schreit. Jeder militärische Grad im Staate, davon habe ich mich nunmehr überzeugt, muß dem königlichen Willen entfließen, um eine Geltung zu erlangen. Euere Hoheit hatte nun ganz unzweifelbar das Verlangen, mich zum Kapitän zu machen, aber ich glaube, sie hatte nicht das Recht dazu. Ich wäre also in diesem Fall eben so wenig Kapitän gewesen, als ich Lieutenant war."

„Es mag sein, mein Herr; aber gesetzt, Ihr wäret nicht Lieutenant durch eigene Machtvollkommenheit, nicht Kapitän durch meine Ernennung gewesen, insofern wir Beide nicht berechtigt waren, ein Patent zu unterzeichnen, so seid Ihr doch wenigstens Gouverneur von Branne. Und da es diesmal der König war, der Eueren Bestallungsbrief unterzeichnete, so werdet Ihr die Gültigkeit des Aktes nicht in Abrede ziehen."

„Und das ist gerade derjenige von den dreien, welcher am meisten angefochten werden kann, Madame."

„Wie so?" rief die Prinzessin.

„Ich bin allerdings ernannt worden, aber nicht in Function getreten. Was constituirt den Titel? Nicht der Besitz dieses Titels, sondern die Erfüllung der mit dem Titel verbundenen Functionen. Ich aber habe keine von den Functionen des Titels erfüllt, zu dem ich erhoben wurde; ich habe nie den Fuß in mein Gouvernement gesetzt; folglich bin ich eben so wenig Gouverneur von Branne,

als ich Kapitän war, bevor ich Gouverneur wurde, und Lieutenant, ehe ich Kapitän war."

„Man hat Euch jedoch auf der Straße nach Branne gefunden."

„Allerdings; aber hundert Schritte von der Stelle, wo ich verhaftet wurde, theilt sich die Straße in zwei Aeste; einer von den Wegen führt nach Branne, der andere nach Isson. Wer kann behaupten, daß ich nicht eben so gut nach Isson, als nach Branne ging?"

„Gut," sagte die Prinzessin; „das Tribunal wird Euere Vertheidigung in Erwägung ziehen. Greffier, schreibt Gouverneur von Branne."

„Madame," sprach Cauvignac, „ich kann mich dem nicht widersetzen, daß Euere Hoheit schreiben läßt, was ihr beliebt."

„Es ist geschehen, Madame," sagte der Greffier.

„Gut. Und nun, mein Herr," sprach die Prinzessin zu Cauvignac, „unterzeichnet das Verhör."

„Es würde dies mit dem größten Vergnügen geschehen," erwiederte Cauvignac, „und ich wäre entzückt, etwas zu thun, was Euerer Hoheit angenehm sein dürfte; aber bei dem Streite, den ich diesen Morgen mit dem Pöbel von Bordeaux auszuhalten hatte, bei diesem Streite, aus dem mich Euere Hoheit so edelmüthig durch den Dazwischentritt ihrer Musketiere zog, verstauchte ich unglücklicher Weise meine rechte Hand, und es ist mir mein ganzes Leben hindurch unmöglich gewesen, mit der linken zu schreiben."

„Zeichnet die Weigerung des Beklagten auf, mein Herr," sagte die Prinzessin zu dem Greffier.

„Die Unmöglichkeit, Herr, schreibt die Unmöglichkeit," rief Cauvignac; „Gott soll mich behüten, daß ich einer so großen Fürstin, wie Ihr seid, irgend etwas verweigere, wenn es in meiner Macht läge."

Und sich mit der tiefsten Ehrfurcht verbeugend, ging Cauvignac in Begleitung seiner zwei Wachen hinaus.

„Ich glaube, Ihr habt Recht, Herr Lenet," sagte der Herzog von Larochefoucault, „und wir haben Unrecht gehabt, uns diesen Mann nicht zu sichern."

Lenet war in seinem Geiste zu sehr in Anspruch genommen, um zu antworten. Diesmal hatte ihn seine gewöhnliche Scharfsichtigkeit schlecht bedient; er hoffte, Cauvignac würde den Zorn des Tribunals sich allein zuziehen; aber Cauvignac hatte mit seinen ewigen Ausflüchten mehr belustigt, als geärgert. Sein Verhör hatte nun die ganze Wirkung zerstört, welche durch das von Canolles hervorgebracht worden war, und der Adel, die Freimüthigkeit, die Loyalität des ersten Gefangenen waren, so zu sagen, unter dem listigen Benehmen von Cauvignac verschwunden.

Als man zur Abstimmung schritt, wurde auch einhellig der Tod ausgesprochen.

Die Prinzessin ließ die Stimmen zusammentragen und verkündigte feierlich das Urtheil, welches gefäll worden war.

Dann unterzeichnete Jeder das Protokoll der Verhandlung. Zuerst der Herzog von Enghien, ein armes Kind, das nicht wußte, was es unterzeichnete, und dessen erste Unterschrift einem Menschen das Leben kosten sollte; dann die Prinzessin, dann die Herzoge, dann die Damen des Rathes, dann die Officiere und die Juräten; und so hatte sich alle Welt der Repressalien theilhaftig gemacht. Adel und Bürgerthum, Armee und Parlament, Jedermann mußte bestraft werden; bekanntlich aber bestraft man in der Regel Niemand, wenn man Jedermann bestrafen soll.

Als endlich Alle unterzeichnet hatten, öffnete die Prinzessin, welche nun ihre Rache in Händen hatte, und deren Stolz diese Rache schmeichelte, das bereits zweimal geöffnete Fenster abermals und sprach, dem Bedürfniß der Volksthümlichkeit nachgebend, mit lauter Stimme:

„Meine Herren Bordelesen, Richon wird gerächt, würdig gerächt werden, verlaßt Euch auf uns.“

Ein donnerähnliches Hurrah empfing diese Erklärung, und das Volk zerstreute sich in den Straßen, zum Voraus glücklich über das Schauspiel, welches ihm das Wort der Prinzessin verhieß.

Aber kaum war Frau von Condé in ihr Zimmer mit Lenet zurückgekehrt, der ihr traurig folgte, immer noch hoffend, sie zu einer Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, als die Thüre sich öffnete, Frau von Cambes, bleich, schluchzend, zu ihren Füßen stürzte und ausrief:

„Oh! Madame, im Namen des Himmels, hört mich! im Namen des Himmels, stoßt mich nicht zurück!“

„Was gibt es denn, mein Kind?“ fragte die Prinzessin, „und warum weinst Du so?“

„Ich weine, Madame, weil ich gehört habe, daß auf den Tod gestimmt worden ist, und daß Ihr diese Abstimmung bestätigt habt; und dennoch könnt Ihr Herrn von Canolles nicht tödten lassen.“

„Und warum nicht, meine Liebe? sie haben wohl Richon umgebracht.“

„Madame, weil es derselbe Herr von Canolles ist, der Euere Hoheit in Chantilly gerettet hat.“

„Soll ich ihm dafür Dank wissen, daß er sich durch unsere List bethören ließ?“

„Wohl, Hoheit, darin liegt gerade der Irrthum: Herr von Canolles wurde nicht eine Minute durch die Unterschiebung bethört. Mit dem ersten Blicke hat er mich erkannt.“

„Dich, Claire?“

„Ja, Madame. Wir hatten einen Theil des Weges mit einander gemacht, Herr von Canolles kannte mich, Herr von Canolles verliebte sich in mich, und unter diesen Umständen .... nun, Madame, er hatte vielleicht Unrecht, doch es kommt Euch nicht zu, ihm darüber Vor-

würfe zu machen . . . unter diesen Umständen brachte er seine Pflicht der Liebe zum Opfer."

„Also derjenige, welchen Du liebst . . . ?"

„Ja, Madame."

„Also derjenige, welchen Du heirathen zu dürfen mich um Erlaubniß gebeten hast . . . ?"

„Ja."

„War . . ?"

„Herr von Canolles," rief die Vicomtesse. „Herr von Canolles, der sich mir in Saint-George ergeben hat, und der ohne mich sich selbst und Euere Soldaten in die Luft zu sprengen im Begriffe war . . . Herr von Canolles endlich, der fliehen konnte und mir seinen Degen übergab, um nicht von mir getrennt zu werden. Ihr begreift also, Madame, daß ich, wenn er stirbt, auch sterben muß, denn ich habe ihn dann in das Verderben gestürzt."

„Mein liebes Kind," erwiederte die Prinzessin mit einer gewissen Bewegtheit, „bedenke doch, daß Du etwas Unmögliches von mir verlangst. Richon ist todt, Richon muß gerächt werden! Es hat eine Berathung stattgefunden, sie muß vollzogen werden; selbst wenn mein Gemahl von mir forderte, was Du forderst, müßte ich es ihm verweigern."

„Oh! ich Unglückliche!" rief Frau von Cambes, sich zurückwerfend und in ein gewaltiges Schluchzen ausbrechend; „ich habe meinen Geliebten in das Verderben gestürzt."

Lenet, welcher noch nicht gesprochen hatte, näherte sich nun der Prinzessin und sagte:

„Madame, habt Ihr nicht genug mit einem Opfer, braucht Ihr zwei Köpfe, um den von Herrn Richon zu bezahlen?"

„Ah! ah! gestrenger Herr," erwiederte die Prinzessin, „das heißt, Ihr fordert von mir das Leben des Einen und den Tod des Andern? Sprecht, ist das gerecht?"

„Madame, wenn zwei Menschen sterben sollen, so ist

es einmal gerecht, daß, wo möglich, nur Einer stirbt, wenn überhaupt ein Mund das Recht hat, die von der Hand Gottes angezündete Flamme auszublasen. Sodann ist es gerecht, daß, wenn man zu wählen hat, der ehrliche Mann im Vorzug vor dem Bösewicht am Leben bleibt. Man muß ein Jude sein, um Barnabas in Freiheit zu setzen und Jesus an das Kreuz zu schlagen . . ."

„Oh! Herr Lenet, Herr Lenet, sprecht für mich, ich beschwöre Euch," rief Claire; „denn Ihr seid ein Mann, und man wird Euch vielleicht Gehör schenken; und Ihr, Madame," fuhr sie, sich an die Prinzessin wendend, fort, „erinnert Euch nur, daß ich mein Leben im Dienste Eueres Hauses zugebracht habe."

„Und ich auch," sagte Lenet. „Und dennoch habe ich für dreißig Jahre der Treue nichts von Euerer Hoheit verlangt; aber bei dieser Gelegenheit werde ich, wenn Euere Hoheit unbarmherzig ist, für diese dreißig Jahre der Treue mir eine Gnade von ihr erbitten."

„Welche?"

„Mir meinen Abschied zu geben, Madame, damit ich mich zu den Füßen des Königs werfen kann, dem ich sodann den Rest meines Daseins, welchen ich der Ehre Eueres Hauses geweiht hätte, widmen werde."

„Nun wohl," rief die Prinzessin, besiegt durch die gemeinschaftlichen Bitten, „drohe nicht, mein alter Freund, weine nicht, meine sanfte Claire, beruhigt Euch Beide: ein Einziger wird sterben, da Ihr es so haben wollt; aber man bitte mich nicht mehr um die Begnadigung dessen, welcher zum Tode bestimmt sein wird."

Claire ergriff die Hand der Prinzessin, bedeckte sie mit Küssen und rief:

„Oh! Dank, Dank, Madame: von diesem Augenblick an gehört mein Leben und das seinige Euch allein."

„Und indem Ihr so handelt, Madame," sprach Lenet, „seid Ihr zugleich gerecht und barmherzig, was bis jetzt nur das Vorrecht Gottes gewesen ist."

„Oh! darf ich ihn nun sehen, darf ich ihn befreien?“ rief Claire ungeduldig.

„Eine solche Kundgebung ist in diesem Augenblick unmöglich,“ sprach die Prinzessin; „sie würde uns zum Verderben gereichen. Die Gefangenen mögen noch im Kerker bleiben; man läßt sie dann zu gleicher Zeit heraus, den Einen für die Freiheit, den Andern für den Tod.“

„Aber kann ich ihn nicht wenigstens sehen, beruhigen, trösten?“ fragte Claire.

„Ihn beruhigen, liebe Freundin? ich glaube nicht, daß dies klug wäre: man würde die Entscheidung erfahren, man würde die Gunst deuten; nein, unmöglich, begnügt Euch, daß Ihr ihn gerettet wißt. Ich werde den zwei Herzogen meinen Entschluß ankündigen.“

„Gut, ich füge mich. Dank, Dank, Madame,“ rief Claire.

Und Frau von Cambes eilte fort, um in Freiheit zu weinen und Gott aus dem Grunde ihres von Freude und Dankbarkeit überströmenden Herzens zu preisen.

XI.

Die zwei Kriegsgefangenen hatten zwei Zimmer in derselben Festung inne. Diese zwei Zimmer stießen an einander und lagen im Erdgeschoß; aber die Erdgeschosse der Gefängnisse können für dritte Stockwerke gelten. Die Gefängnisse fangen nicht wie die Häuser bei der Erde an, sie haben in der Regel zwei Stockwerke Kerkerlöcher.

Jede Thüre war von einem Piquet aus den Garden der Prinzessin ausgewählter Leute bewacht; aber die

Menge, als sie diese Vorkehrungen gesehen hatte, welche ihre Rachgier ganz befriedigten, verließ allmählig die Zugänge des Gefängnisses, sobald es ihr zu Ohren kam, Canolles und Cauvignac wären dahin geführt worden. Die Piquets, welche in der innern Hausflur aufgestellt waren, mehr um die Gefangenen vor der Volkswuth zu beschützen, als aus Furcht, sie könnten entweichen, verließen ihren Posten und begnügten sich, die Schildwachen zu verstärken.

Als das Volk, da wo es war, nichts mehr zu sehen hatte, wandte es sich natürlicher Weise nach dem Orte, wo die Hinrichtungen vollzogen wurden, das heißt nach der Esplanade; die von dem Rathssaale der Menge zu geschleuderten Worte hatten sich im Augenblick in der Stadt verbreitet; Jeder erklärte sie auf seine Weise; aber am Klarsten stellte sich dabei heraus, es würde noch in der Nacht oder spätestens am andern Morgen ein furchtbares Schauspiel stattfinden und es war noch eine Wollust mehr für den Pöbel, daß er nicht wußte, woran er sich in Beziehung auf dieses Schauspiel zu halten hatte, denn es blieb ihm der Reiz des Unerwarteten.

Handwerksleute, Bürger, Frauen, Kinder liefen also nach den Wällen, und da es finstere Nacht war und der Mond erst gegen Mitternacht aufgehen sollte, so trugen Viele Fackeln in der Hand. Dabei waren alle Fenster offen und viele Leute hatten auf die Gesimse Lichter oder Lampen gestellt, wie man dies bei Festlichkeiten thut. Doch an dem Gemurmel der Menge, an den bestürzten Gesichtern der Neugierigen, an den sich folgenden Patrouillen zu Fuß und zu Pferd erkannte man, daß es kein gewöhnliches Fest war, was sich durch so düstere Vorbereitungen ankündigte.

Von Zeit zu Zeit brach wüthendes Geschrei aus den Gruppen hervor, die sich mit einer Geschwindigkeit, welche nur gewissen Ereignissen eigenthümlich ist, bildeten und zerstreuten. Dieses Geschrei war immer dasselbe, wie

das, welches sich zwei oder drei Mal in das Innere des Tribunals Bahn gebrochen hatte.

„Tod den Gefangenen! Rache für Richon!"

Das Schreien, der Schimmer der Fackeln, der Lärmen der Pferde entzogen Frau von Cambes ihrem Gebete; sie stellte sich an ihr Fenster und betrachtete voll Schrecken alle die Männer und Frauen mit den verstörten Augen, mit den rauhen Stimmen, welche in einen Circus losgelassene wilde Thiere zu sein schienen, wie sie durch ihr Gebrülle die menschlichen Opfer herbeirufen, die sie verschlingen sollen; sie fragte sich, wie es möglich wäre, daß so viele Wesen, denen die zwei Gefangenen nie etwas gethan hätten, mit solcher Erbitterung den Tod von zweien ihres Gleichen forderten; und die arme Frau, die von den menschlichen Leidenschaften nur diejenigen kannte, welche das Leben versüßen, wußte sich keine Antwort zu geben.

Von ihrem Fenster aus sah Frau von Cambes über den Häusern und Gärten die Firste der hohen, düsteren Thürme der Festung erscheinen. Dort befand sich Canolles, dahin waren hauptsächlich ihre Blicke gerichtet.

Sie konnte indessen nicht umhin, diese von Zeit zu Zeit in die Straße fallen zu lassen; dann sah sie die drohenden Gesichter, dann hörte sie das Rachegeschrei, und eisiger Schauer, wie der des Todes, durchlief ihre Adern.

„O!" sagte Claire, „sie mögen mir immerhin verbieten, ihn zu sehen, ich muß zu ihm dringen. Dieses Geschrei kann zu ihm gelangt sein; er kann glauben, ich vergesse ihn; er kann mich anklagen; er kann mich verfluchen. Oh! jeder Augenblick, welcher vergeht, ohne daß ich ein Mittel, ihn zu beruhigen, suche, erscheint mir als ein Verrath gegen ihn; es ist mir nicht möglich, in Unthätigkeit zu verharren, während er mich vielleicht um Hülfe anruft. Oh! ich muß ihn sehen... Ja, aber, mein Gott, wie ihn sehen? wer wird mich in sein Gefängniß führen? Welche Macht wird mir die Pforten öffnen? Die Frau Prinzessin hat mir einen Passirschein verweigert, und es

war mir unmittelbar vorher so viel bewilligt worden, daß sie wohl das Recht dazu hatte. Es sind Wachen, Feinde um die Festung her; eine ganze brüllende Bevölkerung, welche Blut riecht und sich ihre Beute nicht entreißen lassen will; man wird glauben, ich wolle ihn entführen, retten; oh! ja, ich würde ihn retten, wenn er nicht bereits unter dem Schutze des Wortes der Frau Prinzessin in Sicherheit wäre. Sage ich ihnen, ich wünsche ihn nur zu sehen, so werden sie mir nicht glauben und mich zurückweisen; und dann: gefährde ich nicht dadurch, daß ich einen solchen Versuch gegen den Willen der Frau Prinzessin wage, die bei ihr erlangte Gnade? setze ich mich nicht dadurch dem aus, daß sie das gegebene Wort zurücknimmt?

„Und doch, ihn so in Angst und Pein die langen Stunden der Nacht zubringen lassen, oh! ich fühle es, für ihn, für mich ist das unmöglich.

„Wir wollen Gott anflehen, und er wird mich vielleicht erleuchten."

Und Frau von Cambes kniete zum zweiten Male vor ihr Crucifix nieder, und begann mit einer Inbrunst zu beten, welche selbst die Frau Prinzessin gerührt haben müßte, wenn die Frau Prinzessin sie hätte hören können.

„Oh! ich gehe nicht, ich gehe nicht," sagte sie; „denn ich sehe ein, daß es mir unmöglich ist, dahin zu gehen... Er wird mich vielleicht die ganze Nacht anklagen... Aber morgen, nicht wahr, mein Gott, morgen wird er mich bei sich freisprechen?"

Der Lärmen, die immer mehr zunehmende wilde Begeisterung der Menge, die Reflexe des Unglück weissagenden Lichtes, welche wie Blitze zu ihr drangen und auf Augenblicke ihr dunkel gebliebenes Gemach erhellten, flößten ihr eine solche Angst ein, daß sie sich die Ohren mit den Händen verstopfte und ihre geschlossenen Augen auf das Kissen ihres Betpultes drückte.

Da öffnete sich die Thüre, und, ohne daß sie ihn hörte, trat ein Mann ein, der einen Augenblick auf der

Schwelle stehen blieb, einen Blick liebevollen Mittleids auf sie heftete, und als er sah, daß sich, durch ihr Schluchzen bewegt, die Schultern der jungen Frau so schmerzlich hoben, sich ihr mit einem Seufzer näherte und seine Hand auf ihre Schulter legte.

Claire schaute erschrocken auf und rief:

„Herr Lenet! . . . Herr Lenet, oh! Ihr habt mich also nicht verlassen?“

„Nein, ich dachte, Ihr wäret noch nicht hinreichend beruhigt, und erdreistete mich, zu Euch zu gehen, um zu fragen, ob ich Euch in irgend einer Beziehung nützlich sein könnte.“

„Oh, lieber Herr Lenet,“ rief die Vicomtesse, „wie gut seid Ihr, und wie danke ich Euch!“

„Es scheint, ich täuschte mich nicht,“ sprach Lenet. „Oh! mein Gott, man täuscht sich selten, wenn man denkt, Deine Geschöpfe leiden,“ fügte er mit einem schwermüthigen Lächeln bei.

„Oh! ja Herr, ja, Ihr sagt die Wahrheit: ich leide!“

„Habt Ihr nicht Alles, was Ihr wünschtet, erlangt, Madame? und ich gestehe, sogar mehr noch, als ich zu hoffen wagte.“

„Allerdings; aber . . .“

„Aber . . . ich begreife. Nicht wahr, es macht Euch bange, die Freude dieses blutgierigen Pöbels zu sehen, und das Schicksal des andern Unglücklichen, der statt Eueres Geliebten sterben soll, erregt Euer Mitleid?“

Claire erhob sich auf ihre Kniee und blieb eine Minute unbeweglich, die Augen starr auf Lenet geheftet; dann drückte sie ihre eisige Hand an ihre mit Schweiß bedeckte Stirne und sprach:

„Oh! vergebt mir! oder vielmehr verflucht mich! denn in meiner Selbstsucht dachte ich nicht einmal hieran. Nein, Lenet, nein, ich gestehe Euch in aller Demuth meines Herzens, diese Befürchtungen, diese Thränen, diese

Gebete gehören demjenigen, welcher leben wird; denn ganz aufgelöst in meiner Liebe, hatte ich den Armen, welcher sterben soll, vergessen!"

Lenet lächelte traurig und erwiederte:

„Ja, es muß so sein, denn es liegt in der menschlichen Natur; vielleicht bildet die Selbstsucht der Einzelnen das Heil der Massen. Jeder zieht um sich selbst und um die Seinigen einen Kreis mit dem Schwerte. Sprecht, Madame, legt Euer Geständniß bis zum Ende ab. Bekennt offenherzig, daß Ihr es kaum erwarten könnt, bis der Unglückliche seinem Schicksal unterlegen ist, denn durch seinen Tod sichert dieser Unglückliche Euerem Verlobten das Leben."

„Oh! Lenet, ich schwöre Euch, daran habe ich noch nicht gedacht. Aber nöthigt meinen Geist nicht, hiebei zu verweilen, denn ich liebe ihn so sehr, daß ich nicht weiß, was ich im Wahnsinn meines Herzens zu wünschen im Stande bin."

„Armes Kind!" sprach Lenet mit einem Tone tiefen Mitleids, „warum habt Ihr alles Dies nicht früher gesagt?"

„Oh! mein Gott, Ihr erschreckt mich. Ist es denn zu spät, ist er noch nicht ganz gerettet?"

„Er ist es, da die Frau Prinzessin ihr Wort gegeben hat; aber..."

„Was aber?"

„Aber, ach! ist man irgend einer Sache sicher auf dieser Welt, und Ihr, die Ihr ihn, wie ich, für gerettet haltet, weint Ihr nicht, statt Euch zu freuen?"

„Ich weine, weil ich ihn nicht besuchen kann, mein Freund," entgegnete Claire. „Bedenkt, daß er diesen abscheulichen Lärmen hören und an eine ihm nahe bevorstehende Gefahr glauben muß; bedenkt, daß er mich der Lauheit, des Verrathes anklagen kann! Oh! Lenet, Lenet, welche Pein! In der That, wenn die Prinzessin wüßte, was ich leide, sie hätte Erbarmen mit mir."

„Wohl, Vicomtesse, Ihr müßt ihn sehen . . .“

„Ihn sehen? unmöglich! Ihr wißt, daß ich die Prinzessin um Erlaubniß hiezu gebeten habe und daß mir Ihre Hoheit es abgeschlagen hat.“

„Ich weiß es und billige es im Innern meines Herzens, und dennoch . . .“

„Und dennoch ermahnt Ihr mich zum Ungehorsam!“ rief Claire erstaunt und schaute Lenet so scharf an, daß dieser verlegen unter ihrem Blicke die Augen niederschlug.

„Ich bin alt, theure Vicomtesse,“ erwiederte er, „und mißtrauisch gerade weil ich alt bin; nicht bei dieser Gelegenheit, denn das Wort der Prinzessin ist heilig: es wird nur Einer von den Gefangenen sterben, hat sie gesagt; aber im Verlaufe eines langen Lebens gewohnt, alle Chancen gegen denjenigen sich wenden zu sehen, der sich am meisten begünstigt glaubt, ist es mein Grundsatz, daß man stets die Gelegenheit, welche sich bietet, ergreifen muß. Seht Euren Verlobten, glaubt mir, seht ihn, Vicomtesse.“

„Oh! ich schwöre Euch, Ihr erschreckt mich, Lenet,“ rief Claire.

„Das ist nicht meine Absicht; wäre es Euch übrigens lieber, wenn ich Euch riethe, Ihr solltet ihn nicht sehen? Nicht wahr, nein? Und Ihr würdet mich ohne Zweifel mehr schelten, wenn ich gekommen wäre, um Euch das Gegentheil von dem zu sagen, was ich Euch sage.“

„Ja, ich gestehe es. Aber Ihr sprecht davon, daß ich ihn sehen soll; das war mein einziges, mein innigstes Verlangen: es war der Gegenstand des Gebetes, das ich an Gott richtete, als Ihr erschienet. Ist es aber nicht etwas Unmögliches?“

„Gibt es etwas Unmögliches für die Frau, welche Saint-George erobert hat?“ versetzte Lenet lächelnd.

„Ach!“ sprach Claire, „seit zwei Stunden suche ich ein Mittel, in die Festung zu dringen, und habe bis jetzt noch keines gefunden.“

„Und was gebt Ihr mir, wenn ich es Euch biete?“

„Ich gebe Euch . . . Oh! ich gebe Euch die Hand an dem Tage, wo ich mit ihm vor den Altar trete.“

„Ich danke, mein Kind, Ihr habt Recht: in der That, ich liebe Euch, wie ein Vater; ich danke.“

„Das Mittel! das Mittel!“

„Hier ist es. Ich hatte die Prinzessin um einen Passirschein gebeten, in der Absicht, mich mit den Gefangenen zu besprechen; denn wäre es möglich gewesen, den Kapitän Cauvignac zu retten, so hätte ich diesen Menschen gern wieder für unsere Partei gewonnen; nun aber ist dieser Passirschein unnütz, da Ihr ihn durch Euere Gebete für Herrn von Canolles zum Tode verurtheilt habt.“

Claire schauerte unwillkürlich.

„Nehmt also dieses Papier,“ fuhr Lenet fort; „es ist, wie Ihr seht, kein Name darin genannt.“

Claire nahm das Papier und las:

„Der Kerkermeister der Festung wird den Inhaber des Gegenwärtigen mit demjenigen von den zwei Kriegsgefangenen, mit welchen er sich zu unterreden wünscht, eine Besprechung von einer halben Stunde gewähren.

Claire Clemence von Condé.“

„Ihr habt ein Männergewand?“ sagte Lenet, „zieht es an. Ihr habt den Passirschein, benützt ihn.“

„Armer Officier!“ murmelte Claire, welche den Gedanken an Cauvignac nicht aus ihrem Geiste zu vertreiben vermochte, „hingerichtet an der Stelle von Canolles!“

„Er unterliegt dem gemeinschaftlichen Gesetze,“ erwiederte Lenet. „Schwach, wird er von dem Starken verschlungen: ohne Stütze, bezahlt er für denjenigen, welchen man begünstigt. Ich beklage ihn, denn er ist ein Bursche von Geist.“

Mittlerweile drehte Claire das Papier in ihren Händen hin und her.

„Wißt Ihr,“ sagte sie, „daß Ihr mich mit diesem

Passirschein auf eine grausame Weise versucht? Wißt Ihr, daß ich, wenn ich meinen Freund einmal in meinen Armen habe, im Stande bin, ihn bis an das Ende der Welt zu führen?"

„Ich würde es Euch rathen, Madame, wenn es möglich wäre. Aber dieser Schein ist keine Carte blanche, und Ihr könnt ihm keine andere Bestimmung geben, als diejenige, welche er hat."

„Das ist wahr," sprach Claire, das Papier noch einmal lesend; „und doch hat man mir Herrn von Canolles bewilligt; er gehört mir, man kann ihn mir nicht mehr entreißen."

„Es denkt auch Niemand daran. Vorwärts, Madame, verliert keine Zeit; legt Euere Männerkleider an und geht. Dieser Passirschein gewährt Euch eine halbe Stunde; ich weiß wohl, daß eine halbe Stunde wenig ist; aber nach dieser halben Stunde wird das ganze Leben kommen. Ihr seid jung, das Leben wird lang sein, Gott mache es glücklich."

Claire faßte Lenet bei der Hand, zog ihn an sich und küßte ihn auf die Stirne, wie sie es nur dem zärtlichsten Vater gethan haben könnte.

„Geht, geht," sprach Lenet, indem er sie sanft fortschob, „verliert keine Zeit, wer wahrhaft liebt, hat keine Resignation."

Als er sie dann in ein anderes Zimmer gehen sah, wo Pompée von ihr gerufen auf sie wartete, um ihr beim Wechseln der Kleider zu helfen, murmelte er:

„Ach! wer weiß?"

XII.

Das Geschrei, das Gebrülle, die Drohungen, die wilde Aufregung der Menge waren Canolles durchaus nicht entgangen. Durch die vor seinem Fenster angebrachten Gitterstangen hatte er das belebte Gemälde wahrnehmen können, das sich unter seinen Augen entrollte und von einem Ende der Stadt zum andern durchherrschte.

„Bei Gott!“ sagte er, „es ist ein sehr verdrießlicher Vorfall . . . der Tod von Richon . . . Armer Richon! er war ein Braver; sein Tod wird unsere Gefangenschaft verdoppeln; man wird mich nicht mehr, wie bis jetzt, in der Stadt umherlaufen lassen; kein Rendezvous und sogar keine Heirath mehr, wenn sich Claire nicht mit einer Gefängnißkapelle begnügt. Sie wird sich begnügen. Man heirathet sich eben so gut in der einen Kapelle, als in der andern. Es ist indessen ein trauriges Vorzeichen . . . Warum, des Teufels, ist die Nachricht nicht morgen statt heute eingelaufen?“

Dann sich dem Fenster nähernd, um hinauszuschauen, fuhr er fort:

„Welche Bewachung! zwei Soldaten vor der Thüre. Und wenn ich bedenke, daß ich hier acht Tage, vielleicht vierzehn Tage eingeschlossen bleiben soll, bis irgend ein Ereigniß vorfällt, das dieses vergessen läßt! Es ist nur gut, daß sich die Ereignisse sehr rasch in den gegenwärtigen Zeitläuften folgen, und daß die Bordelesen einen leichten Sinn haben; mittlerweile werde ich darum nicht

minder unangenehme Augenblicke hinbringen. Arme Claire! sie muß in Verzweiflung sein; glücklicher Weise weiß sie, daß ich verhaftet bin. Ja, es ist ihr bekannt, und folglich weiß sie auch, daß es nicht mein Fehler ist. Aber wohin, des Teufels, gehen denn alle diese Leute? Man sollte glauben, nach der Esplanade. Dort gibt es aber zu dieser Stunde weder eine Parade, noch eine Hinrichtung zu sehen; sie laufen insgesammt in derselben Richtung. Es ist, als ob sie wüßten, daß ich hier wie ein Bär hinter meinem Gitter eingesperrt bin . . ."

Canolles ging einige Male mit gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab; die Mauern eines wahren Gefängnisses hatten ihn für den Augenblick zu philosophischen Gedanken zurückgeführt, mit denen er sich in gewöhnlichen Zeiten wenig beschäftigte.

„Es ist ein albernes Ding um den Krieg!" murmelte er. „Der arme Richon, mit dem ich vor kaum einem Monat zu Mittag speiste, ist nun todt. Der Unerschrockene hat sich sicherlich auf seinen Kanonen tödten lassen, wie ich es auch hätte thun sollen, wie ich es gethan haben würde, hätte mich irgend eine andere Person als die Vicomtesse belagert. Dieser Frauenkrieg ist der furchtbarste von allen Kriegen. Wenigstens habe ich in keiner Beziehung zu dem Tode meines Freundes beigetragen. Gott sei Dank! ich zog nie das Schwert gegen einen Bruder, und das tröstet mich. Dies habe ich abermals meinem guten kleinen weiblichen Genius zu verdanken."

In diesem Augenblick trat ein Officier ein und unterbrach das Selbstgespräch von Canolles.

„Wollt Ihr Abendbrod, mein Herr?" fragte der Officier. „Befehlt nur, der Kerkermeister ist angewiesen, Euch ein Mahl ganz nach Eueren Wünschen bereiten zu lassen."

„Ah! gut," sagte Canolles, „sie gedenken wenigstens mich die Zeit, die ich hier zubringen werde, auf eine an-

ständige, ehrenhafte Weise zu behandeln. Ich befürchtete einen Augenblick das Gegentheil, als ich das gekniffene Gesicht der Prinzessin und die widerwärtige Miene aller Anwesenden gewahrte . . ."

„Ich warte," wiederholte der Officier sich verbeugend.

„Ah! richtig; verzeiht. Euere Frage führte mich durch ihre außerordentliche Höflichkeit auf gewisse Betrachtungen . . . Doch zur Sache: ja, mein Herr, ich werde zu Nacht speisen, denn ich habe starken Hunger; aber ich pflege sehr mäßig zu leben, und ein Soldatenmahl genügt mir."

„Sodann," versetzte der Officier, indem er sich ihm voll Theilnahme näherte: „habt Ihr keinen Auftrag . . . in der Stadt zu besorgen . . . erwartet Ihr nichts? Ihr sagtet, Ihr wäret Soldat, ich bin es auch; handelt also gegen mich, wie gegen einen Kameraden."

Canolles schaute den Officier erstaunt an und erwiederte:

„Nein, Herr, nein, ich habe keinen Auftrag in der Stadt; nein, ich erwarte nichts, wenn nicht eine Person, die ich nicht nennen kann. Was den Punkt betrifft, daß ich gegen Euch handeln soll, wie gegen einen Kameraden, so danke ich Euch; hier ist meine Hand, und wenn ich später etwas brauche, so werde ich mich dessen erinnern, mein Herr."

Diesmal war es der Officier, welcher Canolles erstaunt anschaute.

„Gut, mein Herr," sagte er. „Ihr sollt sogleich bedient werden." Und er entfernte sich.

Einen Augenblick nachher traten zwei Soldaten ein und brachten ein vollständiges Abendbrod, bestehend aus viel ausgesuchteren Gerichten, als Canolles dies verlangt hatte. Canolles setzte sich an den Tisch und speiste mit gutem Appetit.

Die Soldaten schauten ihn ebenfalls erstaunt an.

Canolles hielt dieses Erstaunen für Lüsternheit, und da der Wein ein vortreffliches Guinne-Gewächs war, so sagte er:

„Meine Freunde, verlangt zwei Gläser.“

Einer von den Soldaten ging hinaus und kehrte bald mit den verlangten Gläsern zurück.

Canolles füllte sie, goß ein paar Tropfen Wein in sein Glas und sprach:

„Auf Euere Gesundheit, meine Freunde.“

Die zwei Soldaten nahmen ihre Gläser, stießen maschinenmäßig mit Canolles an, und tranken, ohne seinen Toast zu erwiedern.

„Sie sind nicht höflich,“ dachte Canolles, „aber sie trinken gut; man kann nicht Alles haben.“

Und er setzte sein Abendbrod siegreich bis zum Schlusse fort.

Als er geendigt hatte, stand er auf, und die Soldaten trugen die Tafel weg.

Der Officier kehrte zurück.

„Ah! bei Gott!“ sagte Canolles zu ihm, „Ihr hättet mit mir speisen sollen; das Abendbrod war vortrefflich.“

„Ich hätte nicht die Ehre haben können, mein Herr, denn ich komme selbst diesen Augenblick von Tische. Und ich kehre zurück . . .“

„Um mir Gesellschaft zu leisten? Wenn es sich so verhält, empfangt mein Kompliment; denn das ist sehr liebenswürdig von Euch.“

„Nein, mein Herr, mein Auftrag ist minder angenehm. Ich komme, um Euch zu benachrichtigen, daß es keinen protestantischen Geistlichen im Gefängniß gibt, und daß der Kaplan ein Katholik ist. Ich weiß aber nun, daß Ihr Protestant seid, und die Verschiedenheit des Cultus wird Euch vielleicht widrig sein.“

„Mir, mein Herr; warum?“ fragte Canolles sehr naiv.

„Um Euer Gebet zu verrichten . . .“ erwiederte der Officier verlegen.

„Mein Gebet!“ sagte Canolles lachend, „ich werde morgen daran denken; ich bete nur Morgens.“

Der Officier schaute Canolles mit einem Erstaunen an, das sich allmälig in tiefes Mitleid verwandelte. Er verbeugte sich und trat ab.

„Ah! die Welt verrückt sich also?“ sprach Canolles. „Seit dem Tode des armen Richon haben alle Leute, die mir begegnen, das Aussehen von Dummköpfen oder von Narren. Teufel! werde ich denn nicht irgend ein vernünftiges Gesicht sehen?“

Kaum hatte er diese Worte vollendet, als die Thüre seines Gefängnisses sich abermals öffnete, und ehe er die eintretende Person erkennen konnte, warf sich Jemand in seine Arme, schlang seine beiden Hände um seinen Hals und übergoß sein Antlitz mit Thränen.

„Holla!“ rief der Gefangene, sich von der Umarmung losmachend; „abermals ein Narr. In der That, ich bin in den Petites-Maisons!“

Aber bei der Bewegung, die er zurückweichend machte, warf er den Hut des Unbekannten zu Boden, und die schönen blonden Haare von Frau von Cambes entrollten sich auf ihre Schultern.

„Ihr hier?“ rief Canolles auf sie zueilend, um sie in seine Arme zu fassen; „Ihr! ah, verzeiht, daß ich Euch nicht erkannt oder vielmehr nicht errathen habe.“

„Stille!“ sagte Claire ihren Hut aufhebend und rasch wieder auf den Kopf setzend. „Stille! denn wenn man wüßte, daß ich es bin, so würde man mir vielleicht mein Glück entziehen. Endlich ist es mir also gestattet, Euch noch zu sehen. Oh! mein Gott, mein Gott, wie glücklich bin ich.“

Und sie fühlte, wie ihre Brust sich erweiterte, und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Noch!“ sprach Canolles, „es ist Euch gestattet,

mich noch zu sehen, sagt Ihr? Und Ihr sagt mir das, unter Thränen. Ah! Ihr solltet mich also nicht mehr sehen?" fuhr er lachend fort.

„Oh! lacht nicht, mein Freund," versetzte Claire; „Euere Heiterkeit thut mir wehe. Lacht nicht, ich bitte Euch. Wenn Ihr wüßtet, wie viel Mühe ich gehabt habe, um zu Euch zu gelangen . . . und es fehlte nicht viel, daß ich nicht gekommen wäre! . . Ohne Lenet, ohne diesen vortrefflichen Mann . . . . Doch sprechen wir von Euch, armer Freund. Mein Gott! Ihr seid also hier? Euch finde ich wieder! Euch kann ich abermals an mein Herz drücken."

„Ja, ich, ich bin es," erwiederte Canolles lächelnd.

„Oh! laßt das, es ist unnöthig, heuchelt nicht dieses lustige Wesen, es ist mir Alles bekannt. Man wußte nicht, daß ich Euch liebte, und verheimlichte nichts vor mir."

„Aber was wißt Ihr denn?" fragte Canolles.

„Nicht wahr!" fuhr die Vicomtesse fort, „nicht wahr, Ihr erwartetet mich? nicht wahr, Ihr wurdet unzufrieden über mein Stillschweigen? nicht wahr, Ihr klagtet mich bereits an?"

„Ich, unzufrieden! allerdings, aber ich klagte Euch nicht an; ich vermuthete, daß irgend ein Umstand, stärker als Euer Wille, Euch von mir entfernt hielt; und bei allem Dem ist mein größtes Unglück, daß unsere Heirath verschoben, vielleicht auf acht, auf vierzehn Tage verschoben wurde."

Claire schaute Canolles mit demselben Erstaunen an, das der Officier einen Augenblick vorher kundgegeben hatte.

„Wie," sagte sie, „sprecht Ihr im Ernste oder seid Ihr in der That nicht mehr erschrocken?"

„Ich, erschrocken! worüber? sollte ich etwa einer mir unbekannten Gefahr preisgegeben sein?" fragte er lachend.

„Oh! der Unglückliche," rief Claire; „er wußte nichts."

Dann aber befürchtete sie ohne Zweifel, sie könnte

ohne Vorbereitung die ganze Wahrheit demjenigen enthüllen, welchen diese Wahrheit so grausam bedrohte, und hielt mit einer gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst die Worte zurück, welche aus ihrem Herzen auf ihre Lippen gesprungen waren.

„Nein, ich weiß nichts,“ sprach Canolles mit ernstem Tone. „Aber nicht wahr, Ihr werdet mir Alles sagen? Ich bin ein Mann; sprecht, Claire, sprecht.“

„Ihr wißt, daß Richon todt ist.“

„Ja, ich weiß es.“

„Ihr wißt, wie er gestorben ist?“

„Nein, aber ich vermuthe es. Nicht wahr, er ist auf seinem Posten, auf der Bresche von Vayres getödtet worden?“

Claire schwieg einen Augenblick; dann erwiederte sie ernst wie das Erz, das ein Todtengeläute erschallen läßt:

„Er ist in der Halle von Libourne gehenkt worden.“

Canolles machte einen Sprung rückwärts und rief:

„Gehenkt! Richon, ein Soldat, gehenkt!“

Dann erbleichte er plötzlich, fuhr mit zitternder Hand über seine Stirne und fügte bei:

„Ah! ich begreife nun Alles; ich begreife meine Verhaftung; ich begreife mein Verhör; ich begreife die Worte des Officiers, das Stillschweigen der Soldaten; ich begreife Euren Schritt und Euere Thränen, als Ihr mich so heiter saht; ich begreife endlich das Gedränge, das Geschrei, die Drohungen. Richon ist ermordet worden, und an mir wird man Richon rächen! . .“

„Nein, nein, mein Vielgeliebter! nein, armer Freund meines Herzens,“ rief Claire, ergriff strahlend vor Freude die Hände von Canolles und tauchte ihre Augen in die seinigen; „nein, nicht Dich werden sie opfern, theuerer Gefangener. Ja, Du täuschtest Dich nicht, Du warst bezeichnet! ja, Du warst verurtheilt; ja, Du hast den Tod von Nahem gesehen, mein schöner Bräutigam. Aber

sei unbesorgt, Du kannst jetzt lachen; Du kannst von Glück und Zukunft sprechen. Diejenige, welche Dir ihr ganzes Leben widmen wird, hat das Deinige gerettet! Sei freudig! . . aber ganz leise, denn Du wirst vielleicht Deinen unglücklichen Gefährten erwecken, denjenigen, auf welchen der Sturm fallen soll, denjenigen, welcher statt Deiner sterb en muß."

„Oh! schweigt, schweigt, theuere Freundin! Ihr macht mich zu Eis," erwiederte Canolles, der sich trotz der glühenden Liebkosungen von Claire nur wenig von dem furchtbaren Schlage erholte, den er erhalten hatte. Ich, der ich so ruhig, so vertrauensvoll, so kindlich lustig war, lief Gefahr, sterben zu müssen! Und wann dies? in welchem Augenblick? gerechter Himmel! in dem, wo ich Euer Gatte werden sollte. Oh! bei meiner Seele, es wäre ein doppelter Mord gewesen."

„Sie nennen das Repressalien," sagte Claire.

„Ja, ja; sie haben Recht."

„Ah! nun seid Ihr düster und träumerisch."

„Oh!" rief Canolles, „ich habe nicht vor dem Tode bange; aber der Tod trennt von Euch."

„Wäret Ihr gestorben, mein Vielgeliebter, so wäre ich auch gestorben. Aber statt Euch so zu betrüben, freut Euch mit mir. In dieser Nacht, in einer Stunde vielleicht werdet Ihr das Gefängniß verlassen. Wohl! entweder hole ich Euch selbst, oder ich erwarte Euch am Ausgang. Dann fliehen wir, ohne eine Minute, ohne eine Sekunde zu verlieren. Ja, auf der Stelle; ich will nicht warten. Diese verfluchte Stadt erfüllt mich mit Schrecken. Heute ist es mir noch gelungen, Euch zu retten; aber morgen würde Euch vielleicht irgend ein unerwartetes Mißgeschick mir abermals entreißen."

„Oh! wißt Ihr, vielgeliebte Claire, daß Ihr mir zu viel Glück mit einem Schlage verleiht. Oh! ja, zu viel Glück, ich werde daran sterben . . ."

„Wohl! so überlaßt Euch wieder Euerer Sorglosigkeit, nehmt Euere Heiterkeit wieder an.“

„Und Ihr, nehmt die Euerige auch wieder.“

„Seht, ich lache.“

„Und dieser Seufzer?“

„Dieser Seufzer, mein Freund, gilt dem Unglücklichen, der unsere Freude mit seinem Leben bezahlt.“

„Ja, ja, Ihr habt Recht. Oh! warum könnt Ihr mich nicht sogleich fortführen! Auf, mein guter Engel, öffne Deine Flügel und trage mich von hinnen.“

„Geduld, Geduld, mein theuerer Gatte, morgen trage ich Dich fort ... ja, in das Paradies unserer Liebe. Einstweilen bin ich hier ...“

Canolles nahm sie in seine Arme und drückte sie an seine Brust; sie hing sich mit ihren Händen an den Hals des jungen Mannes und sank zitternd an dieses Herz, das, zusammengepreßt von so verschiedenartigen Gefühlen, kaum mehr schlug.

Plötzlich und zum zweiten Male drang ein schmerzliches Schluchzen aus ihrer Brust auf ihre Lippen, und so glücklich Claire auch war, so übergoß sie doch mit ihren Thränen das Antlitz von Canolles, das sich zu dem ihrigen herabgeneigt hatte.

„Nun!“ sagte er, „ist dies Euere Heiterkeit, armer Engel?“

„Es ist der Rest meines Schmerzes.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und der Officier, welcher bereits bei Canolles gewesen war, verkündigte, die in dem Passirscheine bewilligte halbe Stunde sei abgelaufen.

„Lebe wohl,“ flüsterte Canolles, „oder verbirg mich in einer Falte Deines Mantels und nimm mich mit.“

„Armer Freund,“ versetzte Claire mit leiser Stimme, „schweige doch, denn Du brichst mir das Herz. Siehst Du nicht, daß ich vor Verlangen Dich fortzuführen sterbe? Habe Geduld für Dich, habe Geduld für mich; in einigen

Stunden sind wir wiedervereinigt, um uns nie mehr zu verlassen."

„Ich habe Geduld," erwiederte Canolles, durch dieses Versprechen völlig beruhigt; „doch wir müssen uns trennen; auf, Muth gefaßt! Sprechen wir das Abschiedswort: Gott befohlen, Claire."

„Gott befohlen," sprach sie, bemüht zu lächeln; „Gott be . . ."

Aber sie konnte das Abschiedswort nicht vollenden; zum dritten Male erstickte das Schluchzen ihre Stimme.

„Gott befohlen!" rief Canolles, die Vicomtesse abermals in die Arme fassend und ihre Stirne mit Küssen bedeckend, „Gott befohlen."

„Teufel," murmelte der Officier, „zum Glück weiß ich, daß der arme Junge nicht mehr viel zu befürchten hat, sonst würde mir diese Scene das Herz brechen."

Der Officier geleitete Claire bis an die Thüre, kam dann zurück und sagte zu Canolles, der noch voll Aufregung auf einen Stuhl gesunken war:

„Es genügt nun nicht, glücklich zu sein, man muß auch Mitleid haben. Euer Nachbar, Euer unglücklicher Gefährte, derjenige, welcher sterben soll, ist allein; Niemand beschützt ihn, Niemand tröstet ihn: er wünscht Euch zu sehen; ich habe es auf mich genommen, ihm diese Bitte zu gewähren; aber Ihr müßt ebenfalls einwilligen."

„Ob ich einwillige!" rief Canolles, „der Unglückliche! ich erwarte ihn, ich öffne ihm die Arme! Ich kenne ihn nicht, aber gleichviel."

„Doch er scheint Euch zu kennen."

„Weiß er, welches Schicksal ihm bevorsteht?"

„Nein, ich glaube nicht. Ihr begreift, daß man ihn in Unwissenheit lassen muß . . ."

„Oh! seid unbesorgt."

„Höret also: es schlägt eilf Uhr, ich kehre auf den Posten zurück; von eilf Uhr an sind die Kerkermeister allein regierende Herren im Innern des Gefängnisses. Der Euere

ist benachrichtigt; er weiß, daß Euer Nachbar bei Euch sein wird, und wird ihn in dem Augenblick, wo er ihn in seinen Kerker zurückkehren lassen muß, bei Euch holen. Weiß der Gefangene nichts, so theilt ihm auch nichts mit; weiß er etwas, so sagt ihm von uns, wir Soldaten beklagen ihn aus dem Grunde unseres Herzens, denn sterben ist nichts, aber gehenkt werden, das heißt, bei Gott! zweimal sterben."

„Ist es denn entschieden, daß er sterben wird?"

„Er muß denselben Tod erleiden, wie Richon. Das sind vollständige Repressalien. Aber wir plaudern, und er harrt ohne Zweifel Euerer Antwort mit Bangigkeit entgegen."

„Holt ihn, mein Herr, und glaubt mir, daß ich Euch für ihn und für mich dankbar bin."

Der Officier ging hinaus, öffnete die Thüre des anstoßenden Kerkers, und Cauvignac trat, zwar etwas bleich, aber mit ungezwungener Haltung, und die Stirne hoch, in das Zimmer von Canolles, der ihm einige Schritte entgegenging.

Der Officier machte Canolles ein letztes Abschiedszeichen, schaute Cauvignac mitleidig an, ging hinaus und führte seine Soldaten fort, deren schwere Tritte sich allmälig unter dem Gewölbe verloren.

Bald machte der Kerkermeister seine Runde. Man hörte seine Schlüssel im Gange klirren.

Cauvignac war nicht niedergeschlagen, weil in diesem Menschen ein unerschütterliches Vertrauen auf sich selbst, eine unerschöpfliche Hoffnung auf die Zukunft vorwalteten. Aber unter einem ruhigen Anschein und unter einer beinahe heiteren Maske hatte sich ein tiefer Schmerz eingeschlichen, und dieser biß wie eine Schlange in sein Herz. Die skeptische Seele, welche stets an Allem gezweifelt hatte, zweifelte endlich auch an sich selbst . . .

Seit dem Tode von Richon aß Cauvignac nicht mehr, schlief er nicht mehr.

Gewohnt, das Unglück Anderer zu verspotten, weil er das seinige heiter hinnahm, war es unserem Philosophen nicht einmal in den Sinn gekommen, über ein Ereigniß zu lachen, das ein so trauriges Resultat herbeiführte, und unwillkürlich sah er in allen den geheimnißvollen Fäden, welche ihn für den Tod von Richon verantwortlich machten, die unbeugsame Hand der Vorsehung, und er fing an, wenn nicht an eine Belohnung der guten Handlungen, doch an eine Bestrafung der schlechten zu glauben.

Er fügte sich also und träumte, aber während er sich fügte, aß und trank er, wie gesagt, nicht mehr.

Und . . . sonderbares Geheimniß dieses, zwar nicht selbstsüchtigen, aber persönlichen Gemüths! . . was ihn noch stärker berührte, als sein eigener, von ihm vorhergesehener Tod, das war der Tod des Gefährten, von dem er wußte, daß er zwei Schritte von ihm entweder das unselige Urtheil, oder den Tod ohne Urtheil erwartete. Alles dies brachte ihm immer wieder Richon, sein Rachegespenst, und die doppelte Katastrophe in den Kopf, welche aus dem entsprang, was er Anfangs als einen muthwilligen Streich angesehen hatte.

Sein erster Gedanke war es gewesen, zu entweichen; denn er glaubte, obgleich Gefangener auf Ehrenwort, da man, indem man ihn in den Kerker führte, die gegen ihn eingegangenen Versprechungen verletzt hatte, ebenfalls und ohne Bedenken die seinigen verletzen zu können. Aber trotz seines scharfsichtigen Geistes und seiner sinnreichen Mittel erkannte er, daß die Sache unmöglich war. Da überzeugte er sich noch mehr, daß er in den Klauen eines unerbittlichen Geschickes lag, und von nun an verlangte er nichts Anderes mehr, als einige Augenblicke mit seinem Gefährten, dessen Name ein trauriges Erstaunen in ihm erregt hatte, sprechen zu dürfen und sich in seiner Person mit der ganzen, so grausam von ihm verletzten, Menschheit zu versöhnen.

Wir wollen nicht behaupten, daß alle diese Gedanken

Gewissensbisse waren, nein... Cauvignac war zu sehr Philosoph, um solche zu haben, aber es war wenigstens das, was ihnen sehr ähnlich ist, nämlich ein heftiger Aerger, das Böse umsonst gethan zu haben. Mit der Zeit, und unter Verhältnissen, welche Cauvignac in dieser Stimmung des Geistes erhalten hätten, würde dieses Gefühl vielleicht denselben Erfolg gehabt haben, wie die Reue, aber es gebrach an Zeit.

Als Cauvignac in das Zimmer von Canolles trat, wartete er nun mit seiner gewöhnlichen Klugheit, bis der Officier, der ihn eingeführt, sich entfernt hatte; sobald er sodann die Thüre wohl verschlossen sah, ging er auf Canolles zu, der ihm, erwähnter Maßen, einige Schritte entgegen gethan hatte, und drückte ihm liebevoll die Hand.

Trotz der ernsten Lage konnte sich Cauvignac eines Lächelns nicht enthalten, als er den eleganten, schönen jungen Mann mit dem abenteuerlichen Geiste, mit der heiteren Laune erkannte, welchen er bereits zweimal unter Umständen, die von seinen jetzigen sehr verschieden waren, überrascht hatte, einmal, um ihn in Aufträgen nach Nantes zu schicken, das zweite Mal, um ihn nach Saint-George zu führen. Dabei erinnerte er sich auch der vorübergehenden Usurpation seines Namens und der schönen Mystification des Herzogs in Folge davon. Und so traurig das Gefängniß war, so war doch die Erinnerung dergestalt heiter, daß die Vergangenheit einen Augenblick den Sieg über die Gegenwart davon trug.

Canolles erkannte in ihm ebenfalls auf den ersten Blick denjenigen, mit welchem er unter den zwei erwähnten Umständen in Berührung gekommen war, und da ihm Cauvignac im Ganzen bei diesen zwei Umständen gute Botschaft gebracht hatte, so nahm sein Mitleid über das dem Unglücklichen bevorstehende Schicksal noch mehr zu, und wurde um so tiefer, als er wußte, daß seine Rettung den unwiderruflichen Untergang von Cauvignac verursachte; und bei einem so zarten Gemüthe, wie er es

besaß, veranlaßte ein solcher Gedanke viel mehr Gewissensbisse, als ein wirkliches Verbrechen in dem von Cauvignac erzeugt haben würde.

Er empfing diesen daher mit zuvorkommendem Wohlwollen.

„Nun, Baron," sprach Cauvignac zu ihm, „was sagt Ihr zu der Lage, in der wir uns befinden? es scheint mir, sie ist ziemlich precär."

„Ja, wir sind hier als Gefangene, und Gott weiß, wann wir diesen Ort verlassen werden," antwortete Canolles, bemüht ruhig und gefaßt zu erscheinen, um die Todesstunde seines Gefährten wenigstens durch die Hoffnung zu versüßen.

„Wann wir diesen Ort verlassen werden!" versetzte Cauvignac; „Gott, den Ihr anruft, möge in seiner Barmherzigkeit beschließen, daß es so spät als möglich geschehe; aber ich glaube nicht, daß er geneigt sein wird, uns eine lange Frist zu gewähren. Von meinem Kerker aus sah ich, wie Ihr es von dem Euerigen aus sehen konntet, eine gierige Menge nach einem gewissen Orte laufen, der, wenn ich mich nicht täusche, die Esplanade sein muß. Ihr kennt die Esplanade, mein lieber Baron, und wißt, wozu sie dient?"

„Ah, bah! ich glaube, Ihr übertreibt es mit unserer Lage. Ja, das Volk lief nach der Esplanade, aber ohne Zweifel nur, um einer militärischen Züchtigung beizuwohnen. Uns den Tod von Richon bezahlen zu lassen, das wäre abscheulich! denn wir sind der Eine wie der Andere unschuldig an diesem Tode."

Cauvignac bebte und heftete einen Blick auf Canolles, der von einem düsteren Ausdruck allmälig in einem Ausdruck des Mitleids überging.

„Sieh da," sagte er zu sich selbst, „abermals Einer, der sich über seine Lage täuscht. Ich muß ihm jedoch sagen, wie sich die Sache verhält — denn wozu ihm schöne Aussichten gewähren . . . damit der Schlag nachher

noch schmerzlicher wird? während wenigstens, wenn man Zeit hat, sich vorzubereiten, der Absturz stets etwas leichter erscheint."

Nachdem er Canolles eine Zeit lang stillschweigend und prüfend betrachtet hatte, faßte er ihn bei den Händen und sagte:

„Mein lieber Herr, wir wollen ein paar Flaschen von dem guten Weine von Branne fordern, den Ihr wohl kennt. Ach! ich hätte nach Wohlgefallen davon getrunken, wenn ich länger Gouverneur gewesen wäre, und ich gestehe sogar, daß meine Vorliebe für diesen Wein mich veranlaßte, mir vorzugsweise dieses Gouvernement zu erbitten. Gott straft mich für meine Leckerei."

„Es ist mir ganz genehm," erwiederte Canolles, und er klopfte an die Thüre, aber man antwortete ihm nicht; er verdoppelte den Lärmen, und nach einem Augenblick näherte sich ein Kind, das im Gange spielte, dem Gefangenen.

„Was wollt Ihr?" fragte das Kind.

„Wein," sprach Canolles; „Dein Vater soll zwei Flaschen bringen."

Das Kind entfernte sich, kam bald wieder zurück und sagte:

„Papa hat in diesem Augenblick mit einem Herrn zu sprechen, wird aber sogleich kommen."

„Verzeih," sagte Cauvignac, „willst Du mir wohl auch eine Frage erlauben?"

„Fraget immerhin."

„Mein Freund," fuhr er in seinem einschmeichelndsten Tone fort, „mit welchem Herrn spricht Dein Papa?"

„Mit einem großen Herrn."

„Dieses Kind ist reizend," sagte Cauvignac; „wartet, und wir werden etwas erfahren."

„Und wie ist dieser Herr gekleidet?"

„Ganz schwarz."

„Ah! Teufel! Ihr hört, ganz schwarz. Und wie nennt man denn den großen, schwarz gekleideten Herrn?"

„Man nennt ihn Herr Lavie."

„Ah! ah! versetzte Cauvignac, „der Advocat des Königs; ich glaube, von dem haben wir nichts Schlimmes zu erwarten. Benützen wir also den Umstand, daß sie mit einander plaudern, um ebenfalls zu plaudern."

Und er schob ein Geldstück unter der Thüre durch und sagte:

Nimm, mein kleiner Freund, da hast Du etwas, um Dir Bälle dafür zu kaufen... Man muß sich überall Freunde machen," fügte er aufstehend bei.

„Nun, Herr," sprach Canolles, „Ihr sagtet..."

„Ah! ja," erwiederte Cauvignac. „Ich sagte, Ihr scheinet mir in einem starken Irrthum über das Schicksal begriffen zu sein, das unserer bei dem Austritt aus diesem Gefängniß harre; Ihr sprecht von der Esplanade, von militärischer Züchtigung, von Staupenschlag für Fremde; ich wäre versucht zu glauben, es sei von uns die Rede und es handle sich um etwas Besseres."

„Geht doch!"

„Ah! Ihr seht die Dinge unter einem minder düsteren Lichte, als sie mir erscheinen. Jeden Falls rühmt Euch nicht zu sehr des Standes E u e r e r Angelegenheit; sie steht eben auch nicht sehr grün. Doch die Euerige thut nichts zu der meinigen, und die meinige, ich muß es sagen, weil ich davon überzeugt bin, ist teufelmäßig verworren. Wißt Ihr wohl, wer ich bin, mein lieber Herr?"

„Das ist eine sonderbare Frage! Ihr seid der Kapitän Cauvignac, Gouverneur von Branne, wie mir scheint?"

„Ja, für den Augenblick; aber ich habe nicht immer diesen Namen geführt, ich habe nicht immer diesen Titel inne gehabt. Ich habe oft meinen Namen verändert, ich habe es in verschiedenen Graden versucht; eines Tages,

zum Beispiel, nannte ich mich Baron von Canolles, gerade wie Ihr."

Canolles schaute Cauvignac in das Gesicht.

„Ja," fuhr dieser fort, „ich begreife; nicht wahr, Ihr fragt Euch, ob ich ein Narr sei? Beruhigt Euch, ich erfreue mich aller meiner geistigen Fähigkeiten, und bin nie so sehr bei gesundem Verstande gewesen."

„So erklärt Euch."

„Nichts ist leichter. Der Herr Herzog von Epernon . . nicht wahr, Ihr kennt den Herrn Herzog von Epernon?"

„Dem Namen nach, denn ich habe ihn nie gesehen."

„Zu meinem Glück. Als mich Herr von Epernon eines Tages bei einer Dame fand, wo Ihr, wie ich wußte, nicht schlecht gelitten waret, nahm ich mir die Freiheit, Euern Namen zu entlehnen."

„Was wollt Ihr damit sagen, Herr?"

„Schon gut, schon gut; beliebt Euch etwa den Egoismus zu so weit treiben, daß Ihr auf eine Frau in dem Augenblick eifersüchtig seid, wo Ihr eine andere zu heirathen gedenkt? Und wäret Ihr es auch, was in der Natur des Menschen liegt, der offenbar ein niedriges Thier ist, so werdet Ihr mir doch sogleich vergeben . . . Ich gehöre Euch zu nahe an, als daß wir uns streiten sollten."

„Ich verstehe kein Wort von dem, was Ihr mir sagt, mein Herr."

„Ich sage, daß ich ein Recht habe, von Euch als Bruder oder wenigstens als Schwager behandelt zu werden."

„Ihr sprecht in Räthseln, und ich verstehe nicht mehr, als vorhin."

„Nun wohl, mit einem einzigen Worte werdet Ihr begreifen. Mein wahrer Name ist Roland von Lartigues, und Nanon ist meine Schwester."

Canolles ging von einem kalten Mißtrauen zu einer plötzlichen Wärme über und rief:

„Ihr, der Bruder von Nanon! Oh! armer Junge!“

„Ja wohl, armer Junge,“ erwiederte Cauvignac; „Ihr habt das richtige Wort gesprochen, Ihr habt den Finger auf die Sache gelegt, denn außer einer Menge von Unannehmlichkeiten, welche aus der Instruktion meines kleinen Prozesses hier entspringen werden, habe ich noch das Unglück, Roland von Lartigues zu heißen und der Bruder von Nanon zu sein. Ihr wißt, daß meine theuere Schwester nicht im Geruche der Heiligkeit bei den Herren Bordelesen steht. Erfährt man meine Verwandtschaft mit Nanon, so bin ich dreimal verloren; hier aber gibt es einen Larochefoucault und einen Lenet, welche Alles wissen.“

„Ah!“ sagte Canolles, durch die Worte von Cauvignac auf alte Erinnerungen zurückgeführt, „ah! ich begreife nun, warum mich die arme Nanon einst in einem Briefe ihren Bruder nannte. Vortreffliche Freundin!“

„Ah! ja, es war eine gute Person, und ich bereue, daß ich ihre Ermahnungen nicht immer buchstäblich genommen habe; aber was wollt Ihr? wenn man die Zukunft errathen könnte, so bedürfte man Gottes nicht mehr.“

„Und was ist aus ihr geworden?“ fragte Canolles.

„Wer kann das sagen? Arme Frau! sie ist wahrscheinlich in Verzweiflung, nicht über mich, von dessen Verhaftung sie nichts weiß, sondern über Euch, dessen Schicksal sie vielleicht kennt.“

„Beruhigt Euch,“ sprach Canolles, „Lenet wird nicht sagen, daß Ihr der Bruder von Nanon seid. Herr von Larochefoucault hat keinen Grund, Euch zu grollen. Man wird also nichts von allem Dem erfahren.“

„Wenn man von allem Dem nichts erfährt, so wird man, glaubt mir, immerhin andere Dinge erfahren; man wird zum Beispiel erfahren, daß ich ein gewisses Blanquett verkauft habe, und daß dieses Blanquett . . . bah!

vergessen wir das, wenn es möglich ist. Welch ein Unglück, daß kein Wein kommt," fuhr er sich nach der Thüre umwendend fort. „Es gibt nichts, was so gut vergessen macht, als der Wein."

„Auf, auf, Muth gefaßt!" rief Canolles.

„Glaubt Ihr etwa, es fehle mir daran? Ihr werdet mich in dem großen Augenblick sehen, wenn wir einen Gang nach der Esplanade machen.... Eines plagt mich jedoch: werden wir erschossen, geköpft oder gehenkt?"

„Gehenkt!" rief Canolles. „Bei Gott! wir sind Edelleute, und man würde dem Adel keine solche Schmach anthun."

„Wohl, Ihr werdet sehen, sie sind am Ende im Stande, mich noch mit meiner Genealogie zu peinigen... und dann . . ."

„Was?"

„Wer wird zuerst hinübergehen, Ihr oder ich?"

„Mein lieber Freund, setzt Euch um Gottes willen keine solche Dinge in den Kopf. Nichts ist minder sicher, als der Tod, mit dem Ihr Euch zum Voraus beschäftigt: man richtet, verurtheilt und vollstreckt nicht so in einer Nacht."

„Hört," entgegnete Cauvignac, „ich war dabei, als man dem armen Richon den Prozeß machte; Gott sei seiner Seele gnädig! Nun wohl, Prozeß, Urtheil, Aufhängen, dies Alles dauerte höchstens drei bis vier Stunden; setzen wir etwas weniger Thätigkeit, weil Frau Anna von Oesterreich Königin von Frankreich und Frau von Condé nur Prinzessin von Geblüt ist, so gibt das für uns vier bis fünf Stunden. Da nun aber zwei Stunden seit unserer Verhaftung vorüber sind, und zwei, seitdem wir vor unsern Richtern erscheinen mußten, so bleiben uns noch eine oder zwei Stunden zu leben, und das ist kurz."

„In jedem Fall wird man wohl den Tag abwarten, um uns hinzurichten."

„Ah! das ist durchaus nicht sicher; eine Hinrichtung

mit Fackeln ist etwas sehr Schönes; es kostet allerdings mehr, da aber die Frau Prinzessin der Bordelesen in diesem Augenblick sehr bedarf, so könnte sie sich wohl entschließen, diese Ausgabe zu machen."

„Stille!" sagte Canolles, „ich höre Tritte."

„Teufel!" murmelte Cauvignac ein wenig erbleichend.

„Ohne Zweifel bringt man uns den Wein herauf," sagte Canolles.

„Ah! ja," sprach Cauvignac einen mehr als aufmerksamen Blick auf die Thüre heftend; „kommt der Kerkermeister mit Flaschen herein, so ist es gut; doch wenn im Gegentheil . . ."

Die Thüre öffnete sich und der Kerkermeister erschien ohne Flaschen.

Cauvignac und Canolles wechselten einen ausdrucksvollen Blick; aber der Kerkermeister merkte nicht darauf. Er schien so eilig, die Zeit war so kurz, es war so finster im Kerker . . .

Er trat ein und schloß die Thüre wieder.

Dann näherte er sich den Gefangenen, zog ein Papier aus der Tasche und fragte:

„Welcher von Euch Beiden ist der Baron von Canolles?"

„Ah! Teufel!" murmelten gleichzeitig die zwei Männer, einen neuen Blick austauschend.

Canolles zögerte jedoch, ehe er antwortete, und Cauvignac ebenso; der Erste hatte diesen Namen zu lange geführt, um zu bezweifeln, daß der Aufruf an ihn gerichtet war; der Andere hatte ihn genug geführt, um zu befürchten, er werde daran erinnert.

Canolles begriff jedoch, daß er antworten mußte, und sprach:

„Ich bin es."

Der Kerkermeister näherte sich ihm.

„Ihr waret Festungs-Gouverneur?"

„Ja."

„Aber ich war auch Festungs-Gouverneur; ich nannte mich auch Canolles," sagte Cauvignac. „Wir wollen uns deutlich erklären, damit keine Täuschung obwalten kann. Was mir mit dem armen Richon begegnete, ist genug, und ich will nicht noch den Tod eines Andern verursachen."

„Ihr nennt Euch also gegenwärtig Canolles?" fragte der Kerkermeister.

„Ja," antwortete Canolles.

„Ihr nanntet Euch also früher Canolles?" sagte der Kerkermeister zu Cauvignac.

„Ja," antwortete dieser; „ja, früher, nur einen Tag, und ich fange an zu glauben, daß ich an diesem Tag einen albernen Gedanken gehabt habe."

„Ihr seid also Beide Festungs-Gouverneurs?"

„Ja," antworteten gleichzeitig Canolles und Cauvignac.

„Nun eine letzte Frage, welche Alles aufklären wird."

Die zwei Gefangenen hörten mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Welcher von Euch Beiden ist der Bruder von Madame Nanon von Lartigues?"

Hier machte Cauvignac eine Grimasse, welche in einem minder feierlichen Augenblick komisch gewesen wäre.

„Ich sagte es Euch," rief er, sich an Canolles wendend, „ich sagte es Euch, bei diesem Punkte würde man mich angreifen."

Dann zu dem Kerkermeister:

„Und wenn ich der Bruder von Madame Nanon von Lartigues wäre, was würdet Ihr mir sagen, mein Freund?"

„Ich würde Euch sagen, Ihr sollet mir auf der Stelle folgen."

„Pest!" murmelte Cauvignac.

„Aber sie hat mich auch ihren Bruder genannt," sprach Canolles, der es versuchen wollte, etwas von dem Sturme abzuwenden, welcher sich sichtbar auf dem Haupte seines unglücklichen Gefährten sammelte.

„Einen Augenblick," versetzte Cauvignac, ging an dem Kerkermeister vorüber und nahm Canolles bei Seite; „einen Augenblick, mein edler Herr, es ist nicht billig, daß Ihr unter solchen Umständen ein Bruder von Nanon sein sollt. Ich habe bis jetzt andere Menschen genug für mich bezahlen lassen, und die Gerechtigkeit fordert, daß ich nun ebenfalls bezahle."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Cauvignac.

„Oh! das wäre zu lang; überdies seht Ihr, daß unser Kerkermeister ungeduldig wird und mit dem Fuße stampft. Gut, gut, mein Freund, seid ruhig, man folgt Euch. Gott befohlen, theuerer Gefährte," fuhr Cauvignac fort; „es sind wenigstens alle Zweifel in der Hinsicht gelöst, daß ich zuerst hinübergehe. Gott gebe, daß Ihr mir nicht zu bald folgt. Nun fragt es sich nur noch, welche Todesart beschlossen worden ist. Teufel, nur nicht der Strang. Ja! man geht, man geht! Ihr seid sehr eilig, mein braver Mann! Auf, mein theuerer Bruder, mein theuerer Schwager, mein theuerer Gefährte, mein theuerer Freund . . . Ein letztes Fahrewohl, und guten Abend!"

Cauvignac machte noch einen Schritt gegen Canolles und reichte ihm die Hand; Canolles nahm diese Hand in die seinige und drückte sie liebevoll.

Während dieser Zeit schaute ihn Cauvignac mit einem seltsamen Ausdrucke an.

„Was wollt Ihr von mir?" sagte Canolles: „habt Ihr etwas von mir zu verlangen?"

„Ja."

„So thut es unumwunden."

„Betet Ihr zuweilen?" fragte Cauvignac.

„Ja," erwiederte Canolles.

„Wohl, wenn Ihr betet, sprecht ein Wort für mich."

Und sich zu dem Kerkermeister umwendend, welcher immer ungeduldiger zu werden schien; sagte er:

„Ich bin der Bruder von Madame Nanon von Lartigues; kommt, mein Freund.“

Der Kerkermeister ließ sich das nicht zweimal sagen und führte Cauvignac fort, welcher von der Thürschwelle aus Canolles ein letztes Zeichen machte.

Dann schloß sich die Thüre, die Tritte entfernten sich im Gange, und Alles versank in eine Stille, die dem Schweigen des Todes glich.

Canolles blieb tief in eine schreckenartige Traurigkeit versunken. Diese Art, einen Menschen nächtlicher Weile, ohne Geräusch, ohne Vorbereitungen, ohne Wachen fortzuführen, war gräßlicher, als alle Vorkehrungen zu einer Hinrichtung beim hellen Sonnenscheine. Nichtsdestoweniger galt die ganze Bangigkeit von Canolles seinem Gefährten, denn sein Vertrauen auf Frau von Cambes war so groß, daß er, seit er sie gesehen, trotz der unseligen Kunde, die sie ihm mitgetheilt hatte, nicht mehr für sich selbst fürchtete.

Das Einzige, was ihn zu dieser Stunde wirklich beschäftigte, war das seinem Gefährten bevorstehende Schicksal. Die letzte Bitte von Cauvignac stellte sich vor seinen Geist; . . . er kniete nieder und betete.

Nach einigen Augenblicken stand er wieder auf; er fühlte sich getröstet und stark und erwartete nur noch die Ankunft der ihm von Frau von Cambes verheißenen Hülfe oder ihre persönliche Erscheinung.

Mittlerweile folgte Cauvignac dem Kerkermeister in dem düsteren Gange, in ernste Gedanken vertieft und ohne ein Wort zu sprechen.

Am Ende des Ganges schloß der Kerkermeister die Thüre eben so sorgfältig, als er dies bei dem Kerker von Canolles gethan hatte, und nachdem er eine Zeit lang auf ein dumpfes Geräusch gehorcht, das vom untern Stockwerk

heraufstieg, sagte er, sich ungestüm gegen Cauvignac umwendend:

„Auf, vorwärts, mein edler Herr."

„Ich bin bereit," antwortete Cauvignac ziemlich majestätisch.

„Schreit nicht so laut," versetzte der Kerkermeister, „und geht schneller."

Und er eilte auf eine Treppe zu, welche in die unterirdischen Kerker führte.

„Oh! oh!" sagte Cauvignac zu sich selbst, „sollte man mich zwischen vier Wänden erdrosseln oder in eine Oubliette stoßen wollen? Ich hörte wohl sagen, man habe sich zuweilen begnügt, die vier Glieder auf einem öffentlichen Platze auszustellen, wie dies Cesare Borgia bei Don Ramiro d'Orco gethan hat. Dieser Kerkermeister ist ganz allein; er hat seine Schlüssel am Gürtel. Diese Schlüssel müssen irgend eine Thüre öffnen. Er ist klein, ich bin groß; er ist schwach, ich bin stark; er ist vorne, ich bin hinten; ich habe ihn bald erwürgt, wenn ich will. Will ich es?"

Und Cauvignac, der sich geantwortet hatte, er wolle es, streckte schon seine beiden knochigen Hände aus, um sein Vorhaben auszuführen, als der Kerkermeister, voll Schrecken sich umwendend, ihm zuflüsterte:

„Stille! hört Ihr nichts?"

Cauvignac aber fuhr immer mit sich selbst sprechend fort:

„In allem Dem liegt offenbar etwas Dunkles, und so viele Vorsichtsmaßregeln müssen mich, wenn sie mich nicht beruhigen, sehr unruhig machen."

Plötzlich stille stehend fragte er:

„He da! sagt, wohin führt Ihr mich?"

„Seht Ihr es nicht?" entgegnete der Kerkermeister; „in den Keller."

„Oh wehe!" murmelte Cauvignac, „wollen sie mich lebendig begraben?"

Der Kerkermeister zuckte die Achseln, drang in ein Irrsal von Gängen, gelangte zu einer niedrigen, bogenförmigen Thüre, hinter welcher ein seltsames Geräusch stattfand, und öffnete.

„Der Fluß!“ rief Cauvignac erschrocken, als er das Wasser, düster und schwarz wie der Acheron, hinrollen sah.

„Ja, der Fluß; könnt Ihr schwimmen?“

„Ja . . . nein . . . ja . . .; das heißt, warum des Teufels fragt Ihr das?“

„Weil wir, wenn Ihr nicht schwimmen könnt, genöthigt sind, ein Schiff abzuwarten, das da unten liegt, und dadurch verlieren wir eine Viertelstunde, abgesehen davon, daß man das Signal, welches ich machen muß, hören und uns wieder erwischen kann.“

„Uns wieder erwischen?“ rief Cauvignac. „Ah! theuerer Freund, wir fliehen also?“

„Allerdings fliehen wir.“

„Wohin?“

„Wohin wir wollen.“

„Ich bin also frei?“

„Frei wie die Luft.“

„Oh! mein Gott!“ rief Cauvignac.

Und ohne ein Wort diesem beredten Ausrufe beizufügen, ohne sich umzuschauen, ohne zu sehen, ob ihm sein Gefährte folgte, stürzte er sich in den Fluß und tauchte rascher unter, als es eine verfolgte Fischotter hätte thun können. Der Kerkermeister ahmte sein Beispiel nach, und nach einer Viertelstunde lautloser Anstrengung, um den Strom zu durchbrechen, befanden sich Beide im Angesicht des Schiffes. Der Kerkermeister pfiff nun dreimal, während er beständig schwamm; die Schiffer erkannten das verabredete Signal, kamen ihnen entgegen, zogen sie rasch in die Barke, begannen, ohne ein Wort zu sprechen, kräftig zu rudern, und brachten Beide in weniger als fünf Minuten an das entgegengesetzte Ufer.

„Ah! rief Cauvignac, der seit dem Augenblick, wo er sich so muthig in das Wasser gestürzt, keine Sylbe von sich gegeben hatte, „ah! nun bin ich gerettet. Theuerer Kerkermeister meines Herzens, Gott wird Euch belohnen!"

„In Erwartung des Lohnes, den mir Gott gewähren mag," erwiederte der Kerkermeister, „habe ich immerhin vierzigtausend Livres erhalten, die mir Geduld fassen helfen werden."

„Vierzigtausend Livres!" rief Cauvignac voll Erstaunen, „wer Teufels kann vierzigtausend Livres für mich ausgegeben haben?"

XIII.

Es bedarf nun eines Wortes der Erläuterung, wonach wir den Faden unserer Geschichte wieder aufnehmen werden.

Ueberdies ist es Zeit zu Nanon von Lartigues zurückzukehren, welche beim Anblick des, unter der Halle des Marktplatzes von Libourne verscheidenden, unglücklichen Richon einen Schrei ausgestoßen hatte und in Ohnmacht gefallen war.

Nanon war indessen, wie man bereits wahrnehmen konnte, keine Person von schwächlicher Natur; trotz der Zartheit ihres Körperbaus hatte sie lange anhaltenden Kummer ertragen, Anstrengungen erduldet, Gefahren getrotzt, und diese zugleich kräftige und liebende, mit einer ungewöhnlichen Stählung ausgerüstete Seele wußte sich nach den Umständen zu biegen und bei jeder Erholung, die ihr das Schicksal gönnte, stärker wieder aufzuspringen.

Der Herzog von Epernon, der sie kannte oder vielmehr zu kennen glaubte, durfte daher wohl staunen, als er sie beim Anblick eines physischen Schmerzes völlig niedergeschmettert sah, sie, die, als ihr Pallast in Agen von den Flammen verzehrt wurde, beinahe lebendig verbrannt wäre, ohne einen Schrei auszustoßen, aus Furcht, sie könnte dadurch ihre Feinde ergötzen, welche nach dieser Marter lechzten, die Einer von ihnen, wüthender als die Anderen, der Favoritin des verhaßten Gouverneur bereitet hatte; sie, Nanon, welche mitten in diesen Aufruhr zwei von ihren Frauen, die für sie und statt ihrer ermordet wurden, hatte sterben sehen, ohne nur im Mindesten das Gesicht zu verändern.

Die Ohnmacht von Nanon dauerte beinahe zwei Stunden und endigte mit furchtbaren Nervenanfällen, während welcher sie nicht sprechen, sondern nur unarticulirte Schreie ausstoßen konnte. Es sah so schlimm aus, daß die Königin selbst, nachdem sie viele Boten zu der Kranken geschickt hatte, ihr in Person einen Besuch machte, und daß Herr Mazarin, welcher kurz zuvor angekommen war, sich an ihr Bett setzte, um daran Medicin zu treiben, worin sich seine Eitelkeit stets gefallen hatte: Medicin für den bedrohten Körper, Theologie für die gefährdete Seele!

Nanon kam jedoch erst spät in der Nacht wieder zum Bewußtsein und brauchte hienach noch einige Zeit, um ihre Gedanken zu sammeln; dann aber preßte sie ihren Kopf zwischen ihre beiden Hände und rief mit herzzerreißendem Tone:

„Ich bin verloren! sie haben ihn mir getödtet!“

Zum Glück waren diese Worte so seltsam, daß die Anwesenden dieselben auf Rechnung des Deliriums setzten.

Ihr Ausruf blieb jedoch den Zeugen desselben im Gedächtniß, und als der Herzog von Epernon am Morgen von einer Expedition zurückkehrte, die ihn seit dem vorhergehenden Tage von Libourne entfernt gehalten hatte, erfuhr er zugleich den Verlauf der Krankheit und die Worte,

die sie gesprochen hatte, als sie wieder zu sich gekommen war. Der Herzog kannte genau das aufbrausende Wesen dieser Feuerseele; er begriff, daß dies mehr als Dilirium war, begab sich zu Nanon und sagte, den ersten Augenblick des Alleinseins benützend, den ihr die Besuche ließen:

„Theure Freundin, es ist mir mitgetheilt worden, was Ihr Alles in Folge des Todes von Richon, den man unter Euern Fenstern zu henken so unklug war, gelitten habt . . .“

„Ja, ja,“ rief Nanon, „das ist schändlich! das ist abscheulich!“

„Seid unbesorgt, nun, da ich weiß, welche Wirkung es auf Euch hervorbringt, werde ich in Zukunft die Rebellen auf dem Promenadeplatz und nicht mehr auf dem Marktplatz henken lassen. Aber von wem sprachet Ihr denn, als Ihr sagtet, man habe ihn Euch getödtet? Ich denke, das kann nicht Richon sein, denn Richon ist nie etwas für Euch gewesen, nicht einmal ein einfacher Bekannter.“

„Ah! Ihr seid es, Herr Herzog?“ sagte Nanon, indem sie sich auf ihre Ellenbogen erhob und den Herzog beim Arme faßte.

„Ja, ich bin es, und es freut mich, daß Ihr mich wiedererkennt, denn das beweist, daß es besser bei Euch geht. Aber von wem sprachet Ihr denn?“

„Von ihm! Herr Herzog, von ihm!“ sagte Nanon mit einem Reste von Delirium: „Ihr habt ihn getödtet! Oh! der Unglückliche!“

„Theure Freundin, Ihr erschreckt mich. Was sagt Ihr denn?“

„Ich sage, daß Ihr ihn getödtet habt. Begreift Ihr nicht, Herr Herzog?“

„Meine liebe Freundin,“ erwiederte der Herzog von Epernon, der Nanon dadurch zum Sprechen zu bringen versuchte, daß er in die Gedanken einging, welche ihr

vom Delirium eingegeben wurden, „wie kann ich ihn getödtet haben, da ich ihn gar nicht kenne?"

„Wißt Ihr nicht, daß er Kriegsgefangener ist, daß er Kapitän, daß er Gouverneur war, daß er dieselben Titel und denselben Grad hatte, wie der arme Richon, und daß die Bordelesen an ihm den Tod dessen rächen werden, den Ihr habt ermorden lassen: denn Ihr möget Euch immerhin den Anschein der Gerechtigkeit geben, es ist doch ein wahrer Mord."

Durch diese Rede, durch das Feuer dieser funkelnden Blicke, durch die fieberhafte Thätigkeit dieser energischen Geberde aus der Fassung gebracht, wich der Herzog erbleichend zurück und rief:

„Oh! das ist wahr! das ist wahr; der arme Canolles, ich hatte es ganz vergessen."

„Mein armer Bruder," rief Nanon, glücklich, ausbrechen zu können, indem sie ihrem Geliebten den Titel gab, unter welchem Herr von Epernon ihn kannte.

„Bei Gott, Ihr habt Recht, und ich bin ein Mann ohne Gehirn. Wie Teufels konnte ich unsern armen Freund vergessen! Aber noch ist keine Zeit verloren; zu dieser Stunde kann die Nachricht kaum nach Bordeaux gelangt sein; bis man sich dann versammelt, Gericht gehalten hat . . . Ueberdies werden sie zögern."

„Hat die Königin gezögert?"

„Die Königin ist die Königin; ihr steht das Recht über Leben und Tod zu. Sie aber sind Rebellen."

„Ach! ein Grund mehr für sie, nichts zu schonen; doch sagt, was wollt Ihr thun?"

„Ich weiß noch nicht, aber verlaßt Euch auf mich."

„Oh!" rief Nanon, indem sie sich zu erheben suchte, „er wird nicht sterben, und wenn ich selbst nach Bordeaux gehen und mich statt seiner ausliefern müßte."

„Seid ruhig, meine liebe Nanon, das ist meine Sache. Ich habe das Schlimme gethan, und werde es gut machen, so wahr ich ein Edelmann bin. Die Königin

hat noch einige Freunde in der Stadt; seid also unbesorgt."

Der Herzog leistete dieses Versprechen aus dem Grunde seines Herzens.

Nanon las in seinen Augen den Entschluß, die Offenherzigkeit und besonders den Willen; sie wurde von einer solchen Freude erfaßt, daß sie, die Hände des Herzogs ergreifend und ihre feurigen Lippen darauf drückend, ausrief:

„Oh! Monseigneur, wie werde ich Euch lieben, wenn Euch das gelingt!"

Der Herzog fühlte sich bis zu Thränen gerührt: es war das erste Mal, daß Nanon mit einem solchen Ergusse zu ihm sprach und eine solche Verheißung von sich gab.

Er versicherte Nanon abermals, daß sie nichts zu befürchten hätte, entfernte sich sodann aus ihrem Zimmer, ließ einen von seinen Dienern kommen, dessen Geschicklichkeit und Treue ihm bekannt waren, befahl ihm, sich nach Bordeaux zu begeben, in die Stadt zu dringen, und müßte er die Wälle mit Sturmleitern ersteigen, und dem Advocaten Lavie folgende, ganz eigenhändig von ihm geschriebene, Note zu übergeben:

„Verhindern, daß Herrn von Canolles, Kapitän, „Platzcommandanten im Dienste Seiner Majestät irgend „etwas Mißliches widerfährt.

„Wenn dieser Officier verhaftet ist, wie man anneh„men muß, ihn durch alle erdenkliche Mittel befreien; die „Wächter durch alles Gold, das sie verlangen mögen, „verführen; bis auf hunderttausend Thaler, bis auf eine „Million gehen, wenn es sein muß, und das Wort des „Herrn Herzogs von Epernon für die Oberaufsicht eines „königlichen Schlosses verpfänden.

„Scheitert die Bestechung, Gewalt versuchen; vor „Nichts zurückweichen: der Brand, der Mord, Alles wird „entschuldigt.

„Signalement:

„Wuchs hoch, Augen braun, Nase gekrümmt. Im „Falle eines Zweifels, fragen: „„„Seid Ihr der Bru- „der von Nanon?""

„Schnelligkeit; es ist keine Minute zu ver- „lieren."

Der Bote ging ab. Drei Stunden nachher war er in Bordeaux. Er trat in einen Pachthof, vertauschte seine Kleider gegen einen leinen Bauernkittel, und drang, einen Wagen voll Mehl führend, in die Stadt.

Lavie erhielt den Brief eine Stunde nach der Entscheidung des Kriegsrathes. Er ließ sich das Thor des befestigten Schlosses öffnen, sprach mit dem Kerkermeister, bot ihm zwanzigtausend Livres, die dieser ausschlug, dann dreißigtausend Livres, die er abermals ausschlug, und endlich vierzigtausend Livres, welche er annahm.

Man weiß, wie Cauvignac, getäuscht durch die Frage, welche nach der Meinung des Herzogs von Epernon vor jedem Mißgriff schützen sollte: „Seid Ihr der Bruder von Nanon?" in der einzigen Regung des Edelmuthes, die er vielleicht sein ganzes Leben hindurch gehabt hatte: „Ja!" antwortete und, die Stelle von Canolles einnehmend, zu seinem großen Erstaunen die Freiheit erlangte.

Cauvignac wurde auf einem raschen Rosse nach dem Dorfe Saint-Loubès fortgetragen, das den Epernonisten gehörte. Hier fand man einen Boten des Herzogs, der dem Flüchtling auf dem Leibpferde des Herzogs, einer spanischen Stute von unschätzbarem Werthe, entgegengeritten war.

„Ist er gerettet!" rief er, sich an den Anführer der Escorte wendend, welche Cauvignac geleitete.

„Ja," rief dieser, „wir bringen ihn."

Mehr verlangte der Bote nicht; er wandte sein Pferd um und jagte schnell wie ein Meteor in der Richtung von Libourne fort. Anderthalb Stunden nachher stürzte das verschlagene Roß an dem Thore der Stadt nieder und wälzte seinen Reiter zu den Füßen von Herrn von Epernon

nen, der das Wort: „Ja," erwartend vor Ungeduld zitterte. Obgleich halb gerädert, hatte der Bote doch noch die Kraft, dieses so kostspielige Wort: „Ja," auszusprechen, und der Herzog eilte, ohne eine Sekunde zu verlieren, in die Wohnung von Nanon, welche, immer noch auf dem Bette ausgestreckt, ihren starren Blick auf die von einer Schaar von Dienern besetzte Thüre heftete.

„Ja," rief der Herzog von Epernon, „ja, er ist gerettet, theure Freundin, er folgt mir, und Ihr sollt ihn sehen."

Nanon hüpfte gleichsam vor Freude in ihrem Bette; diese Worte nahmen von ihrer Brust die Last, die sie erstickte; sie hob ihre Hände zum Himmel empor und rief, das Antlitz in Thränen gebadet, die dieses unerwartete Glück ihren Augen entriß, welche die Verzweiflung trocken gemacht hatte, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck:

„Oh! mein Gott, mein Gott, ich danke Dir."

Dann ihre Augen vom Himmel zur Erde senkend, sah sie an ihrer Seite den Herzog von Epernon, der über ihr Glück so glücklich war, daß man hätte glauben sollen, er nehme nicht weniger Antheil an dem theuren Gefangenen, als sie selbst. Jetzt erst regte sich in ihrem Geiste der beunruhigende Gedanke:

„Wie wird der Herzog für seine Güte, für seine Sorge belohnt, wenn er den Fremden an der Stelle des Bruders sieht? wenn er den Betrug einer beinahe ehebrecherischen Liebe dem so reinen Gefühle brüderlicher Freundschaft unterschoben wahrnimmt?" Die Antwort von Nanon an sich selbst war kurz und energisch.

„Nun wohl, gleichviel," dachte dieses an Verleugnung und zärtlicher Ergebenheit erhabene Herz, „ich werde ihn nicht mehr länger täuschen, ich werde ihm Alles sagen; er wird mich fortjagen, er wird mich verfluchen; dann werfe ich mich zu seinen Füßen, um ihm für das zu danken, was er seit drei Jahren für mich gethan hat.

Dann gehe ich, zwar arm, gedemüthigt, aber reich durch meine Liebe und glücklich durch das neue Leben, das unserer harrt, von hinnen . . ."

Mitten unter diesem Verleugnungstraume, in welchem der Ehrgeiz der Liebe geopfert wurde, öffnete sich die Reihe der Diener, ein Mann stürzte in das Zimmer, in welchem Nanon lag, und rief:

„Meine Schwester! meine gute Schwester!"

Nanon richtete sich in ihrem Bette auf, öffnete erschrocken die Augen, wurde weißer, als das gestickte Kissen hinter ihrem Kopfe, fiel wie vom Blitze getroffen wieder zurück und schrie:

„Cauvignac! mein Gott! Cauvignac!"

„Cauvignac!" wiederholte der Herzog und ließ einen Blick umherlaufen, der offenbar denjenigen suchte, an welchen dieser Ausruf gerichtet war. „Cauvignac," sagte er, „wer heißt denn Cauvignac?"

Cauvignac hütete sich wohl, zu antworten; er war noch zu wenig gerettet, um sich eine Offenherzigkeit zu erlauben, welche überdies selbst unter den gewöhnlichen Lebensverhältnissen keine Eigenschaft seines Charakters war; er begriff, daß er seine Schwester verlor, wenn er antwortete, und unfehlbar sich selbst zu Grunde richtete, wenn er seine Schwester verlor; so erfindsam er war, so blieb er doch stecken, und überließ es Nanon, zu sprechen, mit dem Vorsatze, ihre Worte nöthigen Falls zu verbessern.

„Und Herr von Canolles!" rief diese, auf Cauvignac den doppelten Blitz ihrer Augen schleudernd, in einem Tone wüthenden Vorwurfs.

Der Herzog faltete die Stirne und fing an auf seinen Schnurrbart zu beißen. Die Anwesenden, Finette, welche sehr bleich war, und Cauvignac ausgenommen, der sich alle erdenkliche Mühe gab, um nicht zu erbleichen, wußten nicht, was dieser unerwartete Zorn bedeuten sollte, und schauten sich erstaunt an.

„Arme Schwester," flüsterte Cauvignac dem Herzog in das Ohr, „sie hat so bange für mich gehabt, daß sie delirirt und mich nicht wiedererkennt."

„Mir hast Du zu antworten, Elender," rief Nanon, „mir. Wo ist Herr von Canolles? Was ist aus ihm geworden? Antworte, antworte doch!"

Cauvignac faßte einen verzweifelten Entschluß; er mußte Alles gegen Alles einsetzen und sich in seiner Unverschämtheit feststellen; denn sein Heil in einem Geständnisse suchen, den Herzog von Epernon mit der doppelten Person des falschen Canolles, den er begünstigt, und des wahren Cauvignac, welcher Soldaten gegen die Königin angeworben und dieselben Soldaten an die Königin verkauft hatte, bekannt machen, hieß offenbar sich mit Richon an dem Galgen auf dem Marktplatze vereinigen wollen. Er näherte sich daher dem Herzog von Epernon und sagte, Thränen in den Augen:

„Oh! gnädiger Herr, das ist nicht mehr Delirium, das ist Wahnsinn; der Schmerz hat ihr, wie Ihr seht, den Geist so verwirrt, daß sie ihre nächsten Verwandten nicht mehr erkennt. Kann ihr Jemand die verlorene Vernunft zurückgeben, so bin ich es; laßt also, ich bitte Euch, alle diese Diener abtreten, Finette ausgenommen, welche hier bleiben soll, um ihr Beistand zu leisten, wenn sie dessen bedarf; denn, wie ich, würdet Ihr wohl ärgerlich sein, müßtet Ihr Gleichgültige auf Kosten dieser armen Schwester lachen sehen."

Vielleicht hätte sich der Herzog nicht so rasch in das von Cauvignac eröffnete Mittel ergeben, denn dieser fing an, so leichtgläubig Herr von Epernon auch war, demselben einiges Mißtrauen einzuflößen, wäre nicht ein Bote erschienen, um ihm im Auftrage der Königin zu melden, man erwarte ihn im Pallaste, wo Herr von Mazarin einen außerordentlichen Rath zusammenberufen habe.

Während der Abgesandte sich seiner Botschaft entle-

digte, neigte sich Cauvignac zu Nanon herab und sagte rasch zu ihr:

„Beruhigt Euch in des Himmels Namen, meine Schwester, damit wir ein paar Worte unter vier Augen austauschen können, und Alles wird wieder gut gemacht werden."

Nanon fiel, wenn nicht beruhigt, doch Herrin ihrer selbst, auf ihr Bett zurück, denn die Hoffnung, in so kleiner Dose sie auch gegeben wird, ist ein Balsam, der die Leiden des Herzens besänftigt.

Der Herzog kehrte sich gegen Nanon um und sagte, ihr die Hand küssend:

„Auf, theure Freundin, die Krise ist hoffentlich vorüber; sammelt Euere Sinne, ich lasse Euch mit diesem Bruder, welchen Ihr so sehr liebt, denn die Königin ruft mich. Glaubt mir, daß es keines geringeren Umstandes, als eines Befehles Ihrer Majestät bedarf, wenn ich Euch in einem solchen Augenblick verlasse."

Nanon fühlte, daß ihr das Herz beinahe brach. Sie hatte nicht die Kraft, dem Herzog zu antworten, schaute nur Cauvignac an und drückte ihm die Hand, als wollte sie sagen:

„Hast Du mich nicht getäuscht, mein Bruder, darf ich wirklich hoffen?"

Cauvignac erwiederte diesen Händedruck mit einem ähnlichen Drucke und sprach, sich an Herrn von Epernon wendend:

„Ah! Herr Herzog, die heftigste Krise ist wenigstens vorüber, und meine Schwester wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie einen treuen Freund und ein Herz bei sich hat, das bereit ist, Alles zu unternehmen, um ihr die Freiheit und das Glück wiederzugeben."

Nanon konnte nicht länger an sich halten, sie, das trockene Auge, der starke Geist, brach in ein Schluchzen aus; es hatten sie so viele Dinge niedergeschmettert, daß sie nur noch ein gewöhnliches Weib, das heißt, schwach

war und das Bedürfniß der Thränen fühlte. Der Herzog entfernte sich den Kopf schüttelnd und mit dem Blicke Cauvignac Nanon empfehlend.

Kaum war er weggegangen, als Nanon ausrief:

„Oh! welche Leiden hat mir dieser Mensch bereitet; ich glaube, es hätte mich das Leben gekostet, wenn er einen Augenblick länger geblieben wäre.“

Cauvignac empfahl ihr mit einem Zeichen der Hand Stillschweigen; dann hielt er sein Ohr an die Thüre, um sich zu überzeugen, daß sich der Herzog wirklich entfernte.

„Oh! was ist mir daran gelegen!“ rief Nanon, „er mag hören oder nicht hören; Ihr habt mir zwei Worte zugeflüstert, um mich zu beruhigen; sprecht, was denkt Ihr? was hofft Ihr?“

„Meine Schwester,“ erwiederte Cauvignac, eine ernste Miene annehmend, welche bei ihm durchaus nicht Gewohnheit war, „ich will Euch nicht versichern, daß ich des Erfolges gewiß bin, aber ich wiederhole, was ich bereits gesagt habe, ich werde Alles in der Welt zu diesem Behufe thun.“

„Des Erfolges, wobei?“ fragte Nanon; „verstehen wir uns dießmal auch richtig und findet nicht ein furchtbares Quiproquo unter uns statt?“

„Bei der Rettung des armen Canolles.“

Nanon schaute ihn mit einer furchtbaren Starrheit an und rief:

„Nicht wahr, er ist verloren?“

„Ach! wenn ich Euch meine Meinung offen sagen soll, so muß ich gestehen, daß ich seine Lage für sehr schlimm halte.“

„Wie er das sagt!“ rief Nanon. „Weißt Du, Unglücklicher, was dieser Mann für mich ist?“

„Ich weiß, daß es ein Mann ist, den Ihr Euerem Bruder vorzieht, da Ihr eher ihn als mich rettetet, und mich, als Ihr mich erblicktet, mit einer Verfluchung empfinget.“

Nanon machte ein Zeichen der Ungeduld.

„Ei bei Gott! Ihr habt Recht," fuhr Cauvignac fort, „und ich spreche das nicht als einen Vorwurf, sondern als eine einfache Bemerkung aus; denn höret, die Hand auf dem Herzen, wären wir noch Beide im Kerker des Schlosses Trompette, und ich wüßte, was ich jetzt weiß, so würde ich zu Herrn von Canolles sagen: „„Ihr seid von Nanon ihr Bruder genannt worden, Euch verlangt man und nicht mich;"" und er wäre an meiner Stelle gekommen, und ich wäre an der seinigen gestorben."

„Er wird also sterben?" rief Nanon mit einem furchtbaren Ausbruche des Schmerzes; „er wird sterben?"

„Meine Schwester, Alles, was ich Euch sagen kann, und worauf wir das, waß wir thun wollen, gründen müssen, ist: So eben hat es neun Uhr geschlagen; seit den zwei Stunden, die man mich galoppiren läßt, kann Vieles geschehen sein. Verzweifelt nicht, denn es kann auch gar nichts geschehen sein. Es kommt mir ein Gedanke."

„Sprecht geschwinde."

„Ich habe eine Meile von Bordeau hundert Mann und meinen Lieutenant."

„Einen sichern Mann?"

„Ferguzon."

„Nun?"

„Nun, meine Schwester, was auch Herr von Bouillon thun, was Herr von Larochefoucault sagen, was die Frau Prinzessin, welche sich für einen viel größern Feldherrn hält, als ihre zwei Generale, denken mag, ich habe die Idee, daß ich mit hundert Mann, von denen ich die Hälfte opfern werde, zu Herrn von Canolles gelange."

„Ah! Ihr täuscht Euch, mein Bruder, Ihr gelangt nicht zu ihm!"

„Mord und Tod! ich dringe zu ihm, oder ich lasse mich niederhauen.“

„Ah! Euer Tod wird mir Euern guten Willen darthun, aber ihn nicht retten. Er ist verloren! er ist verloren!“

„Und ich sage Euch, nein, und müßte ich mich statt seiner ausliefern,“ rief Cauvignac, mit einem Ergusse von Quasiedelmuth, der ihn selbst in Erstaunen setzte.

„Euch ausliefern!“

„Ja, allerdings, mich; denn es hat am Ende Niemand Ursache diesen guten Herrn von Canolles zu hassen; es liebt ihn im Gegentheil Jedermann, während man mich verabscheut.“

„Euch! und warum verabscheut man Euch?“

„Das ist ganz einfach, insofern ich Euch durch die engsten Bande des Blutes anzugehören die Ehre habe. Verzeiht, meine Schwester, aber was ich Euch da sage, ist äußerst schmeichelhaft für eine gute Royalistin.“

„Wartet einen Augenblick,“ sprach langsam Nanon, ihren Finger auf ihre Lippen legend.

„Ich höre.“

„Ihr sagt, ich werde von den Bordelesen verabscheut?“

„Das heißt, sie verfluchen Euch.“

„Ah! wirklich!“ rief Nanon mit einem halb nachdenklichen, halb freudigen Lächeln.

„Ich glaubte nicht, Euch damit etwas zu sagen, was Euch so angenehm wäre.“

„Doch, doch,“ rief Nanon; „es ist, wenn auch nicht gerade angenehm, doch mindestens sehr gescheit. Ja, Ihr habt Recht,“ fuhr sie mehr mit sich selbst, als mit ihrem Bruder sprechend fort; „nicht Herrn von Canolles haßt man, Euch auch nicht. Wartet, wartet.“

Und sie stand auf, legte um ihren geschmeidigen, glühenden Hals einen langen seidenen Mantel, setzte sich an einen Tisch und schrieb in aller Eile einige Zeilen, welch

Cauvignac, nach der Röthe ihrer Stirne und dem Wogen ihres Busens zu urtheilen, für sehr wichtig halten mußte.

„Nehmt dies,“ sagte sie, den Brief versiegelnd; „eilt allein, ohne Soldaten und ohne Escorte, nach Bordeaux; es ist in meinem Stalle ein Berberroß, das den Weg in einer Stunde zurücklegt. Erreicht die Stadt so schnell, als menschliche Mittel es gestatten, übergebt diesen Brief der Frau Prinzessin, und Canolles ist gerettet.“

Cauvignac schaute seine Schwester erstaunt an; da er aber die Schärfe dieses kräftigen Geistes kannte, verlor er keine Zeit mit Erläuterung ihrer Worte: er stürzte in den Stall, sprang auf das bezeichnete Roß, und hatte nach einer halben Stunde bereits die Hälfte des Weges zurückgelegt; Nanon aber, sobald sie ihn von ihrem Fenster aus hatte abgehen sehen, kniete — sie, die Atheistin — nieder, verrichtete ein kurzes Gebet, schloß sodann ihr Gold, ihre Juwelen und Diamanten in eine Kiste, bestellte eine Carrosse und ließ sich von Finette Kleider anziehen.

XIV.

Die Nacht lagerte sich über Bordeaux und abgesehen von dem Quartiere der Esplanade, nach dem sich alle Welt drängte, schien die Stadt verlassen. Kein anderes Geräusch in den entfernten Straßen dieses bevorzugten Ortes, als die Tritte der Patrouillen; keine andere Stimme, als die irgend einer Alten, welche ihre Thüre voll Schrecken schließend nach Hause kehrte.

Aber auf der Seite der Esplanade, im Abendnebel,

hörte man einen dumpfen, fortwährenden Lärmen, ähnlich dem Tosen der Fluthen, wenn sie in das Meer zurückstürzen.

Die Frau Prinzessin hatte ihre Correspondenz beendigt und ließ dem Herrn Herzog von Larochefoucault sagen, sie könnte ihn empfangen.

Zu den Füßen der Frau Prinzessin, demüthig auf einen Teppich gekauert, mit der lebhaftesten Angst ihr Gesicht und ihre Laune studirend, schien Frau von Cambes den Augenblick zu erwarten, wo sie, ohne lästig zu sein, sprechen könnte; aber diese erzwungene Geduld, diese geflissentliche Sanftmuth wurden durch die krampfhaften Zuckungen ihrer Hände, welche ein Taschentuch zerknitterten, gewaltig Lügen gestraft.

„Siebenundsiebenzig Unterschriften," rief die Prinzessin, „Ihr seht, daß nicht Alles Vergnügen ist, wenn man eine Königin spielt."

„Oh! wohl, Madame," erwiederte die Vicomtesse; „denn indem Ihr die Stelle der Königin einnahmet, verliehet Ihr Euch zugleich ihr schönstes Vorrecht, das, Gnade zu üben."

„Und das, zu strafen, Claire," versetzte stolz die Prinzessin von Condé.

„Und die achtundsiebenzigste kommt unter einen Begnadigungsbrief, nicht wahr, Madame?" sprach Claire.

„Was sagst Du, Kleine?"

„Ich sage, meines Erachtens sei es für mich Zeit, hinzugehen und meinen Gefangenen zu befreien; soll ich ihn nicht mit dem furchtbaren Schauspiel, seinen Gefährten zum Tode führen zu sehen, verschonen? Ah! Madame, da Ihr Gnade üben wollt, so laßt sie vollständig angedeihen."

„Meiner Treue, ja, Du hast Recht, Kleine; aber ich vergaß in der That mein Versprechen unter diesen ernsten Geschäften, und Du hast wohl gethan, daß Du mich daran erinnertest."

„Also?“ rief Claire ganz freudig.

„Also thue, was Du willst.“

„Noch eine Unterschrift, Hoheit,“ sagte Claire mit einem Lächeln, welches das härteste Herz erweicht hätte, mit einem Lächeln, das kein Maler wiederzugeben vermöchte, weil es nur der Frau, welche liebt, das heißt dem Leben in seinem göttlichsten Wesen eigen ist.

Und sie schob ein Papier auf den Tisch der Frau Prinzessin und bezeichnete mit der Fingerspitze die Stelle, worauf sich ihre Hand legen sollte.

Frau von Condé schrieb.

„Befehl an den Herrn Gouverneur des Schlosses Trompette, die Frau Vicomtesse von Cambes zu Herrn Baron von Canolles, dem wir hiemit die volle Freiheit geben, einzulassen.“

„Ist es so gut?“ fragte die Prinzessin.

„Oh! ja, Madame!“ rief Frau von Cambes.

„Und ich soll unterzeichnen?“

„Ganz gewiß.“

„Liebe Kleine, man muß Alles thun, was Du willst,“ sagte die Prinzessin mit ihrem freundlichsten Lächeln.

Und sie unterzeichnete.

Claire fiel über das Papier her, wie ein Adler über seine Beute. Sie nahm sich kaum Zeit, der Frau Prinzessin zu danken, drückte die Schrift an ihr Herz und stürzte aus dem Gemache.

Auf der Treppe begegnete sie Herrn von Larochefoucault, dem stets ein ziemlich zahlreicher Cortege von Kapitänen und Leuten aus der Bürgerschaft bei seinen Gängen durch die Stadt folgte.

Claire warf ihm einen kleinen freudigen Gruß zu: Herr von Larochefoucault blieb einen Moment auf dem Ruheplatz der Treppe stehen und folgte ihr, ehe er bei Frau von Condé eintrat, mit den Augen bis zu den untersten Stufen.

Als er zu Ihrer Hoheit kam, sagte er:

„Madame, Alles ist bereit.“

„Wo?“

„Dort unten.“

Die Prinzessin suchte in ihrem Geiste.

„Auf der Esplanade,“ fuhr der Herzog fort.

„Ah! sehr gut,“ erwiederte die Prinzessin, große Ruhe heuchelnd, weil sie fühlte, daß man sie beobachtete, und weil sie, trotz ihrer Frauennatur, die ihr zu schauern gebot, auf ihre Würde als Parteihaupt hörte, welche ihr keine Schwäche zu zeigen vorschrieb. „Wohl, wenn Alles bereit ist, so geht, Herr Herzog.“

Der Herzog zögerte.

„Haltet Ihr es für angemessen, daß ich dem Akte beiwohne?“ sagte die Prinzessin mit einem Zittern der Stimme, das sie trotz ihrer Selbstbeherrschung nicht völlig zu bewältigen vermochte.

„Ganz wie es Euch beliebt, Madame,“ erwiederte der Herzog, der in diesem Augenblick vielleicht eine von seinen physiologischen Studien machte.

„Wir werden sehen, Herzog, wir werden sehen; Ihr wißt, daß ich viele Verurtheilte begnadigt habe.“

„Ja, Madame.“

„Und was sagt Ihr zu dieser Maßregel?“

„Ich sage, daß Alles, was Euere Hoheit thut, wohl gethan ist.“

„Ja,“ sprach die Prinzessin, „ich ziehe das vor. Es ist würdiger von uns, den Epernonisten zu zeigen, daß wir uns nicht fürchten, Repressalien zu gebrauchen, als Macht gegen Macht mit Ihrer Majestät zu unterhandeln, daß wir aber auf unsere Kräfte vertrauend das Böse ohne Wuth, ohne Uebertreibung zurückgeben.“

„Das ist sehr politisch.“

„Nicht wahr?“ sagte die Prinzessin, welche aus dem Ton von Larochefoucault seine wahre Ansicht zu erkennen suchte.

„Doch," fuhr der Herzog fort, „es ist immer noch Euere Meinung, daß Einer von Beiden den Tod von Richon sühnen soll; denn bliebe dieser Tod ohne Rache, so könnte dies auf den Gedanken führen, Euere Hoheit schätze die braven Leute, welche sich ihrem Dienste widmen, sehr gering."

„Oh! gewiß; Einer von Beiden wird sterben, bei meinem Fürstenworte."

„Darf ich wissen, welchem Euere Hoheit Gnade bewilligt hat?"

„Herrn von Canolles."

„Ah!"

Dieses Ah! wurde auf eine seltsame Weise ausgesprochen.

„Solltet Ihr etwas Besonderes gegen diesen Edelmann einzuwenden haben, Herr Herzog?" fragte die Prinzessin.

„Ich, Madame, habe ich je etwas für oder gegen Jemand? Ich theile die Menschen in zwei Kategorien: in die Hindernisse und die Stützen. Man muß die einen niederwerfen und die andern aufrecht erhalten, . . . so lange sie uns aufrecht erhalten; das ist meine Politik, Madame, und ich möchte beinahe sagen, meine Moral."

„Was Teufels sucht er und wo will er hinaus?" fragte sich ganz leise Lenet; „es kam mir doch immer vor, als haßte er den armen Canolles."

„Nun wohl," sagte der Herzog, „wenn mir Euere Hoheit nichts Anderes zu befehlen hat . . ."

„Nein, Herr Herzog."

„Ich verabschiede mich von Euerer Hoheit."

„Also noch diesen Abend?" fragte Frau von Condé.

„In einer Viertelstunde."

Lenet schickte sich an, dem Herzog zu folgen.

„Ihr wollt das ansehen, Lenet?" fragte die Prinzessin.

„Oh! nein, Madame," antwortete Lenet; „Ihr wißt,

ich bin nicht für die heftigen Gemüthsbewegungen, und werde mich begnügen, halbwegs, das heißt bis zu dem Gefängniß zu gehen, um das rührende Schauspiel der Befreiung des armen Canolles durch die von ihm geliebte Frau zu sehen."

Der Herzog machte eine Philosophenmiene; Lenet zuckte die Achseln, und der Leichenzug verließ den Pallast, um sich nach dem Gefängniß zu begeben.

Frau von Cambes hatte nicht fünf Minuten gebraucht, um diesen Raum zurückzulegen; sie kam an, zeigte den Befehl der Schildwache bei der Zugbrücke, dann dem Concierge des Schlosses, und ließ endlich den Gouverneur rufen.

Dieser prüfte den Befehl mit dem trockenen Auge eines Gefängnißgouverneur, das sich weder vor Todesurtheilen, noch vor Gnadenbriefen belebt, erkannte das Siegel und die Unterschrift von Frau von Condé, verbeugte sich vor der Bötin, wandte sich sodann gegen die Thüre um und sagte:

„Ruft den Lieutenant."

Hienach bedeutete er Frau von Cambes durch ein Zeichen, sie möge sich setzen; aber Frau von Cambes war zu aufgeregt und ungeduldig, und blieb stehen.

Der Gouverneur glaubte ein Wort an sie richten zu müssen.

„Ihr kennt Herrn von Canolles?" fragte er mit demselben Tone, mit dem er: „Wie viel Uhr ist es?" gefragt haben dürfte.

„Oh! ja, mein Herr," antwortete die Vicomtesse.

„Es ist vielleicht Euer Bruder, Madame?"

„Nein, mein Herr."

„Euer Freund?"

„Es ist . . . mein Bräutigam," antwortete Frau von Cambes, in der Hoffnung, nach diesem Geständnisse würde der Gouverneur die Erlösung des Gefangenen etwas beschleunigen.

„Ah!“ versetzte der Gouverneur mit demselben Tone, dessen er sich bis jetzt bedient hatte, „ich mache Euch mein Kompliment, Madame.“

Und da der Gouverneur keine Frage mehr an Claire zu richten hatte, so kehrte er in seine Unbeweglichkeit und in sein Stillschweigen zurück.

Der Lieutenant trat ein.

„Herr d'Outremont,“ sagte der Gouverneur, „ruft den Oberschließer und laßt Herrn von Canolles in Freiheit setzen; hier ist sein Auslaßbefehl.“

Der Lieutenant verbeugte sich und nahm das Papier.

„Wollt Ihr hier warten?“ fragte der Gouverneur.

„Ist es mir denn verboten, dem Herrn zu folgen?“

„Nein, Madame.“

„Dann folge ich ihm; Ihr begreift, ich will die Erste sein, die ihm verkündigt, daß er gerettet ist.“

„Geht, Madame, und empfangt die Versicherung meiner Hochachtung.“

Frau von Cambes machte eine rasche Verbeugung vor dem Gouverneur und folgte dem Lieutenant.

Es war gerade derselbe junge Mann, der mit Canolles und Cauvignac gesprochen hatte, und er schritt daher mit der Eile der Sympathie voran.

In einem Augenblick waren Frau von Cambes und er im Hofe.

„Der Oberschließer?“ rief der Lieutenant.

Dann sich gegen Frau von Cambes umwendend, sagte er:

„Seid unbesorgt, Madame, er wird sogleich hier sein.“

Der zweite Gefangenwärter erschien und meldete:

„Herr Lieutenant, der Oberschließer ist verschwunden; man hat ihn vergebens gerufen.“

„Oh! Herr,“ rief Frau von Cambes, „wird dies abermals einen Verzug veranlassen?“

„Ihr habt doppelte Schlüssel von allen Kerkern?" fragte Herr d'Outremont.

„Ja, mein Herr," antwortete der Gefangenwärter.

„Oeffnet das Zimmer von Herrn von Canolles."

„Herr von Canolles, Nro. 2?"

„Allerdings Nro. 2, öffnet rasch."

„Ich glaube, es sind überdies Beide beisammen," versetzte der Gefangenwärter: „man wird den Guten wählen."

Die Gefangenwärter sind stets spaßhaft gewesen.

Aber Frau von Cambes war zu glücklich, um sich über diesen grausamen Scherz zu ärgern. Sie lächelte im Gegentheil; sie würde diesen Mann umarmt haben, wenn es nöthig gewesen wäre, damit sie Canolles eine Sekunde früher hätte sehen können.

Endlich öffnet sich die Thüre. Canolles, der Tritte im Gange gehört, der die Stimme der Vicomtesse erkannt hat, Canolles wirft sich in ihre Arme, und über jede Rücksicht erhaben, vergißt sie, daß er weder ihr Gatte, noch ihr Bruder ist, und preßt ihn mit aller Gewalt an ihre pochende Brust.

Die Gefahr, der er preisgegeben war, die ewige Trennung, an der sie so nahe wie an einem Abgrunde gestanden sind, reinigen Alles.

„Nun, mein Freund," sagte sie strahlend vor Freude und Stolz, „Ihr seht, daß ich Wort halte; ich habe Euere Begnadigung erlangt, wie ich es Euch versprach, und komme, um Euch zu holen."

Und während sie sprach, zog sie Canolles nach dem Gange fort.

„Mein Herr," sagte der Lieutenant, „Ihr möget Euer ganzes Leben dieser Dame widmen, denn ihr habt Ihr es offenbar zu verdanken."

Canolles antwortete nicht, aber sein Auge schaute zärtlich den Befreiungsengel an, und seine Hand drückte die Hand der Frau . . .

„Oh! eilt nicht so sehr," sagte der Lieutenant lächelnd,

„es ist vorbei und Ihr seid frei; laßt Euch also Muße, Euere Flügel zu öffnen."

Aber ohne diese beruhigenden Worte zu berücksichtigen, zog Frau von Cambes Canolles unablässig durch die Gänge fort. Canolles ließ sich, mit dem Lieutenant Zeichen austauschend, von Claire leiten. Man kam an die Treppe, man sprang hinab, als ob die zwei Liebenden die Flügel gehabt hätten, von denen der Lieutenant sprach. Endlich befand man sich im Hofe; noch eine Thüre, und die Atmosphäre des Gefängnisses wird nicht mehr auf diesen zwei armen Herzen lasten.

Nun öffnet sich auch diese letzte Schranke.

Aber auf der andern Seite der Thüre versperrte eine Truppe von Edelleuten, Leibwachen und Bogenschützen die Zugbrücke: es war Herr von Larochefoucault mit seinen Trabanten.

Frau von Cambes schauerte, ohne zu wissen warum. Es war ihr immer ein Unglück widerfahren, so oft sie diesen Mann begegnet hatte.

Ging in Canolles irgend eine Bewegung vor, so blieb sie im Grunde seines Herzens und stieg nicht auf sein Gesicht empor.

Der Herzog grüßte Frau von Cambes und Canolles und blieb sogar stehen, um ihnen einige Artigkeiten zu sagen. Dann machte er dem Haufen von Edelleuten und Leibwachen, die ihm folgten, ein Zeichen, und ihre Reihen öffneten sich.

Plötzlich vernahm man eine Stimme aus dem Hintergrunde des Hofes, und es erschollen die Worte:

„He! Numero 1 ist leer, der andere Gefangene ist seit fünf Minuten nicht mehr in seinem Zimmer; ich suche ihn vergebens und kann ihn nirgends finden."

Bei diesen Worten durchlief ein langes Schauern Alle, die sie hörten: der Herzog von Larochefoucault bebte, und unfähig, eine erste Bewegung zu unterdrücken, streckte er seine Hand aus, als wollte er Canolles festnehmen.

Claire sah diese Bewegung und erbleichte.

„Kommt, kommt,“ sagte sie zu dem jungen Manne, „laßt uns eilen.“

„Verzeiht, Madame,“ sprach der Herzog; „ich bitte Euch um einen Augenblick Geduld: wir wollen, wenn es Euch gefällig ist, diesen Irrthum sich aufklären lassen; ich stehe Euch dafür, es ist in einer Minute abgemacht.“

Und auf ein zweites Zeichen des Herzogs schloß sich der Haufen wieder, der sich geöffnet hatte.

Canolles schaute Claire, den Herzog, die Treppe an, von wo die Stimme kam, und erbleichte ebenfalls.

„Aber, mein Herr,“ fragte Claire, „wozu soll es nützen, daß ich warte? Frau von Condé hat die Freilassung von Herrn von Canolles unterzeichnet; hier ist der Befehl, er enthält seinen Namen; nehmet, seht.“

„Ja wohl, Madame, und es ist auch nicht meine Absicht, die Gültigkeit dieses Befehles in Abrede zu ziehen, er wird in einem Augenblick eben so gut sein, als jetzt; faßt also Geduld, ich habe Jemand abgeschickt, der ungesäumt zurückkommen muß.“

„Aber was geht das uns an?“ fragte Claire, „und was hat Herr von Canolles mit dem Gefangenen Nro. 1 gemein?“

„Herr Herzog,“ sprach der Kapitän der Garden, welchen Herr von Larochefoucault abgeschickt hatte, „wir haben vergebens gesucht; der andere Gefangene ist nirgends zu finden; der Oberschließer ist ebenfalls verschwunden, und das Kind des letzteren, das man befragt hat, sagt, sein Vater und der Gefangene seien durch die geheime Pforte, welche nach dem Flusse führt, abgegangen.“

„Ho! ho!“ rief der Herzog, wißt Ihr etwas hievon, Herr von Canolles? Eine Entweichung!“

Bei diesen Worten begreift und erräth Canolles Alles. Er begreift, daß es Nanon ist, welche über ihm wachte; er begreift, daß er es ist, den man holen wollte, daß er es ist, den man unter dem Namen des Bruders

von Fräulein von Lartigues bezeichnete; daß Cauvignac, ohne es zu wissen, seinen Platz eingenommen und die Freiheit da gefunden hat, wo er den Tod zu treffen glaubte. Alle diese Gedanken bilden sich gleichzeitig in seinem Kopfe; er fährt mit den Händen an die Stirne, erbleicht und wankt ebenfalls, und erholt sich erst wieder, da er die Vicomtesse an seinem Arme zittern und keuchen sieht; keines von diesen Zeichen eines unwillkührlichen Schreckens ist dem Herzog entgangen.

„Schließt die Thore," rief dieser. „Herr von Canolles habt die Güte, zu verweilen; Ihr begreift, es muß sich Alles aufklären."

Aber, Herr Herzog," rief die junge Frau, „es ist hoffentlich nicht Euer Wille, Euch dem Befehle der Prinzessin zu widersetzen?"

„Nein, Madame," erwiederte der Herzog, „doch ich halte es für wichtig, sie von dem, was vorgeht, in Kenntniß zu setzen. Ich sage Euch nicht: „„Ich werde selbst dahin gehen;"" Ihr könntet glauben, es sei meine Absicht, einen Einfluß auf unsere erhabene Gebieterin auszuüben, sondern ich sage Euch: „„Geht Ihr, Madame, denn besser, als irgend Jemand, werdet Ihr die Gnade von Frau von Condé zu erflehen wissen.""

Lenet machte Claire ein unmerkliches Zeichen.

„Oh! ich verlasse ihn nicht," rief Frau von Cambes, krampfhaft den Arm des jungen Mannes pressend.

„Und ich," sagte Lenet, „ich laufe zu Ihrer Hoheit; kommt mit mir, Herr Kapitän, oder Ihr selbst, Herr Herzog."

„Wohl, ich begleite Euch; der Herr Kapitän wird hier bleiben und die Nachsuchungen in meiner Abwesenheit fortsetzen; vielleicht findet er den andern Gefangenen."

Und als wollte er dem letzten Theile seiner Rede noch einen besondern Nachdruck geben, sagte der Herzog von Larochefoucault dem Officier einige Worte in das Ohr, wonach er sich mit Lenet entfernte. In demselben Augenblick werden die zwei

jungen Leute durch die Woge von Reitern, welche Herrn von Larochefoucault folgten, und hinter denen sich das Thor wieder schließt, in den Hof zurückgedrängt.

Seit zehn Minuten hat die Scene einen so ernsten, so düsteren Charakter angenommen, daß sich die Anwesenden bleich und stumm einander anschauen, und in den Augen von Claire und Canolles zu lesen suchen, wer von Beiden am meisten leide. Canolles begreift, daß alle Kraft von ihm kommen muß; er ist liebevoll gegen seine Freundin, welche bleich, die Augen geröthet, die Kniee zitternd, sich an seinen Arm hängt, ihn drückt, an sich zieht, ihm mit einer Miene erschreckender Zärtlichkeit zulächelt und irre Blicke auf allen den Menschen umherlaufen läßt, unter denen sie vergebens einen Freund sucht.

Der Kapitän, welcher seiner Seits Befehle von dem Herzog von Larochefoucault erhalten hat, spricht ebenfalls leise mit seinen Officieren. Canolles, dessen Auge sicher ist, dessen Ohr auf die geringsten Worte horcht, welche seinen Zweifel in Gewißheit verwandeln können, hört ihn, obgleich er die Vorsicht gebraucht, so leise als möglich zu reden, die Worte sprechen:

„Man müßte jedoch ein Mittel finden, die arme Frau zu entfernen.“

Er trachtet nur danach, seinen Arm von dem liebevollen Drucke zu befreien, der ihn zurückhält. Claire bemerkt seine Absicht und klammert sich mit ihrer ganzen Kraft an ihn an.

„Man muß noch mehr suchen,“ ruft sie; „man hat vielleicht schlecht gesucht und wird diesen Menschen wiederfinden. Suchen wir, suchen wir Alle, er kann unmöglich entwichen sein. Warum wäre Herr von Canolles nicht mit ihm, nicht so gut wie er entwichen? Auf! Herr Kapitän, ich flehe Euch an, gebt Befehle, daß man sucht.“

„Man hat gesucht, Madame,“ antwortete er, „und sucht noch in diesem Augenblick. Der Kerkermeister weiß wohl, daß die Todesstrafe seiner harrt, wenn er seinen

Gefangenen nicht zum Vorschein bringt; Ihr begreift also wohl, daß er ein Interesse dabei hat, die thätigsten Nachsuchungen anzustellen."

„Mein Gott!" murmelte Claire, „und Herr Lenet kommt nicht zurück!"

„Geduld, theuere Freundin, Geduld," sagte Canolles, mit jenem weichen Tone, in welchem man mit den Kindern spricht, „Herr Lenet ist so eben erst weggegangen und vermochte kaum die Wohnung der Frau Prinzessin zu erreichen; laßt ihm wenigstens Zeit, das Vorgefallene auseinanderzusetzen und sodann mit der Antwort zu uns zurückzukehren."

Und während er diese Worte sprach, drückte er sanft die Hand der Vicomtesse.

Als er sodann den starren Blick und die Ungeduld des Officiers wahrnahm, der an der Stelle von Herrn von Larochefoucault befehligte, sagte er:

„Kapitän, wollt Ihr mit mir sprechen?"

„Allerdings, mein Herr," antwortete der Kapitän, dem die Ueberwachung der Vicomtesse höchst peinlich wurde.

„Mein Herr," rief Frau von Cambes, „führt uns zu der Frau Prinzessin, ich bitte Euch inständig. Was thut das Euch? Es ist besser, Ihr führt uns zu ihr, als daß wir hier in Ungewißheit bleiben; sie wird ihn sehen, mein Herr, sie wird mich sehen, ich rede mit ihr, und sie wiederholt ihr Versprechen."

„Madame," sagte der Offizier, mit allem Eifer den von der Vicomtesse ausgesprochenen Gedanken ergreifend, „Madame, das ist eine vortreffliche Idee; geht selbst, geht, Ihr habt alle Hoffnung auf einen günstigen Erfolg."

„Was sagt Ihr, Baron?" erwiederte die Vicomtesse, „glaubt Ihr, daß es gut sein wird? Wollt Ihr mich nicht täuschen? was soll ich thun?"

„Geht, Madame," sprach Canolles mit einer äußersten Anstrengung gegen sich selbst.

Die Vicomtesse ließ seinen Arm los, versuchte es, einige Schritte zu machen, kehrte aber dann wieder zu ihrem Geliebten zurück und rief:

„Oh! nein, nein, ich werde ihn nicht verlassen."

Dann, als sie hörte, daß das Thor wieder geöffnet wurde:

„Gott sei gelobt, Herr Lenet und der Herr Herzog kommen zurück."

Hinter dem Herrn Herzog, welcher mit seiner unempfindlichen Miene wieder eintrat, erschien wirklich Lenet, das Gesicht verstört und die Hände zitternd. Bei dem ersten Blick, den der arme Rath mit ihm austauschte, begriff Canolles, daß er nichts mehr zu hoffen hatte und daß er wirklich verurtheilt war.

„Nun?" fragte die junge Frau, während sie eine so heftige Bewegung gegen Lenet machte, daß sie Canolles mit sich fortzog.

„Nun," stammelte Lenet, „die Frau Prinzessin ist in Verlegenheit."

„In Verlegenheit?" rief Claire, „was soll das bedeuten?"

„Das bedeutet, daß sie nach Euch verlangt," sagte der Herzog, „daß sie Euch sprechen will."

„Ist das wahr, Herr Lenet?" rief Claire, ohne sich darum zu bekümmern, was in dieser Frage Beleidigendes für den Herzog lag.

„Ja, Madame," stammelte Lenet.

„Aber er?" fragte sie.

„Wer?"

„Herr von Canolles?"

„Nun, Herr von Canolles kehrt in sein Gefängniß zurück und Ihr bringt ihm die Antwort der Prinzessin," erwiederte der Herzog.

„Werdet Ihr bei ihm bleiben, Herr Lenet?" fragte Claire.

„Madame . . ."

„Werdet Ihr bei ihm bleiben?“ wiederholte sie.

„Ich verlasse ihn nicht.“

„Ihr verlaßt ihn nicht, Ihr schwört es mir?“

„Mein Gott!“ murmelte Lenet, den jungen Mann anschauend, der sein Urtheil erwartete, und die junge Frau, welche ein Wort von ihm tödten sollte; „mein Gott! da eines von Beiden verurtheilt ist, so gib mir wenigstens die Kraft, das andere zu retten.“

„Ihr schwöret nicht, Herr Lenet?“

„Ich schwöre es Euch,“ antwortete der Rath und legte mit der größten Anstrengung seine Hand an sein Herz, das unter dieser Marter beinahe brach.

„Ich danke, mein Herr,“ sagte ganz leise Canolles, „ich begreife.“

Dann sich gegen die Vicomtesse umwendend, sprach er:

„Geht, Madame, Ihr seht wohl, daß ich zwischen Lenet und dem Herrn Herzog keine Gefahr laufe.“

„Laßt sie nicht gehen, ohne sie zu küssen,“ flüsterte Lenet.

Kalter Schweiß brach aus der Stirne von Canolles; er fühlte es wie einen Nebel vor seinen Augen hinziehen; er hielt Claire, welche wegzugehen im Begriffe war, zurück, stellte sich, als hätte er ihr einige Worte leise zu sagen, näherte sie seiner Brust und sprach, sich an ihr Ohr bückend:

„Bittet ohne Erniedrigung; ich will für Euch leben, aber es muß Euer Wille sein, daß ich geehrt lebe.“

„Ich werde so bitten, daß ich Dich rette;“ erwiederte sie; „bist Du nicht mein Gatte vor Gott?“

Und sich zurückziehend, fand Canolles ein Mittel, ihren Hals mit seinen Lippen zu berühren, aber mit so viel Vorsicht, daß sie es nicht fühlte, und daß die arme Wahnsinnige sich entfernte, ohne ihm seinen letzten Kuß zurückzugeben. Doch in dem Augenblick, wo sie den Hof verließ, wandte sie sich um; aber es hatte sich zwischen ihr und dem Gefangenen eine Hecke von Menschen gebildet.

„Freund,“ sagte sie, „wo bist Du? ich kann Dich nicht mehr sehen; ein Wort, noch ein Wort, daß ich mich mit dem Tone Deiner Stimme entferne.“

„Geht, Claire,“ rief Canolles, „ich erwarte Euch.“

„Geht, geht, Madame,“ sprach ein mildherziger Officier, je früher Ihr geht, desto eher könnt Ihr zurückgekehrt sein.“

„Herr Lenet, lieber Herr Lenet,“ rief die Stimme von Claire in der Ferne, „ich baue auf Euch, Ihr seid mir verantwortlich!“

Und das Thor schloß sich hinter ihr.

„Gut,“ murmelte der Herzog, „es macht sich nicht ohne Mühe; aber wir sind doch wenigstens in die Möglichkeit versetzt.“

XV.

Sobald die Vicomtesse verschwunden und ihre Stimme in der Ferne erloschen war, sobald sich das Thor wieder hinter ihr geschlossen hatte, zog sich der Kreis der Officiere enger um Canolles zusammen, und man sah zwei Menschen mit Unglück weissagenden Gesichtern erscheinen, welche sich dem Herzog näherten und ihn demüthig um seine Befehle fragten.

Der Herzog begnügte sich, ihnen statt jeder Antwort Canolles zu bezeichnen.

Hierauf trat er auf den Gefangenen zu, grüßte ihn mit der ihm eigenthümlichen eisigen Höflichkeit und sprach:

„Ihr habt ohne Zweifel begriffen, daß der Abgang

Eueres Unglücksgefährten auf Euch das Schicksal zurückfallen läßt, für das er bestimmt war."

„Ja, mein Herr," antwortete Canolles, „ich vermuthe es wenigstens; aber dessen bin ich gewiß, daß die Frau Prinzessin meine Person namentlich begnadigt hat. Ihr konntet so eben meinen Auslaßbefehl in den Händen der Frau Vicomtesse von Cambes sehen, wie ich ihn gesehen habe."

„Es ist wahr, mein Herr," sprach der Herzog; „aber die Frau Prinzessin konnte das, was vorgefallen ist, nicht ahnen."

„Also nimmt die Frau Prinzessin ihre Unterschrift zurück?"

„Ja," antwortete der Herzog.

„Eine Prinzessin von Geblüt bricht ihr Wort!"

Der Herzog blieb unempfindlich.

Canolles schaute umher und fragte dann:

„Ist der Augenblick gekommen?"

„Ja, mein Herr."

„Ich glaubte, man würde die Rückkehr der Frau Vicomtesse von Cambes abwarten; man hat ihr versprochen, es würde nichts in ihrer Abwesenheit vorgehen. Bricht denn heute Jedermann sein Wort!"

Und der Gefangene heftete einen vorwurfsvollen Blick, nicht auf den Herzog von Larochefoucault, sondern auf Lenet.

„Ach! Herr," rief dieser, Thränen in den Augen, „vergebt uns. Die Frau Prinzessin hat Euere Begnadigung auf das Entschiedenste verweigert; daß ich sie darum angefleht habe, ist der Herr Herzog Zeuge und Gott auch. Aber es sollten Repressalien für den Tod des armen Richon genommen werden, und sie war von Stein. Urtheilt nun selbst, Herr Baron: statt die furchtbare Lage, in der Ihr Euch befindet, zur Hälfte auf Euch, zur Hälfte auf der Vicomtesse lasten zu lassen, wagte ich, verzeiht mir, denn ich fühle, ich bedarf Euerer Verzeihung,

wagte ich es, sie auf Euch allein lasten zu lassen, auf Euch, der Ihr Soldat, auf Euch, der Ihr Edelmann seid."

„Ich werde sie also nicht mehr sehen!" stammelte Canolles, den die Erschütterung beinahe erstickte. „Als Ihr mich sie zu küssen auffordertet, war es zum letzten Male?"

Ein Schluchzen, stärker als der Stoicismus, als die Vernunft, als der Stolz, brach die Brust von Lenet; er zog sich zurück und weinte bitterlich. Canolles ließ nun seinen durchdringenden Blick auf allen den Menschen umhergehen, die ihn umgaben; er sah nur durch den grausamen Tod von Richon verhärtete Leute, welche seine Haltung beobachteten.

„Oh! es ist ein furchtbarer Gedanke," murmelte der junge Mann in einem Momente übermenschlicher Hellsichtigkeit, welche der Seele unermeßliche Horizonte auf Alles eröffnet, was man das Leben nennt, das heißt auf einige kurze Augenblicke, welche wie Inseln mitten in einen Ocean von Thränen und Leiden geworfen sind . . . „es ist gräßlich. Ich hatte da eine angebetete Frau, welche mir zum ersten Male sagte, sie liebe mich! eine lange und schöne Zukunft! die Erfüllung eines Traumes meines ganzen Lebens! und in einer Sekunde nimmt der Tod die Stelle von allem Dem ein!"

Sein Herz schnürte sich zusammen, und er fühlte ein Prickeln in seinen Augen, als ob er weinen sollte; doch er erinnerte sich, daß er, wie Lenet gesagt hatte, Soldat und Mann war!

„Stolz," dachte er, „einziger Muth, welcher wirklich besteht, komm' mir zu Hülfe! Ich soll ein so erbärmliches Ding wie das Leben beweinen! Wie man lachen würde, wenn man sagen könnte: „„Als Canolles erfuhr, daß er sterben sollte, weinte er."" Wie machte ich es an dem Tage, als man Saint-George belagerte und die Bordelesen mich wie heute tödten wollten? Ich kämpfte, ich

scherzte, ich lachte . . . Wohl, beim Himmel, der mich hört und vielleicht Unrecht gegen mich hat, und beim Teufel, der in diesem Augenblick mit meinem guten Engel kämpft, ich werde es heute machen, wie ich es an jenem Tage gemacht habe, und wenn ich nicht mehr kämpfe, so werde ich wenigstens noch scherzen, so werde ich wenigstens immer lachen."

Sogleich wurde sein Gesicht ruhig, als ob jede Erschütterung aus seinem Herzen entflohen wäre; er fuhr mit der Hand durch seine schönen schwarzen Haare, näherte sich mit festen Schritten und ein Lächeln auf den Lippen Herrn von Larochefoucault und Lenet, und sprach:

„Meine Herren, in dieser Welt voll verschiedenartiger, seltsamer, unerwarteter Vorfälle muß man sich an Alles gewöhnen; ich habe, und es war Unrecht von mir, daß ich Euch nicht um Erlaubniß hiezu bat, ich habe mir eine Minute genommen, um mich an den Tod zu gewöhnen; ist dies zu viel, so genehmigt meine Entschuldigung, daß ich Euch warten ließ."

Ein tiefes Erstaunen durchlief die Gruppen; der Gefangene selbst fühlte, daß man vom Erstaunen zur Bewunderung überging, und dieses so stolze Gefühl erhob ihn und verdoppelte seine Kräfte.

„Wenn Ihr wollt, meine Herren," sagte er, „so erwarte ich Euch."

Eine Minute lang von Bewunderung ergriffen, nahm der Herzog sein Phlegma wieder an und machte ein Zeichen.

Auf dieses Zeichen öffneten sich die Thore abermals und der Zug wollte sich in Marsch setzen.

„Einen Augenblick," rief Lenet, „um Zeit zu gewinnen, „einen Augenblick, Herr Herzog!"

„Nicht wahr, wir führen Herr von Canolles zum Tode?"

Der Herzog machte eine Geberde des Erstaunens, und Canolles schaute Lenet verwundert an.

„Ja," sprach der Herzog.

„Nun wohl," versetzte Lenet, „wenn dem so ist, so kann dieser würdige Edelmann eines Beichtigers nicht entbehren."

„Verzeiht, verzeiht, mein Herr," entgegnete Canolles, „ich kann seiner wohl entbehren, und zwar vollkommen."

„Wie so?" fragte Lenet, indem er dem Gefangenen Zeichen machte, die dieser nicht verstehen wollte.

„Weil ich Hugenott bin," erwiederte Canolles, „und zwar ein starker Hugenott, das sage ich Euch. Wenn Ihr mir ein letztes Vergnügen bereiten wollt, so laßt mich sterben, wie ich bin."

Und während er sich weigerte, bewies Lenet eine Geberde der Dankbarkeit, daß der junge Mann seine Absicht sehr gut verstanden hatte.

„Nun vorwärts, wenn uns nichts Anderes mehr zurückhält," sprach der Herzog.

„Er soll beichten! er soll beichten!" schrieen einige Wüthende.

Canolles erhob sich auf den Fußspitzen, schaute mit ruhigem, sicherem Auge umher, und sagte in strengem Tone zu dem Herzog:

„Wollen wir Feigheiten begehen? Es scheint mir, wenn irgend Jemand hier das Recht hat, seinen Willen zu thun, so bin ich dies, ich der Held des Festes; ich schlage also einen Beichtiger aus, aber ich verlange das Schaffot, und zwar so bald als möglich; ich bin meiner Seits des Wartens müde."

„Stille dort!" rief der Herzog, sich nach den Gruppen umwendend. Dann, als die Macht seiner Stimme und seines Blickes das Stillschweigen wirklich wiederhergestellt hatte, sagte er zu Canolles:

„Mein Herr, Ihr werdet thun, wie Euch beliebt."

„Ich danke, gnädigster Herr. Und nun wollen wir

aufbrechen und unsere Schritte beschleunigen, wenn es Euch gefällig ist? . . ."

Lenet nahm Canolles beim Arm und sagte zu ihm:

„Geht im Gegentheil langsam. Wer weiß? Ein Aufschub, eine Ueberlegung, ein Ereigniß liegen im Bereiche der Möglichkeit. Geht langsam, ich beschwöre Euch im Namen derjenigen, welche Euch liebt, welche so sehr weinen wird, wenn Ihr zu schnell geht. . . ."

„Oh! sprecht mir nicht von ihr, ich bitte Euch," erwiederte Canolles; „mein ganzer Muth scheitert an dem Gedanken, daß ich für immer von ihr getrennt werden soll; aber was sage ich?... im Gegentheil, Herr Lenet, sprecht mir von ihr, wiederholt mir, daß sie mich liebt, daß sie mich stets lieben wird, und besonders, daß sie mich beweinen wird."

„Auf! theures, unglückliches Kind, erweicht Euch nicht, bedenkt, daß man uns beobachtet, und daß man nicht weiß, wovon wir sprechen."

Canolles hob stolz das Haupt empor und seine schönen Haare rollten durch eine Bewegung voll Anmuth in schwarzen Locken über seinen Hals herab. Man war in die Straße gelangt; zahlreiche Fackeln erhellten seinen Zug, so daß man sein Gesicht ruhig und lächelnd sehen konnte.

Er hörte einige Frauen weinen und andere sagen:

„Armer Baron, so jung und so schön!"

Man setzte stillschweigend den Marsch fort, dann sprach er plötzlich:

„Oh! Herr Lenet, ich möchte sie doch noch ein Mal sehen!"

„Soll ich sie holen? soll ich sie Euch bringen?" fragte Lenet, der keinen Willen mehr hatte.

„Oh! ja," murmelte Canolles.

„Wohl, ich laufe; aber Ihr werdet sie tödten."

„Desto besser!" gab die Selbstsucht dem Herzen des

jungen Mannes ein, „wenn Du sie tödtest, so wird sie nie ein Anderer besitzen.“

Doch rasch diese letzte Schwäche überwindend, hielt er Lenet am Arme zurück und sagte zu ihm:

„Nein, nein; Ihr habt ihr versprochen, bei mir zu bleiben; bleibt.“

„Was sagt er?“ fragte der Herzog den Kapitän der Garden.

Canolles hörte die Frage und erwiederte:

„Herr Herzog, ich sage, ich hätte nicht geglaubt, daß es von dem Gefängniß bis zu der Esplanade so weit wäre.“

„Ach!“ sprach Lenet, „beklagt Euch nicht, armer junger Mann, denn wir sind an Ort und Stelle.“

Die Fackeln, welche die Vorhut beleuchteten, die der Escorte voranging, verschwanden wirklich in diesem Augenblick an der Wendung der Straße.

Lenet drückte dem jungen Manne die Hand und ging, da er, ehe man auf den Richtplatz käme, einen letzten Versuch wagen wollte, auf den Herzog zu und sagte zu ihm:

„Herr Herzog, noch einmal flehe ich Euch um Gnade an; Ihr bereitet unserer Sache ein sicheres Verderben, wenn Ihr Herrn von Canolles hinrichten laßt.“

„Im Gegentheil,“ erwiederte der Herzog, „wir beweisen, daß wir sie als gerecht erachten, da wir uns nicht fürchten, Repressalien zu gebrauchen.“

„Die Repressalien sind unter Gleichgestellten üblich, Herr Herzog! Ihr möget aber sagen, was Ihr wollt, die Königin wird stets die Königin sein, und wir sind ihre Unterthanen.“

„Streiten wir nicht über solche Dinge in Gegenwart von Herrn von Canolles,“ antwortete mit lauter Stimme der Herzog, „Ihr seht wohl, daß dies unschicklich ist.“

„Sprecht nicht von Gnade in Gegenwart des Herrn Herzogs,“ sagte Canolles, „Ihr seht wohl, daß er seinen

Staatsstreich auszuführen im Begriffe ist; stören wir ihn nicht wegen solcher Kleinigkeiten. . . ."

Der Herzog erwiederte nichts, aber an seinen zusammengepreßten Lippen, an seinem ironischen Blicke sah man, daß der Pfeil getroffen hatte. Mittlerweile wurde der Marsch fortgesetzt, und Canolles befand sich nun ebenfalls am Eingange der Esplanade; in der Ferne, das heißt am andern Ende des Platzes, sah man die gedrängte Menge und den weiten Kreis, welchen die glänzenden Musketenläufe bildeten; in der Mitte erhob sich etwas Schwarzes, Ungestaltes, was Canolles in der Finsterniß zu erkennen nicht bemüht war, denn er glaubte, es wäre ein gewöhnliches Schaffot; aber zum Mittelpunkte des Platzes gelangend, beleuchteten die Fackeln plötzlich diesen Anfangs unkenntlichen schwarzen Gegenstand und hoben die furchtbare Silhouette eines Galgens hervor.

„Ein Galgen!" rief Canolles stille stehend und die Hand nach der Maschine ausstreckend. „Ist es nicht ein Galgen, was ich dort sehe, Herr Herzog?"

„In der That, Ihr täuscht Euch nicht," antwortete dieser mit kaltem Tone.

Die Röthe der Entrüstung färbte die Stirne des jungen Mannes, er schob die zwei Soldaten, welche an seinen Seiten gingen, zurück, befand sich mit einem Sprunge vor Herrn von Larochefoucault und rief:

„Mein Herr, vergeßt Ihr, daß ich Edelmann bin? Alle Welt weiß und dem Henker selbst ist es nicht unbekannt, daß ein Edelmann darauf Anspruch zu machen hat, daß man ihm den Kopf abhaut."

„Mein Herr, es gibt Umstände. . ."

„Mein Herr, nicht in meinem Namen spreche ich zu Euch, sondern im Namen des ganzen Adels, bei welchem Ihr einen so hohen Rang einnehmt, Ihr, der Ihr Prinz, der Ihr Herzog seid; es wäre eine Schmach, nicht für mich, der ich unschuldig bin, sondern fur Euch Alle, so

viel Ihr Euerer seid, wenn Einer der Euerigen am Galgen sterben müßte."

„Mein Herr, der König hat Richon hängen lassen!"

„Richon war ein braver Soldat, so edel dem Herzen nach, als irgend ein Mensch auf dieser Welt; aber er war nicht adelig seiner Geburt nach; ich bin dies. . ."

„Ihr vergeßt, daß es sich hier um Repressalien handelt," sagte der Herzog: „man würde Euch hängen, selbst wenn Ihr ein Prinz von Geblüt wäret."

Mit einer unüberlegten Bewegung suchte Canolles seinen Degen an seiner Seite, als er ihn aber nicht fand, gewann das Gefühl seiner Lage wieder seine ganze Kraft, sein Zorn verschwand, und er begriff, daß sein Uebergewicht gerade in seiner Schwäche lag.

„Herr Philosoph," sagte er, „wehe denen, welche Repressalien gebrauchen, und zweimal wehe denen, welche, wenn sie dieselben gebrauchen, der Menschlichkeit kein Gehör schenken! Ich verlangte nicht Gnade, ich verlangte Gerechtigkeit. Es gibt Menschen, welche mich lieben, mein Herr, ich lege auf dieses Wort einen besonderen Nachdruck, weil es Euch, wie ich wohl weiß, nicht bekannt ist, daß man lieben kann. In das Herz dieser Menschen werdet Ihr für immer, mit der Erinnerung an meinen Tod, das gemeine Bild des Galgens einprägen. Ich bitte Euch, einen Schwertstreich, eine Muskentenkugel; gebt mir Eueren Dolch, daß ich ihn mir selbst in die Brust stoße, und dann henkt meinen Leichnam, wenn es Euch Vergnügen macht."

„Richon ist lebendig gehenkt worden," erwiederte kalt der Herzog.

„Es ist gut. Doch höret mich: eines Tags wird Euch ein furchtbares Unglück treffen; eines Tags werdet Ihr Euch erinnern, daß dieses Unglück der Himmel als Strafe über Euch verhängt; ich meines Theils sterbe mit der Ueberzeugung, daß mein Tod Euer Werk ist."

Und ganz bebend, ganz bleich, aber voll Muth und

Begeisterung, näherte sich Canolles dem Galgen und setzte stolz und verächtlich vor dem Volke den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter.

„Meine Herren Henker," sprach er, „thut nun, was Eueres Amtes ist."

„Es ist nur Einer," rief die erstaunte Menge; „der Andere! wo ist der Andere? man hat uns zwei versprochen."

„Ah! das tröstet mich," sagte Canolles lächelnd, „dieser vortreffliche Pöbel ist nicht einmal mit dem, was Ihr für ihn thut, zufrieden: hört Ihr es, Herr Herzog?"

„Tod! Tod! Rache für Richon!" brüllten zehntausend Stimmen.

„Wenn ich sie aufhetzte," dachte Canolles, „sie sind im Stande, mich in Stücke zu zerreißen, dann würde ich nicht gehenkt, und der Herzog wäre wüthend. Ihr seid Feige," rief er, „ich erkenne unter Euch Menschen, welche bei dem Angriffe auf das Fort Saint-George waren, und die ich habe fliehen sehen. Ihr rächt Euch heute an mir dafür, daß ich Euch geschlagen habe."

Ein Gebrülle antwortete ihm.

„Ihr seid Feiglinge!" fuhr er fort, „Rebellen, Elende!"

Tausend Messer funkelten und es fielen Steine vor dem Galgen nieder.

„Vortrefflich," murmelte Canolles; dann mit lauter Stimme: „Der König hat Richon hängen lassen, und daran hat er wohl gethan; wenn er Bordeaux nimmt, wird er noch viele Andere hängen lassen."

Bei diesen Worten stürzte die Menge wie ein Strom gegen die Esplanade, warf die Wachen nieder, zertrümmerte die Palissaden und drang brüllend gegen den Gefangenen vor.

Indessen hatte einer von den Henkern, auf ein Zeichen des Herzogs, Canolles unter den Armen, emporgehoben, während ihm der andere eine Schlinge um den Hals zog.

Canolles fühlte den Druck des Strickes und verdoppelte seine Schmähungen; wollte er zu rechter Zeit getödtet werden, so hatte er keine Minute zu verlieren. In diesem äußersten Momente schaute er umher, aber überall sah er nur flammende Augen und drohende Waffen.

Ein Mensch allein, ein Soldat zu Pferde, zeigte ihm seine Muskete.

„Cauvignac! es ist Cauvignac!" rief Canolles sich mit seinen beiden Händen, die man nicht gebunden hatte, an die Leiter anklammernd.

Cauvignac machte demjenigen, welchen er nicht hatte retten können, mit seinem Gewehre ein Zeichen und schlug auf ihn an.

Canolles verstand ihn und rief, mit einer Bewegung des Kopfes:

„Ja, ja."

Nun haben wir zu erzählen, wie Cauvignac hierher kam.

XVI.

Wir haben Cauvignac von Libourne abgehen sehen und wissen, in welcher Absicht er abging.

Als er zu seinen von Ferguzon befehligten Soldaten gelangte, hielt er einen Augenblick an, nicht um Athem zu schöpfen, sondern um den Plan auszuführen, den ein so rascher Ritt seinem erfindungsreichen Geiste zu bilden gestattet hatte.

Zuerst hatte er sich gesagt, und zwar mit sehr viel Vernunft, wenn er nach dem, was vorgefallen war, vor der Frau Prinzessin zu erscheinen wagte, so würde die Frau Prinzessin, welche Canolles, gegen den sie nichts

hatte, hängen ließ, nicht verfehlen, auch ihn hängen zu lassen, dem sie wohl etwas vorwerfen könnte, und seine Sendung, in der Beziehung erfüllt, daß Canolles vielleicht gerettet wäre, würde dadurch mißglücken, daß man ihn henkte.... Er beeilte sich daher, mit einem von seinen Soldaten die Kleider zu wechseln, ließ Barrabas, welcher der Frau Prinzessin weniger bekannt war, als er, sein schönstes Gewand anziehen, nahm ihn mit sich und jagte auf der Straße nach Bordeaux fort. Eines beunruhigte ihn jedoch: der Inhalt des Briefes, welchen er bei sich trug, und den seine Schwester mit so großem Vertrauen geschrieben hatte, daß man ihn ihrer Meinung nach nur der Prinzessin zu übergeben brauchte, damit Canolles gerettet wäre; diese Unruhe nahm dergestalt zu, daß er ganz einfach den Brief zu lesen beschloß, wobei er sich selbst die Bemerkung machte, ein guter Unterhändler könnte in seiner Negociaton nicht siegen, wenn er nicht ganz mit der Angelegenheit, mit der man ihn beauftragt, bekannt wäre,.... und dann sündigte Cauvignac allerdings nicht aus einem übertriebenen Zutrauen zu seiner Verwandtin, und Nanon, obgleich sie seine Schwester war und gerade weil sie seine Schwester war, konnte wohl gegen ihren Bruder, einmal wegen des Abenteuers in Jaulnay, vnd dann wegen seiner unerwarteten Entweichung aus dem Schlosse Trompette einen Groll hegen und, die Rolle des Zufalls spielend, Alles wieder an seine Stelle bringen, was nur eine einfache Familien-Ueberlieferung gewesen wäre.

Cauvignac öffnete leicht den Brief, der mit einem Wachssiegel verschlossen war, und wurde von einem seltsamen, schmerzlichen Eindrucke ergriffen, als er denselben las:

Nanon schrieb Folgendes:

„Frau Prinzessin, es bedarf eines Sühnopfers für den unglücklichen Richon: nehmt keinen Unschuldigen, nehmt die wahre Schuldige; Herr von Canolles soll nicht sterben, denn Herrn von Canolles tödten, hieße einen Mord durch einen andern Mord rächen. In dem Augenblick, wo

Ihr diesen Brief leset, habe ich nur noch eine Meile zurückzulegen, um mit Allem, was ich besitze, nach Bordeaux zu gelangen; Ihr liefert mich dem Volke aus, das mich haßt, denn es wollte mich bereits zweimal erwürgen, und behaltet meine Reichthümer, welche sich auf zwei Millionen belaufen. Oh! Madame, auf den Knieen flehe ich Euch um diese Gnade an; ich trage zum Theil die Schuld an diesem Kriege; bin ich todt, so ist der Friede in der Provinz hergestellt, und Euere Hoheit triumphirt. Madame, eine Viertelstunde Frist! Ihr laßt Canolles nicht eher frei, als bis Ihr mich in Händen habt; aber dann, bei Euerer Seele, nicht wahr, dann laßt Ihr ihn frei?

„Und ich bin Euere ehrerbietige und dankbare

Nanon von Lartigues."

Cauvignac war, nachdem er diese Zeilen gelesen hatte, ganz erstaunt, als er sein Herz übervoll und seine Augen feucht fühlte.

Er blieb einen Augenblick unbeweglich und stumm, als könnte er nicht an diese Worte glauben. Plötzlich aber rief er:

„Es ist also wahr, es gibt auf dieser Welt edle Herzen, nur aus Vergnügen, so zu sein! Mord und Tod! man wird sehen, daß ich so gut wie jeder Andere im Stande bin, Edelmuth zu üben, wenn es sein muß." Und da er sich am Thore der Stadt befand, übergab er seinen Brief Barrabas mit der einfachen Instruktion:

„Auf Alles, was man Dir sagen wird, antworte nur: „„Befehl des Königs!"" und händige diesen Brief keiner andern Person als Frau von Condé selbst ein."

Während Barrabas nach dem von der Frau Prinzessin bewohnten Pallaste eilte, schlug Cauvignac den Weg nach dem Schlosse Trompette ein.

Barrabas stieß auf kein Hinderniß; die Straßen waren verlassen, die Stadt schien leer, die ganze Bevölkerung war nach der Esplanade gezogen. An dem Thore des Pallastes

wollten ihm die Wachen den Eingang verwehren; aber gemäß der Vorschrift von Cauvignac schwang er seinen Brief in der Luft und rief:

„Auf Befehl des Königs . . . auf Befehl des Königs!“

Die Wachen hielten ihn für einen Boten vom Hofe und hoben ihre Hellebarden auf.

Barrabas drang also in den Pallast, wie er in die Stadt gedrungen war.

Es war aber, wie man sich vielleicht erinnern wird, nicht das erste Mal, daß der würdige Lieutenant von Meister Cauvignac die Ehre hatte, vor Frau von Condé zu erscheinen. Er sprang also vom Pferde, und da er seinen Weg kannte, so lief er rasch nach der Treppe und drang mitten durch die geschäftigen Bedienten in die fürstlichen Gemächer; hier blieb er stille stehen, denn er befand sich einer Dam e gegenüber, in welcher er die Frau Prinzessin erkannte, zu deren Füßen eine andere Frau lag.

„Oh! Gnade, Hoheit, Gnade im Namen des Himmels!“ rief diese.

„Claire,“ erwiederte die Prinzessin, „laß mich, sei vernünftig, bedenke, daß wir unserer Eigenschaft als Frauen entsagt haben, wie wir unsern Kleidern entsagten: wir sind die Statthalter des Herrn Prinzen, und die Staatsraison befiehlt.“

„Oh! Madame, es gibt keine Staatsraison mehr für mich,“ rief Claire, „es gibt keine politische Partei, keine Meinung mehr für mich, er nur allein ist für mich in dieser Welt vorhanden, die er verlassen soll, und wenn er sie verlassen hat, gibt es für mich nur noch den Tod.“

„Claire, mein Kind, ich habe Dir bereits gesagt, es wäre unmöglich,“ versetzte die Prinzessin; „sie haben uns Richon getödtet, wenn wir ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, sind wir entehrt.“

„Oh! Madame, man hat sich nie dadurch entehrt, daß man Gnade übte; man hat sich nie dadurch entehrt,

daß man von einem dem Könige des Himmels und den Königen der Erde vorbehaltenen Vorrechte Gebrauch machte; ein Wort, Madame, ein einziges Wort, der Unglückliche erwartet es."

„Claire, Du bist toll, ich sage Dir, es ist unmöglich."

„Aber ich habe ihm gesagt, er sei gerettet; ich habe ihm seine, eigenhändig von Euch unterzeichnete, Begnadigung gezeigt; ich habe ihm gesagt, ich würde mit der Bestätigung des Gnadenbriefes zurückkehren!"

„Ich ertheilte diesen unter der Bedingung, daß der Andere für ihn bezahlen würde; warum hat man den Andern entkommen lassen?"

„Er ist nicht an dieser Entweichung Schuld, das schwöre ich Euch; überdies ist der Andere vielleicht nicht gerettet; man wird ihn am Ende wiederfinden."

„Oh! ja, nimm Dich wohl in Acht," sagte Barrabas, der gerade in diesem Augenblick eintrat.

„Madame, sie werden ihn fortführen; Hoheit, die Zeit läuft ab; sie werden des Wartens müde werden!"

„Du hast Recht, Claire," sprach die Prinzessin; „denn ich habe befohlen, daß um eilf Uhr Alles vorüber sein soll, es schlägt gerade eilf Uhr, und Alles muß beendigt sein."

Die Vicomtesse stieß einen Schrei aus und erhob sich; als sie sich umwandte, stand sie Barrabas gegenüber.

„Wer seid Ihr? was wollt Ihr?" rief sie; „kommt Ihr schon, um seinen Tod zu verkündigen?"

„Nein, Madame," antwortete Barrabas mit seiner freundlichsten Miene, „ich komme im Gegentheil, um ihn zu retten."

„Wie dies?" rief die Vicomtesse; „sprecht geschwinde."

„Indem ich diesen Brief der Frau Prinzessin übergebe."

Frau von Cambes streckte den Arm aus, entriß den Brief den Händen des Boten, überreichte ihn der Prinzessin und rief:

„Ich weiß nicht, was dieser Brief enthält, aber im Namen des Himmels, leset.“

Die Prinzessin öffnete den Brief und las ganz laut, während Frau von Cambes, bei jeder Zeile erbleichend, die Worte verschlang, wie sie von den Lippen der Prinzessin fielen.

„Von Nanon!“ rief die Prinzessin, nachdem sie gelesen hatte. „Nanon ist hier! Nanon liefert sich aus. Wo ist Lenet? wo ist der Herzog? Ist Niemand da?“

„Ich bin da, bereit zu laufen, wohin Euere Hoheit will.“

„Lauft auf die Esplanade, lauft nach dem Richtplatz, sagt, man solle die Vollziehung des Urtheils verschieben; doch nein, man würde Euch keinen Glauben schenken.“

Und die Prinzessin sprang nach einer Feder und schrieb unten an das Billet: „Verschiebt,“ und übergab den Brief offen Barrabas, der aus dem Zimmer eilte.

„Oh!“ murmelte die Vicomtesse, „sie liebt ihn mehr als ich; und, ich Unglückliche! ihr wird er das Leben zu verdanken haben.“

Und dieser Gedanke wirft sie wie vom Blitze getroffen auf einen Stuhl nieder, sie, die aufrecht stehend alle Schläge dieses furchtbaren Tages ertragen hatte.

Barrabas verlor indessen keine Sekunde; er eilte die Treppe hinab, als ob er Flügel hätte, sprang wieder auf sein Pferd und ritt im Galopp nach der Esplanade fort.

In derselben Zeit, in der er sich nach dem Pallaste begab, war Cauvignac geraden Wegs nach dem Schlosse Trompette geritten. Beschützt durch die Nacht, unkenntlich gemacht durch den breitkrämpigen, über die Augen herabgeschlagenen Hut, fragte er hier und erfuhr seine Entweichung in allen Einzelnheiten, und wie Canolles für ihn bezahlen sollte. Da jagte er instinktartig und ohne zu

wissen, was er dort thun wollte, sein Pferd mit aller Wuth spornend, die Menge durchschneidend, Alles niederwerfend, was sich ihm in den Weg stellte, nach der Esplanade; hier angelangt, erblickt er den Galgen und stößt einen Schrei aus, der sich unter dem Gebrülle des Volkes verliert, welches Canolles herausfordert und aufstachelt, um sich von ihm zerreißen zu lassen.

In diesem Augenblick gewahrt ihn Canolles; er erräth seine Absicht und bedeutet ihm mit einem Zeichen des Kopfes, er sei willkommen.

Cauvignac erhebt sich auf den Steigbügeln, schaut umher, ob er nicht Barrabas oder einen Boten der Prinzessin kommen sehe, horcht, ob er nicht das Wort „Gnade!“ erschallen höre, aber er sieht nichts, er hört nichts, als Canolles, den der Henker von der Leiter loszumachen und in die Luft zu schleudern im Begriffe ist, während er mit einer Hand auf sein Herz deutet.

Da senkt Cauvignac seine Muskete in der Richtung des jungen Mannes, schlägt an, zielt und gibt Feuer.

„Ich danke,“ sprach Canolles die Arme öffnend; „ich sterbe wenigstens den Tod eines Soldaten.“

Die Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt.

Der Henker stieß den Körper ab, und dieser blieb am Ende des entehrenden Stranges hängen, . . aber es war nur noch eine Leiche.

Der Knall wirkte wie ein Signal, tausend andere Musketenschüsse donnern gleichzeitig. Eine Stimme ruft:

„Haltet ein! haltet ein! schneidet den Strick ab.“

Aber diese Stimme verliert sich im Gebrülle der Menge; überdies wird der Strick von einer Kugel abgeschnitten; vergebens leistet die Wache Widerstand, sie wird von den Volkswogen zurückgeworfen; der Galgen wird zertrümmert, niedergerissen, vernichtet; die Henker fliehen, die Menge breitet sich wie ein Schatten aus, bemächtigt sich

des Leichnams, zerfleischt ihn und schleppt ihn in Fetzen durch die Stadt.

Dumm in ihrem Hasse, glaubte die Menge die Strafe des Edelmanns zu schärfen, während sie ihm im Gegentheil die Ehrlosigkeit ersparte, die er so sehr fürchtete.

Während dieser Volksbewegung erreichte Barrabas den Herzog, und obgleich er selbst einsah, daß er zu spät kam, übergab er ihm doch seine Depeche.

Der Herzog zog sich mitten unter den Flintenschüssen nur etwas beiseit, denn er war kalt und ruhig in seinem Muthe, wie in Allem, was er that; dann entsiegelte er den Brief und las seinen Inhalt.

„Das ist Schade," sprach er, sich gegen seine Officiere umwendend, „was diese Nanon vorschlug, wäre vielleicht mehr werth gewesen, aber was geschehen ist, ist geschehen."

Nach kurzer Ueberlegung fügte er bei.

„Doch, wenn ich bedenke . . . da sie unsere Antwort jenseits des Flusses erwartet, so könnte man diese Angelegenheit vielleicht dort wieder anknüpfen."

Und ohne sich weiter um den Boten zu bekümmern, gab er seinem Pferde die Sporen und kehrte mit seiner Escorte zu der Prinzessin zurück.

In demselben Augenblick brach der seit einiger Zeit dräuende Sturm über Bordeaux los, und von Blitzen begleitet fiel ein gewaltiger Regen auf den Platz der Esplanade, als wollte er das unschuldige Blut abwaschen.

XVII.

Während diese Dinge in Bordeaux vorfielen, während der Pöbel den Leichnam des unglücklichen Canolles durch

die Straßen schleppte, und der Herzog von Larochefoucault zurückkehrte und dem Stolze der Frau Prinzessin schmeichelte, indem er ihr sagte, um das Böse zu thun, sei sie so mächtig als eine Königin; während Cauvignac, welcher dachte, es wäre unnütz, seine Sendung weiter zu treiben, mit Barrabas die Thore der Stadt wieder erreichte, hielt eine Carrosse, gezogen von vier athemlosen, mit Schaum bedeckten Pferden, auf dem Bordeaux entgegengesetzten Ufer der Gironde zwischen dem Dorfe Belcroix und dem Dorfe de la Bastide an.

Es hatte so eben eilf Uhr geschlagen.

Ein Läufer, der zu Pferde folgte, sprang hastig zu Boden, sobald er den Wagen unbeweglich sah, und öffnete den Kutschenschlag.

Eine Dame stieg rasch aus, befragte den von einem blutigen Reflexe gerötheten Himmel und horchte auf den entfernten Lärmen.

„Ihr wißt gewiß, daß uns Niemand gefolgt ist," sprach sie zu ihrer Kammerfrau, welche nach ihr ausstieg.

„Nein, Madame," antwortete diese; „die Piqueurs, welche auf Euern Befehl zurückgeblieben sind, haben den Wagen eingeholt und sagen, sie hätten nichts gesehen und nichts gehört."

„Und Ihr, hört Ihr nichts, in der Richtung der Stadt?"

„Es kommt mir vor, als hörte ich entferntes Geschrei."

„Seht Ihr nichts?"

„Ich sehe etwas wie den Schimmer einer Feuersbrunst."

„Das sind Fackeln."

„Ja, Madame, ja, denn sie bewegen sich, sie laufen wie Irrlichter. Hört Ihr, Madame? der Lärmen verdoppelt sich, und das Geschrei wird ganz deutlich."

„Mein Gott!" rief die junge Frau und sank auf

dem feuchten Boden auf die Kniee; „mein Gott! mein Gott!“

Das war ihr einziges Gebet. Ein einziges Wort bot sich ihrem Geiste, ihr Mund vermochte nur ein Wort zu articuliren, es war der Name des Einzigen, der ein Wunder zu ihren Gunsten bewirken konnte.

Die Kammerfrau hatte sich nicht getäuscht; es bewegten sich in der That Fackeln, das Geschrei schien näher zu kommen; man hörte einen Flintenschuß, dem fünfzig andere folgten, dann ein gewaltiges Geräusch, dann erloschen die Fackeln und das Geschrei entfernte sich; der Regen fing an herabzustürzen, ein Sturm brauste am Himmel; aber was kümmerte sich die junge Frau darum: sie hatte nicht vor den Blitzen bange.

Ihre Augen waren beständig auf die Stelle geheftet, wo sie so viele Fackeln gesehen, wo sie einen so gewaltigen Lärmen gehört hatte. Sie sah nichts mehr, sie hörte nichts mehr, und bei dem Schimmer der Blitze kam es ihr vor, als wäre der Platz leer.

„Oh! ich habe nicht die Kraft, länger zu warten,“ rief sie. „Nach Bordeaux! man führe mich nach Bordeaux!“

Plötzlich hörte man ein Geräusch von Pferden, das sich rasch näherte.

„Ah!“ sprach sie, „endlich kommen sie. Hier sind sie. Adieu, Finette, ziehe Dich zurück, Finette, ich muß allein gehen; nehmt sie zu Euch auf Euer Pferd, Lombard, und laßt Alles, was ich mitgebracht habe, im Wagen.“

„Aber was wollt Ihr denn machen, Madame!“ rief die Kammerfrau ganz erschrocken.

„Gott befohlen, Finette, lebe wohl!“

„Warum Lebewohl, Madame? Wohin geht Ihr denn?“

„Ich gehe nach Bordeaux.“

„Oh! im Namen des Himmels, thut das nicht, Madame, sie werden Euch tödten.“

„Nun, warum glaubst Du denn, daß ich dahin gehen will?“

„Oh! Madame! Lombard zu Hülfe! herbei, wir müssen sie verhindern . . .“

„Stille! entferne Dich, Finette. Ich habe mich Deiner erinnert; sei unbesorgt, entferne Dich, es soll Dir kein Unglück widerfahren. Gehorche, sie nahen. Hier sind sie!“

Ein Reiter, in einiger Entfernung von einem andern Reiter gefolgt, jagte wirklich herbei; man hörte sein Pferd mehr brüllen als schnaufen.

„Meine Schwester! meine Schwester!“ schrie er. „Oh! ich komme noch zu rechter Zeit.“

„Cauvignac!“ rief Nanon. „Nun, ist es abgemacht? erwartet er mich? brechen wir auf?“

Aber statt zu antworten, springt Cauvignac vom Pferde und faßt Nanon, welche ihn mit der unbeweglichen Starrheit der Gespenster und Wahnsinnigen gewähren läßt, in seine Arme. Er legt sie in den Wagen, läßt Finette und Lombard zu ihr einsteigen, schließt den Kutschenschlag und schwingt sich auf sein Roß. Wieder zu sich gekommen, schreit und zerarbeitet sich die arme Nanon vergebens.

„Laßt sie nicht los,“ ruft Cauvignac, „laßt sie um Alles in der Welt nicht los. Barrabas, bewache den andern Schlag, und Dir, Kutscher, zerschmettere ich die Hirnschale, wenn Deine Pferde aus dem Galopp fallen.“

Diese Befehle werden so rasch gegeben, daß ein Augenblick des Zögerns eintritt; der Wagen setzt sich sehr langsam in Bewegung; die Bedienten zittern, die Pferde wollen nicht vorwärts.

„Aber beeilt Euch doch, tausend Teufel!“ schrie Cauvignac; „sie kommen, sie kommen.“

Man vernahm wirklich in der Ferne den Hufschlag

von Pferden, dem Rollen eines Donners ähnlich, der rasch und drohend näher kommt.

Die Furcht ist ansteckend. Bei der Stimme von Cauvignac begreift der Kutscher, daß irgend eine große Gefahr dräut, und faßt die Zügel seiner Pferde.

„Wohin fahren wir?“ stammelte er.

„Nach Bordeaux! nach Bordeaux!“ ruft Nanon aus dem Innern des Wagens.

„Tausend Donner, nach Libourne!“ schreit Cauvignac.

„Herr, die Pferde werden fallen, ehe sie zwei Meilen gemacht haben.“

„Ich verlange nicht, daß sie so viel machen!“ ruft Cauvignac und peitscht sie mit seinem Degen. „Wenn sie nur bis zu dem Posten von Ferguzon kommen, mehr fordere ich nicht.“

Und die plumpe Maschine setzt sich in Bewegung und rollt mit einer furchtbaren Geschwindigkeit fort. Menschen und Pferde beleben sich gegenseitig, die einen durch Geschrei, die andern durch Wiehern.

Nanon hat es versucht, zu widerstreben, zu kämpfen, aus dem Wagen zu springen; doch sie erschöpft ihre Kräfte in diesem Kampfe und fällt gelähmt zurück; sie hört nicht mehr, sie sieht nicht mehr. Sie strengt sich an, in diesem Gemenge die fliehenden Schatten festzuhalten, aber es faßt sie der Schwindel, sie schließt die Augen, stößt einen Schrei aus und bleibt kalt in den Armen ihrer Kammerfrau.

Cauvignac ist an dem Kutschenschlage vorbeigeritten und hat die Köpfe der Pferde erreicht. Sein Roß läßt einen Feuerstreifen auf dem Pflaster der Straße zurück.

„Herbei! Ferguzon, herbei!“ ruft er.

Und er hört etwas wie ein Hurrah in der Ferne.

„Hölle!“ schreit Cauvignac, „Du spielst gegen mich, doch ich glaube, du wirst heute abermals verlieren.“

Es ertönen mehre Flintenschüsse von hinten, aber vorne antwortet man durch ein allgemeines Feuer.

Der Wagen hält an, zwei Pferde sind vor Anstrengung gestürzt, ein drittes hat eine Kugel niedergeschmettert.

Ferguzon und seine Leute fallen über die Truppen von Herrn von Larochefoucault her; da sie ihnen der Anzahl nach dreifach überlegen sind, so vermögen die Bordelesen keinen Widerstand zu leisten, wenden ihre Pferde und Sieger und Besiegte, Verfolger und Flüchtige, verschwinden wie eine Wolke, die der Wind fortträgt, in der Finsterniß der Nacht.

Cauvignac bleibt mit den Dienern allein und Finette sucht die jedes Gefühles beraubte Nanon wiederzubeleben.

Zum Glück war man nur hundert Schritte von dem Dorfe Carbonblanc entfernt. Cauvignac trug Nanon in seinen Armen bis zu dem ersten Hause des Dorfes. Hier legte er, nachdem er Befehl gegeben hatte, den Wagen nachzubringen, seine Schwester auf ein Bett, zog sodann aus seiner Brust einen Gegenstand hervor, den Finette nicht unterscheiden konnte, und steckte ihn in die krampfhaft zusammengepreßte Hand der armen Frau.

Als Nanon am andern Tage aus dem, was sie für einen furchtbaren Traum hielt, erwachte, griff sie mit dieser Hand in ihr Gesicht, und etwas Seidenes, Duftendes streifte ihre bleichen Lippen.

Es war eine Haarlocke von Canolles, welche Cauvignac heldenmüthig mit Gefahr seines Lebens von den bordelesischen Tigern erobert hatte.

XVIII.

Acht Tage und acht Nächte hindurch blieb Frau von Cambes, nachdem sie die furchtbare Kunde vernommen, wie im Wahnsinn in dem Bette, in das man sie ohnmächtig gebracht hatte.

Ihre Frauen wachten an ihrem Lager, Pompée aber bewachte die Thüre; nur der alte Diener allein vermochte, an dem Bette seiner unglücklichen Gebieterin niederknieend, einen Funken Vernunft in ihr zu erwecken.

Zahlreiche Besuche belagerten diese Thüre; aber streng wie ein alter Soldat sich an die Vorschrift haltend, vertheidigte der treue Stallmeister muthig den Eingang, einmal in der Ueberzeugung, daß jeder Besuch seiner Herrin lästig sein müßte, und dann auf Befehl des Arztes, der vor einer zu starken Bewegung für Frau von Cambes bange hatte.

Jeden Morgen erschien Lenet an der Thüre der armen jungen Frau, aber Lenet wurde eben so wenig als die Anderen angenommen. Die Frau Prinzessin selbst kam mit einem großen Gefolge, als sie eines Tags die Mutter des armen Richon besucht hatte, welche in einer Vorstadt von Bordeaux wohnte. Abgesehen von der Theilnahme, welche Frau von Condé für die Vicomtesse hegte, war es ihr Zweck, eine völlige Unparteilichkeit zur Schau zu stellen.

Sie erschien daher, um die Souveränin zu spielen, aber Pompée bemerkte ihr in aller Ehrfurcht, er hätte eine Verordnung, von welcher er nicht abgehen könnte; alle Männer, selbst die Herzoge und Generale, alle Frauen, selbst die Prinzessinnen, müßten sich dieser Verordnung fügen, und Frau von Condé mehr als irgend eine Andere, in Betracht, daß nach dem, was vorgefallen, ihr Besuch eine furchtbare Krise herbeiführen könnte.

Der Prinzessin, welche sich einer Pflicht entledigte oder zu entledigen glaubte, war es sehr willkommen, sich zurückziehen zu können; sie ließ sich das also nicht zweimal sagen und entfernte sich mir ihrem Gefolge.

Am neunten Tage kam Claire wieder zum Bewußtsein; während ihres achtmal vierundzwanzig Stunden anhaltenden Deliriums hatte sie nicht zu weinen aufgehört; obgleich das Fieber in der Regel die Thränen trocknet, so hatten doch die ihrigen gleichsam eine Furche unter ihrem Augenliede gegraben, welches von einem roth und blaßblauen Kreise umgeben war, wie das der erhabenen Jungfrau von Rubens.

Am neunten Tage kehrte, wie gesagt, in dem Augenblick, wo man es am wenigsten erwartete und bereits zu verzweifeln anfing, die Vernunft wie durch einen Zauber bei ihr zurück: ihre Thränen versiegten, ihre Augen schauten umher und hefteten sich mit einem traurigen Lächeln auf ihre Frauen, welche ihr so eifrig beigestanden waren, und auf Pompée, der sie so gut bewacht hatte; dann blieb sie einige Stunden stumm und auf ihren Ellenbogen gelehnt und verfolgte mit starrem Blicke denselben Gedanken, der immer lebendiger in ihrem wiedergeborenen Geiste sich erzeugte und ausbildete.

Plötzlich sagte sie, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihre Kräfte ihrem Entschlusse entsprächen:

„Man kleide mich an."

Die Frauen näherten sich ihr erstaunt und wollten in Ehrfurcht und Liebe Einsprache thun. Pompée machte

drei Schritte im Zimmer und faltete die Hände, als wollte er sie anflehen.

Die Vicomtesse wiederholte jedoch sanft, aber mit festem Tone:

„Ich habe bereits gesagt, man solle mich ankleiden; kleidet mich an."

Die Frauen schickten sich an zu gehorchen. Pompée verbeugte sich und ging rückwärts hinaus.

Ach! die rosigen, vollen Wangen hatten der Bläſſe, der Magerkeit der Sterbenden ihre Stelle eingeräumt; ihre immer noch schöne und reizend geformte Hand hob sich durchsichtig und elfenbeinartig mattweiß auf ihre Brust, welche die Weiße des Batists verdunkelte, in den sie gehüllt war; unter der Haut liefen ihre bläulichrothen Adern hin . . . ein Symptom der Erschöpfung in Folge von langen Leiden. Die Gewänder, welche sie kurz zuvor ausgezogen hatte, fielen, statt wie früher ihren zierlichen Wuchs hervorzuheben, in langen und weiten Falten an ihr herab. Man kleidete sie nach ihrem Begehren, aber die Toilette dauerte lange, denn sie war so schwach, daß man dreimal eine Ohnmacht befürchtete; als sie endlich angekleidet war, näherte sie sich einem Fenster. Doch plötzlich zurückweichend, als ob der Anblick des Himmels und der Stadt sie erschreckt hätte, setzte sie sich an einen Tisch, verlangte Tinte und Feder, und schrieb an die Prinzessin, um sich die Gnade einer Audienz zu erbitten. Zehn Minuten nachdem dieser Brief durch Pompée an die Frau Prinzessin abgeschickt war, hörte man das Geräusch eines Wagens, welcher vor dem Hotel hielt, und beinahe in demselben Augenblick wurde Frau von Tourville gemeldet.

„Habt Ihr wirklich an die Frau Prinzessin geschrieben, um Euch eine Audienz von ihr zu erbitten?" fragte Frau von Tourville die Vicomtesse von Cambes.

„Ja, Madame," antwortete Claire; „sollte sie mir dieselbe verweigern?"

„Oh! im Gegentheil, liebes Kind; ich eile herbei,

um Euch in ihrem Auftrage zu sagen, Ihr wisset wohl, daß Ihr keiner Audienz bedürfet und zu jeder Stunde des Tages und der Nacht unangemeldet bei ihr eintreten könnet.“

„Ich danke, Madame, und werde von der Erlaubniß Gebrauch machen.“

„Wie?“ rief Frau von Tourville. „Ihr wollt Euch in dem Zustand, in welchem Ihr Euch befindet, hinauswagen?“

„Seid unbesorgt, Madame,“ erwiederte die Vicomtesse; „ich fühle mich vollkommen wohl.“

„Und Ihr kommt? . . .“

„In einem Augenblick.“

„Ich werde die Frau Prinzessin von Euerer Ankunft benachrichtigen.“

Und Frau von Tourville entfernte sich, wie sie gekommen war, nachdem sie der Vicomtesse eine ceremoniöse Verbeugung gemacht hatte. Die Kunde von diesem unerwarteten Besuche brachte, wie man sich leicht denken kann, eine große Wirkung an dem kleinen Hofe hervor; die Lage der Vicomtesse hatte ebenso allgemeine als lebhafte Theilnahme eingeflößt, denn es billigte entfernt nicht Jedermann das Benehmen der Frau Prinzessin unter den jüngsten Umständen. Die Neugierde steigerte sich daher auf den höchsten Grad: Officiere, Ehrendamen, Höflinge füllten das Cabinet von Frau von Condé, welche nicht an den zugesagten Besuch glauben wollte, denn noch am Tage vorher hatte man den Zustand von Claire als beinahe verzweifelt geschildert.

Plötzlich meldete man die Frau Vicomtesse von Cambes.

Claire erschien.

Beim Anblick dieses wachsbleichen, marmorartig kalten, unbeweglichen Gesichtes, dessen hohle, von einem dunkeln Kreise umgebene Augen nur noch einen Funken,

den letzten Reflex der von ihr vergossenen Thränen, hatten, erhob sich ein schmerzliches Gemurmel um die Prinzessin.

Claire schien es nicht zu bemerken.

Lenet kam ihr tief erschüttert entgegen und reichte ihr die Hand.

Aber ohne ihm die ihrige dagegen zu bieten, machte Claire eine Verbeugung voll erhabenen Anstands und ging durch die ganze Länge des Saales mit festem Schritte, obgleich sie so bleich war, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, sie würde fallen.

Sehr bewegt und selbst sehr bleich, sah die Prinzessin Claire mit einem Gefühle vorschreiten, das dem Schrecken glich, und sie besaß nicht die Kraft, dieses Gefühl zu verbergen, welches sich unwillkührlich auf ihrem Antlitz ausprägte.

„Madame," sprach die Vicomtesse mit ernstem Tone, „ich habe Euere Hoheit um die Gnade einer Audienz gebeten, um sie im Angesichte Aller zu fragen, ob sie, seitdem ich ihr zu dienen die Ehre gehabt habe, mit meiner Treue und Ergebenheit zufrieden gewesen ist."

Die Prinzessin drückte ihr Taschentuch an ihre Lippen und antwortete sodann:

„Allerdings, theuere Vicomtesse, ich bin bei jeder Gelegenheit vollkommen mit Euch zufrieden gewesen und habe Euch meine Dankbarkeit mehr als einmal ausgedrückt."

„Dieses Zeugniß ist kostbar für mich," erwiederte die Vicomtesse, „denn es berechtigt mich, Euere Hoheit zu bitten, mir gnädigst meinen Abschied gewähren zu wollen."

„Wie!" rief die Prinzessin, „Ihr verlaßt mich, Claire?"

Claire verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schwieg.

Man sah auf allen Gesichtern die Scham, die Reue und den Schmerz. Eine Todesstille schwebte über der Versammlung.

„Aber warum verlaßt Ihr mich?“ fragte die Prinzessin.

„Ich habe nur noch wenige Tage zu leben, Madame,“ antwortete die Vicomtesse, „und diese wenigen Tage möchte ich gern zum Werke meines Heils anwenden.“

„Claire, liebe Claire,“ rief die Prinzessin, „bedenkt doch. . .“

„Madame,“ unterbrach sie die Vicomtesse, „ich wage es, mir zwei Gnaden von Euch zu erbitten; darf ich hoffen, daß Ihr sie mir gewähren werdet?“

„Ah! sprecht, sprecht, denn ich bin glücklich, etwas für Euch thun zu können.“

„Ihr könnt es.“

„Dann nennt diese Gnaden.“

„Die erste ist die Bewilligung der seit dem Tode von Frau von Montivy erledigten Sainte-Radegonde-Abtei.“

„Euch eine Abtei, liebes Kind! Ihr denkt nicht daran.“

„Die zweite, Madame,“ fuhr Claire mit einem leichten Zittern der Stimme fort, „die zweite besteht darin, daß es mir erlaubt sein möge, auf meinem Gute Cambes den Leib meines von den Einwohnern von Bordeaux ermordeten Bräutigams, des Herrn Baron Raoul von Canolles, bestatten zu lassen.“

Die Prinzessin wandte sich, ihre kraftlosen Hände an ihr Herz pressend, ab. Der Herzog von Larochefoucault erbleichte und gerieth in sichtbare Verwirrung. Lenet öffnete die Thüre des Saales und entfloh.

„Euere Hoheit antwortet nicht?“ sprach Claire: „schlägt sie mir meine Bitten ab? ich habe vielleicht zu viel verlangt?“

Frau von Condé hatte nur noch Kraft genug, um mit dem Kopfe ein Zeichen der Einwilligung zu machen; dann fiel sie ohnmächtig in ihren Lehnstuhl.

Claire wandte sich wie eine Bildsäule um, man öff-

nete ihr einen breiten Weg, sie schritt kalt und aufrecht an allen den gebeugten Stirnen vorüber, und erst nachdem sie den Saal verlassen, bemerkte man, daß Niemand daran gedacht hatte, Frau von Condé Hülfe zu leisten.

Nach fünf Minuten rollte ein Wagen langsam durch den Hof: es war die Vicomtesse, welche Bordeaux verließ.

„Was beschließt Euere Hoheit?" fragte die Marquise von Tourville Frau von Condé, als diese wieder zu sich kam.

„Man willfahre der Frau Vicomtesse in Betreff der beiden von ihr so eben vorgebrachten Wünsche, und bitte sie, uns zu verzeihen."

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Der Frauenkrieg

Bd.: 7-8

Stuttgart 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.o.27-km(6#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718572-5